~~EE 102~~
~~2 5 6 a 2~~

DOMI NUS ILLU MINA TIO MEA

Taylor Institution.

1882

Vet. Ger. III B. 841

Mythologiſche
Forſchungen und Sammlungen

von

Wolfgang Menzel.

Erſtes Bändchen.

Stuttgart und Tübingen,
Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
1842.

EE 102

THE TAYLOR INSTITUTION
UNIVERSITY
24 MAR. 1938
OF OXFORD

Dem großen Orientaliſten

Joſeph Freiherrn v. Hammer-Purgſtall

ehrfurchtsvoll zugeeignet

vom Verfaſſer.

Digitized by Google

Ew. Hochwohlgeboren

unſterblicher Name wird über der aufgeſchloſſenen Pforte des Orients um ſo heller leuchten, je mehr Europa nach Aſien vorrücken und unſere Civiliſation in die Gebiete eindringen wird, in welchen Ihre Werke uns ſchon im Geiſte heimiſch gemacht haben. Mit der allſeitigen Würdigung morgenländiſcher Verhältniſſe verbanden Sie die fruchtbarſten Forſchungen über die Beziehungen des claſſiſchen Alterthums und des chriſtlichen Mittelalters zum Orient. Ich nehme davon Veranlaſſung, Ihnen ein Buch zuzueignen, deſſen Inhalt zum Theil jene Beziehungen berührt. Mögen Sie

und daß in dieſer beſcheidenen Gabe vorzugsweiſe den Ausdruck der Geſinnungen erkennen, die mir Ihr Charakter und eine langjährige Freundſchaft eingeflößt haben.

In treuer Ergebenheit

Stuttgart, den 1 März 1842.

Der Verfaſſer.

Digitized by Google

Inhalt.

Seite

Die Schöpfung des Menſchen. Vergleichende Ueberſicht der darauf bezüglichen Mythen und Dichtungen. . 1

Eros. 57

Monographie der Bienen. 169

Die Mythen des Regenbogens. . . . 235

Nachträge. 277

Digitized by Google

Vorwort.

In der Hoffnung, daß der einfache Gedanke, der den nachfolgenden Forſchungen und Sammlungen zu Grunde liegt, anſprechen und daß die mühſame Ausführung den ſtrengen Forderungen der Gründlichkeit und Vollſtändigkeit einigermaßen nachkommen werde, reihe ich ſie den wiſſenſchaftlichen Beſtrebungen unſerer Tage an und widme ſie zunächſt den Freunden der Poeſie und Kunſt. Zu wiſſen, wie derſelbe Gegenſtand oder dieſelbe Idee ſich in den verſchiedenſten Vorſtellungsweiſen der Völker von den älteſten Zeiten an abgeſpiegelt habe, iſt ein Bedürfniß, das ſich den Forſchern in mehr als einer Wiſſenſchaft aufdrängt, zunächſt aber von denen empfunden wird, die ſich mit äſthetiſchen Ideen zu beſchäftigen und im weiten Gebiete der Phantaſie zu orientiren haben.

Digitized by Google

Die unbefangene, wenn ich ſo ſagen darf, natur-geſchichtliche Behandlung der Mythologie, die möglichſt vollſtändige Sammlung und Vergleichung aller Symbole, Mythen und Dichtungen, die ſich auf denſelben Gegenſtand beziehen, iſt ohne Zweifel die zweckmäßigſte und günſtigſte für das äſthetiſche Bedürfniß. Die neuern Mythologen haben gewöhnlich andern Bedürfniſſen genügt und deßfalls ein zu Gunſten gewiſſer Behauptungen beweiſendes und abweiſendes, wenn ich ſo ſagen darf plaidirendes Verfahren vorziehen müſſen, wobei es ihnen nicht auf eine einfache Darlegung aller Mythen eines beſtimmten Kreiſes, ſondern nur auf eine Auswahl aus denſelben zur Unterſtützung ihrer Anſichten ankommen konnte. Ich bin weit entfernt, damit einen Tadel ausdrücken zu wollen. Wer in der heidniſchen Mythenwildniß die Höhenpunkte gewinnen, wer die alten Religionen in ihren großen Hauptideen erfaſſen will, darf und muß ein unendliches Detail bei Seite liegen laſſen. Aber neben den ruhmvollen Arbeiten dieſer Art, durch die ſo viele Gelehrte ſich ein ewiges Verdienſt erworben, kann die Auffaſſungsweiſe, die ich in den nachfolgenden Blättern verſucht habe, friedlich und anſpruchslos beſtehen, ſofern ſie aus der Einheit das Mannichfaltige zu entwickeln ſucht, während jene

im Mannichfaltigen die Einheit ſuchten, und ſofern ſie beſtändig das äſthetiſche Intereſſe an den Werken der Phantaſie feſthält, während jene ein mehr religiöſes, philoſophiſches oder hiſtoriſches im Auge hatten.

Inzwiſchen läßt ſich auch in letzterer Beziehung durch Feſthalten eines einzigen Symbols in allen ſeinen Umbildungen und durch Vergleichung übereinſtimmender Auffaſſungs- und Darſtellungsweiſen bei entlegenen Völkern theils für die richtige Verſtändniß des Einzelnen manches neue Moment gewinnen, theils laſſen ſich dadurch die intereſſanten Spuren eines innern Zuſammenhanges der älteſten Naturreligionen weiter verfolgen.

Es verſteht ſich von ſelbſt, daß man die Mythologien verſchiedener Völker und Zeiten immer unterſcheiden muß, daß man ſie nicht willkürlich durcheinander werfen darf. Allein aus ihrer ſorgfältigen Vergleichung laſſen ſich folgende nicht unwichtige Reſultate ziehen. Einmal wird man inne: mit irgend einem Naturgegenſtande verbindet ſich ein gewiſſes Symbol, und nur dieſes, ſo ungezwungen und nothwendig, daß weit entlegene Völker, auch ohne von einander zu wiſſen, dasſelbe Bild für dieſelbe Sache wählen mußten. In dem, was die alten Völker aus der Natur

herausgeſehen und gedeutet haben, ſtimmen ſie auffallend überein und kann man daraus ſelbſt für die feinere Naturbeobachtung noch manchen Gewinn ziehen. Nur in dem, was ſie ſpäter, ſchon von Syſtemen befangen, willkürlich in die Natur hineinlegten, weichen ſie greller von einander ab und der Rapport jenes poetiſchen Magnetismus wird entkräftet. Dennoch laſſen ſich manche unerklärt auf uns gekommene Mythen oder Gebräuche verſchiedener Völker, die uns einzeln unverſtändlich ſind, nicht ſelten eine durch die andere ergänzen und erklären, ſofern ihnen noch dasſelbe Symbol zu Grunde liegt. Wenn ſodann von Mythen die Rede iſt, die wirklich mit Prieſtercolonien und Völkerwanderungen aus einer Weltgegend in die andere übertragen worden ſind und deren abweichende Eigenthümlichkeit beweist, daß ſie nicht wie einfache Symbole Gemeingut der Menſchheit, ſondern ausſchließliches Eigenthum einer Race oder Religionspartei ſind, ſo leiſtet die vergleichende Mythologie oft gute Dienſte in Ausmittelung der unbekannten oder zweifelhaften Wege, auf denen jene alten Bekenntniſſe fortgewandert ſind. Ein Beiſpiel davon gibt die erſte der hier vorliegenden Abhandlungen, indem ſie die Uebereinſtimmung zweier in Amerika vorherrſchenden Mythengruppen mit hinteraſiatiſchen nachweist.

Wenn man den Umfang und die Schwierigkeiten einer Forſchung erwägt, die ſo genau ins Einzelne eingehen muß, wird man es billigen, daß ich mir zunächſt nicht etwa in einem zuſammenhängenden Syſteme der vergleichenden Mythologie ein unabſehliches Ziel geſteckt, ſondern mich begnügt habe, aus den von mir ſchon ſeit zwanzig Jahren angehäuften Sammlungen nur Monographien mitzutheilen, von denen jede wenigſtens im Kleinen ein rundes Ganze bildet. Uebrigens wurde die Auswahl nicht dem Zufall überlaſſen. Die erſte Abhandlung entfaltet in einem ſehr weiten Panorama ſolche Mythen, die das claſſiſche Alterthum nur wenig berühren, aber deſto tiefer in die Ideenwelt des Orients und des chriſtlichen Mittelalters eingreifen und die mir zugleich eine mythologiſche Recognoscirung in allen Welttheilen verſtatteten. Die zweite verweilt vorzugsweiſe unter den lieblichſten Phantaſien des alten Hellas. Die dritte und vierte ſchienen mir geeignet zu ſeyn, um Proben von der Art und Weiſe abzulegen, wie ich Gegenſtände der Natur im Reflex der Symbolik, Mythologie und Poeſie aufzufaſſen gedenke. Somit liegt in dieſen Abhandlungen ein gewiſſes Kriterium.

Daß ich an die Mythen der Alten auch einige neuere Dichtungen vergleichend angeſchloſſen habe, recht-

fertigt ſich aus ihrer innern Verwandtſchaft. Der poetiſche Geiſt, der die heidniſche Vorwelt durchdrang, iſt nicht ausgeſtorben. Er wirkt immer noch fort, und dieſelben Quellen, aus denen die Alten ihre Dichtungen ſchöpften, fließen immer noch fort. Es kam mir darauf an, die ganze Mannichfaltigkeit ſchöner Motive zu entwickeln, zu welchen die vier in dieſem Bändchen zunächſt beſprochenen Gegenſtände den Dichtern und bildenden Künſtlern aller Zeiten Veranlaſſung gegeben haben. Der Werth manches einzeln überſehenen Motivs wird oft erſt einleuchtend durch die Vergleichung mit andern. Vieles aber, was im Staube der Bibliotheken mühſam geſucht werden muß, ſchien mir recht eigentlich aus der Nacht der Vergeſſenheit zum freundlichen Tageslichte ſich zu ſehnen; manches herrliche poetiſche und maleriſche Motiv, das, nur kaum angedeutet, der liebevoll ausführenden Künſtlerhand noch wartet.

Die Schöpfung des Menſchen.

Vergleichende Ueberſicht der darauf bezüglichen
Mythen und Dichtungen.

Digitized by Google

Digitized by Google

Der erſte Menſch — eine poetiſche Idee von unergründlicher Tiefe. Woher kam er? Wie iſt er entſtanden? Welches war ſeine Beſtimmung und die des Geſchlechtes, das er zeugen und mit dem er die Erde bevölkern ſollte?

Die moſaiſche Ueberlieferung, die wir alle kennen, verdient vollkommen das Anſehen, das ihr in der chriſtlichen Welt zu Theil geworden iſt. Sie enthält die einfachſte, naivſte, der kindlichen Urzeit angemeſſenſte Erzählung, worin zugleich der tiefſte Sinn verborgen iſt. In den Mythen anderer Völker, wenn ſie auch religiöſes Anſehen und höchſtes Alter anſprechen, fällt doch faſt durchgängig eine gewiſſe philoſophiſche Reflexion und eine Willkür der Phantaſie auf, die auf ſpätere Erfindung oder Umdeutung ſchließen läßt. Selbſt das Zurückdatiren der Ueberlieferung in eine der irdiſchen Schöpfung lange vorhergegangene Zeit, etwas in den hinteraſiatiſchen Mythen ſehr Gewöhnliches, verräth keineswegs ein höheres, ſondern im Gegentheil ein jüngeres Alter. Denn erſt ſpätere Denker mochten ſich Zeit und Raum erweitern, die älteſten Berichterſtatter waren gewiß noch im engſten Geſichtskreis der irdiſchen Natur befangen.

Zwar läßt ſich den Anſichten der Inder, ſo wie der altperſiſchen, eine ungemeine Erhabenheit nicht abſprechen. Sie gehen von einer Präexiſtenz der Seelen aus, ſie bewahren angeblich die Erinnerung an eine ſchönere Welt, in der wir uns befanden, ehe wir in' die unter dem Monde

verſetzt wurden. Sie treffen damit ein geheimnißvolles Gefühl in unſerm Innern, das uns bald lieblich ſchmeichelt, bald uns erſchreckt, aber immer unwillkürlich einige Macht über den widerſtreitenden Verſtand ausübt. Doch dieſe Anſichten ſind nicht die urſprünglichen des kindlichen Menſchengeſchlechts. Sie ſind der Ausdruck eines Schmerzes, der dieſem Geſchlecht erſt in einer ſpätern Zeit des Verderbens bekannt werden konnte. Sie glauben nicht mehr an eine Unſchuld auf Erden, ſie verlegen die Unſchuld in eine andere Welt jenſeits der Erde. Das allein dürfte hinreichen, ihnen ein minder hohes Alter zuzuerkennen, als der moſaiſchen Ueberlieferung, die noch eine Erdenkindheit kennt, und überhaupt nicht über die Erde hinausgeht.

Indeſſen wollen wir hier die hinteraſiatiſchen Syſteme dem moſaiſchen vorangehn laſſen, um die Einfachheit und Alterthümlichkeit des letzteren durch die Vergleichung mit jenen noch anſchaulicher zu machen.

Alle Hauptvölker im Oſten Aſiens theilen den merkwürdigen Glauben: die Menſchen würden nicht zum erſtenmal auf dieſer Erde geboren, ſondern ſie hätten ſchon lange vorher als Geiſter exiſtirt. Als böſe Geiſter, die nun zur Strafe und Buße den irdiſchen Leib bewohnen müſſen, ſagen die Inder. Als gute Geiſter, die freiwillig in den irdiſchen Leib eingehen, um darin Gutes zu wirken und das Böſe zu bekämpfen, ſagten die alten Perſer.

Wir wollen zuerſt die indiſchen Lehren kennen lernen. Es gibt deren zweierlei, nach den zwei großen Religions-Parteien der Brahmanen und Buddhiſten. Beide gehen wieder in Secten auseinander.

Nach dem Schaſtra des Brahma ſchuf das göttliche Urweſen zuerſt aus ſich ſelbſt die Götter Brahma, Wiſchnu,

Schiwen als die ſchaffende, erhaltende und zerſtörende Kraft, und außer dieſen eine Menge Dewetas, d. h. Engel, die in ewiger Wonne Gott loben ſollten. Aber Mahiſhaſura (der Büffelgeiſt, gewöhnlich Moiſaſur genannt), der erſte und vollkommenſte unter den Engeln, der ihren himmliſchen Reigen anführt, wollte nicht unter Brahma ſtehen, empörte ſich und verleitete alle Dewetas zum Abfall. Da alle Ermahnungen nichts fruchteten, wurde Gott erzürnt, und ſandte den Schiwen, der ſie in die Onderah (hölliſche Finſterniß) hinabſtürzte. Bald aber erbarmte ſich Gott der Unglücklichen wieder und befahl Wiſchnu, eine neue Welt zu ſchaffen und Körper, in welche die gefallenen Engel zu ihrer Buße und Beſſerung eingehen könnten. Da ſchuf Wiſchnu die Thiere und die Menſchen und in ſie mußten die gefallenen Engel als Seelen eingehen. Die ſich unter einander lieben und Gutes thun, ſollen dadurch gereinigt und nach dem irdiſchen Tode in den Himmel wieder aufgenommen werden. Die aber aufs neue ſündigen, ſollen in einen niedern Thierleib wandern und ſo immer aufs neue in einen andern, bis ſie ſich endlich beſſern werden. Die ſchlimmſten Seelen wandern in die Leiber der niedrigſten und häßlichſten Thiere, die beſſern und der Vollkommenheit nächſten aber in die Körper der Frauen, die eher zur Liebe und alſo zum Guten fähig ſeyen, als alle andern körperlichen Weſen. Die ausführlichſte Auseinanderſetzung dieſer Lehre findet man in Holwells Nachrichten von Hinduſtan.

In andern brahminiſchen Schöpfungsmythen wird dieſe Grundlehre noch modificirt und ergänzt. Statt des Wiſchnu erſcheint gewöhnlich Brahma als der eigentliche Schöpfer der Natur. Brahma ſelbſt iſt gleichſam der Urmenſch (Makro-Anthropos). Aus ſeinem Auge geht die Sonne, aus ſeiner

Bruſt der Mond, aus ſeiner Naſe die Luft hervor ꝛc. Die ganze Natur iſt nur der auseinander gefallene Urmenſch. Aber der neue Menſch, der die Natur bewohnen und beherrſchen ſoll, iſt auch eben deßhalb nur die Wiedervereinigung jener auseinandergefallenen Glieder im verkleinerten Urbild (Mikrokosmus). Um nämlich die Dewetas in den Stand zu ſetzen ſich zu beſſern, mußte ihnen Einſicht in die Natur, die Herrſchaft über die Natur und die Wahl zwiſchen Gutem und Böſem gegeben werden. Alle Elemente und Kräfte der Natur gingen zu dieſem Zweck in den Menſchen ein, die Sonne in ſein Auge, der Mond in ſeine Bruſt, die Luft in ſeine Naſe, die Pflanzenwelt in ſein Haar, das Waſſer in ſeine Säfte, das Geſtein in ſeine Knochen, die Thierwelt in ſeine Neigungen. So wurde der Menſch der Mikrokosmus oder die kleine Welt, die alle Kräfte und Eigenſchaften der großen in ſich concentrirt trug. Den erſten Menſchen aber nennen die Inder theils Adimo, theils Menu (Adam und Menſch).

Aber die Inder verweilten mit keiner lieblichen Mythe (gleich der moſaiſchen) bei der Schöpfung, ſondern dachten ſich ſtatt eines erſten Menſchen lieber gleich mehrere, um den Unterſchied der Kaſten bis zur Schöpfung zurückzuführen. Daher ſagt Menu's Geſetzbuch: Brahma habe vier Urmenſchen geſchaffen, aus ſeinem Munde den erſten Brahminen (Prieſter), aus ſeinem Arm den erſten Krieger, aus ſeiner Hüfte den erſten Kaufmann, aus ſeinem Fuß den erſten Sklaven. — In Verbindung mit dem einen erſten Menſchen ſehen wir jene vier gebracht in einem Schaſtra, das die Aſiatiſchen Originalſchriften S. 435 mittheilen. Da heißt es: Gott hatte bereits die ganze Natur erſchaffen und wollte nun auch noch ein Weſen machen, das vollkommener als alle andern ſeyn ſollte, den Menſchen. Da wuchs auf ſeinen Befehl der erſte Menſch Puru aus der

Erde hervor, dem das erſte Weib Parkuti zur Geſellſchaft gegeben wurde. Sie lebten glücklich in paradieſiſcher Wonne und bekamen vier Söhne, Bramon den erſten Prieſter, Kutteri den erſten Krieger, Schuddri den erſten Kaufmann, Wiſe den erſten Handarbeiter. In dieſen vier ſtellten ſich zugleich die vier Temperamente dar, denn der erſte war melancholiſch, der zweite choleriſch, der dritte phlegmatiſch, der vierte ſanguiniſch. Gott ſchuf vier Frauen, verſetzte ſie an die vier Himmelsgegenden und befahl den vier Söhnen, jedem eine derſelben aufzuſuchen. So wurde die Welt nach allen Seiten hin bevölkert. Der erſte ging gegen Oſten, der zweite gegen Weſten, der dritte gegen Norden, der vierte gegen Süden. Einſt kam ihnen der Gedanke, ihre alten Eltern wieder zu ſehen, und ſie machten ſich auf mit Kindern und Kindeskindern und kehrten in die alte Heimath zurück. Aber nun konnten ſie ſich nicht mehr vertragen. Hier ſtritten die einen, dort vermiſchten ſich die andern in unpaſſender Verbindung. Allgemeine Verderbniß war die Folge und Gott vertilgte ſie durch eine Sündfluth. Nun befahl er dem Brahma, eine neue Menſchheit hervorzubringen, und Brahma ſchuf den Mann und ſein Weib Seterupa, welche von einem hohen Berge aus die Erde von neuem bevölkerten und wieder mit vier Menſchenclaſſen. Aber auch dieſe verſchlimmerten ſich wieder ſo ſehr, daß ſie abermals vertilgt werden mußten, dießmal durch einen ungeheuren Sturmwind. Nur Ein Menſch, Ram, blieb übrig und bevölkerte die Erde zum drittenmal. Aber auch ſein Geſchlecht verdarb, wurde durch eine Oeffnung der Erde verſchlungen und vertilgt und nur wenige blieben übrig, um eine vierte Generation zu erzeugen, zu der wir gehören.

In dieſer Sage iſt nicht von einer Präexiſtenz der Seelen die Rede. Die Menſchen werden nur wegen ihrer auf Erden begangenen Sünden beſtraft, nicht wegen Sünden, die ſie ſchon vor dieſem Leben begangen haben.

Auf eine ähnliche abweichende Weiſe und mit ſehr origineller Wendung wird die Schöpfung der erſten Menſchen erzählt im Vedang Schaſter (Aſiatiſche Originalſchriften S. 336.) Brahma ſchuf den Wiſchnu (die erhaltende Kraft), befahl ihm, die Natur zu ſchaffen, und als das edelſte Weſen darin den Menſchen. Aber Wiſchnu, der nur das pflanzliche und thieriſche Leben bilden konnte und zur Erſchaffung des menſchlichen, dem höchſten Gott ähnlichen Geiſtes ſelber nicht Geiſt genug beſaß, ſchuf ſtatt der Menſchen nur thieriſche Dickbäuche, fähig des Genuſſes, aber nicht der Erkenntniß. Da ärgerte ſich Brahma, vertilgte jene Bauchmenſchen und ſchuf allein aus ſeinem Athem vier Menſchen. Nun waren aber dieſe wieder viel zu einſeitig geiſtig gerathen und weigerten ſich, ſtolz auf ihre Würde, ihm zu gehorchen. Da erzürnte Brahma und vernichtete ſie; zwiſchen ſeinen Augen aber fuhr ein brauner Geiſt (ſein Zorn) heraus, Schiwa (die zerſtörende Kraft). Dieſem befahl er, neue Menſchen zu bilden, aber es wurden wilde Weſen, ſchlimmer als Tiger. Da vertilgte ſie Brahma abermals und ſah endlich ein, der wahre Menſch könne nicht durch eine Eigenſchaft der Gottheit allein erſchaffen werden, ſondern müſſe aus einer Harmonie aller hervorgehen. Brahma, Wiſchnu und Schiwen ſchufen nun gemeinſchaftlich neun neue Menſchen, die ſogenannten Munias. Eine der geiſtvollſten Dichtungen des Orients.

So viel von den brahminiſchen Mythen, deren es wohl noch mehrere gibt. Die zweite große Religionspartei der Inder, die Anhänger Buddha's, halten an der Vorſtellung

feſt, die wir im Schaſtra des Brahma als die Grundlage des Brahminenglaubens erkannt haben.

Auch die Buddhiſten glauben, die Menſchenſeelen ſeyen Engel oder Ausflüſſe aus der Gottheit, wie Funken, die aus einer Flamme ſpringen; aber dieſe reinen Lichtweſen ſeyen verderbt worden durch die Luſt an der materiellen ſinnlichen Welt und müßten dafür durch Gefangenſchaft im Körper büßen. Ihre Aufgabe ſey, all ihr Denken auf Gott zu richten, aller Sinnlichkeit gänzlich zu entſagen, um ſich ſo bald und ſo vollkommen als möglich wieder von der Sinnenwelt auszuſcheiden. Wer dieß aber nicht vermöchte, der müſſe immer in neue und nach Umſtänden in niedrigere Körper eingehen. Die buddhiſtiſchen Mongolen glauben (nach Timkowsky), die Menſchen ſeyen urſprünglich ſelige Geiſter geweſen, geflügelt, mit allen Kräften ausgerüſtet, hätten jeden Wunſch befriedigen können ꝛc., bis ſie von der Frucht Schimà gekoſtet, die weiß und ſüß wie Zucker war, worauf ſie in gemeine irdiſche Menſchen, wie ſie jetzt ſind, verwandelt wurden. Eben ſo heißt es in J. J. Schmidts Geſchichte der Oſtmongolen: die Urmenſchen ſeyen göttliche Geiſter geweſen, aber durch den Genuß der ſogenannten Erdbutter in einen niedern, doch immer noch ſehr hohen Stand hinabgeſunken. Nach einiger Zeit hätten ſie nach einer noch ſchädlicheren Speiſe gelüſtet, worauf ſie noch tiefer geſunken ſeyen, indem ihnen plötzlich Genitalien wuchſen und ſie in Geſchlechtsluſt entbrannten. Wieder in einiger Zeit hätten ſie nach der dritten gefährlichſten Speiſe, einer Art Reis, gelüſtet und nun hätten ſie ihre vorige Schönheit vollends ganz verloren und zugleich den Frieden, indem ſie ſich um den Reis geſtritten und in Krieg gegen einander entbrannt wären.

Damit ſtimmt die Mythe der Tibetaner überein, bei denen der Buddhismus ſeinen Hauptſitz hat. Sie lautet nach Georgi: Die Laſen oder erſten von Gott geſchaffenen Geiſter wurden von Finſterniß und Sünde befleckt und zur Strafe in die irdiſche Welt verſetzt, um in die Körper der Menſchen und der Thiere einzugehen. Die Thiere ſind mithin nach dieſer Lehre natürliche Brüder der Menſchen, von ewigen Geiſtern beſeelt und ſtehen nur auf einer tiefern Stufe der Verdammniß. Die zwei am mindeſten ſchuldigen Laſen erhielten die zwei vollkommenſten Körper als Mann und Frau; alle andern wurden entweder nur geſchlechtsloſe Menſchen oder Thiere. Das erſte Paar lebte anfangs ſehr rein und pflanzte ſich nur auf geiſterhafte Weiſe durch Blicke, allmählich auch durch Lächeln, durch Händedrücke, endlich durch Küſſe fort. Aber auf dieſe Weiſe blieben die Laſen immer noch zu unkörperlich, und um das rauhe Tibet mit etwas mehr ſtandhaften Naturen zu bevölkern, beſchloß der Gott Cenreſi mit der Göttin Kadroma, dieß neue Geſchlecht zu zeugen. Da nun dafür kein anderes Vorbild vorhanden war, als das Affengeſchlecht, ſo verwandelten ſich beide in ein Affenpaar, von dem alle Bewohner Tibets ihren Urſprung haben ſollen. — Eine ſinnigere Wendung nimmt dieſe Mythe nach Schmidts Darſtellung; bei ihm nämlich heißt es: Es exiſtirte anfangs Niemand als ein Affe, der überaus edel und tugendhaft war, und als Einſiedler lebte, und neben ihm ſcheußliche Dämonen, die Manggus, die er tief verabſcheute. Da kam einmal ein Manggusweibchen zu ihm, ſagte ihm, ſie ſey das letzte Weibchen ihrer ganzen Gattung, obgleich es noch viele Männchen gäbe, und machte ihm zärtliche Anträge. Der heilige Affe entſetzte ſich vor ihr, allein er überlegte, daß die Manggus, wenn er ihr einziges Weib zu ſich nähme, kein Weib mehr

haben, ſich alſo auch nicht mehr würden fortpflanzen können, und daß er auf dieſe Weiſe im Stande ſey, die Erde von jenen Scheuſalen für immer zu befreien. Was nun zu thun? Es koſtete ihm den ſchwerſten Kampf, aber die Pflicht, die Sorge für die künftigen Erdenbewohner ſiegte. Er nahm die Dämonin zu ſich und zeugte mit ihr das jetzige Menſchengeſchlecht, das zwar noch immer von der Mutter her etwas Teufliſches an ſich hat, darneben aber vom Vater her auch alle Tugenden des — Affen. (J. J. Schmidt Forſchungen S. 211.)

Auch in China hat ſich der Buddhismus ausgebreitet. Neben ihm beſteht aber noch im höchſten Anſehen die alte Religion des Confutſe. Den Lehren dieſer Secte zufolge begann die Schöpfung mit dem Chaos. In dieſem trennte ſich das männliche Princip Yin, der Himmel, vom weiblichen Princip Yang, der Erde. Zwiſchen beiden entſtand der erſte Menſch Pwan=ku, der vermittelſt einer Art das rohe Chaos vollends zurecht hieb und ſeinen Nachkommen eine wohnliche Stätte bereitete. Aber dieſe Nachkommen entarteten, ſie mußten durch eine Sündfluth vertilgt werden und auch die ſpätern Geſchlechter bedurften von Zeit zu Zeit immer wieder der Nachhülfe Gottes, der ihnen göttliche Propheten zuſendete. So den Yao, den Stifter der älteſten Dynaſtie in China und ſpäter den Confutſe.

Von den Japanern berichtet der berühmte Kämpfer nur eine ziemlich rohe Sage, die aber ebenfalls mehrere Stufen des Herabſinkens bei den erſten Menſchengeſchlechtern annimmt. Anfangs gab es nur Götter. Dann ließen ſich der Gott Iſanagi und die Göttin Iſananni durch das Beiſpiel eines Vogels verführen, ſich auf thieriſche Weiſe zu paaren und aus dieſer Verbindung entſtand ein neues Geſchlecht von Halbgöttern. Aber auch ſie ſollten noch tiefer hinabſteigen und

der letzte unter ihnen Awa ſe Dſuno Miſotto wurde der Stammvater der eigentlichen Menſchen. Von dieſer Zeit an iſt nichts Göttliches mehr in den Menſchen, außer in den Kaiſern von Japan, in denen ſich immerfort noch Götter und nur Götter incarniren.

Phantaſtiſcher iſt eine andere japaniſche Sage, mitgetheilt in des Montanus niederländiſchen Geſandtſchaften S. 435. Im Anfang war ein großes Ei von Erz, das Weltei, das in ſich alle Elemente und Keime der Dinge enthielt, ringsum verſchloſſen. Da kam der Urſtier, zerſtieß es mit ſeinen Hörnern und ſchnaubte gewaltig von der großen Arbeit. Zufällig blies er ſeinen ſtarken Athem gegen einen Kürbis, der dadurch belebt und ein Menſch wurde, aber weiblichen Geſchlechts. Von dem Kürbis Pou heißen alle Menſchen Purang. Das Urweib war allein, bekam Langeweile und vermiſchte ſich mit den niedern Götzen, mit welchen ſie andere Menſchen zeugte. Dadurch wurde ſie die Stammmutter unſers Geſchlechts. Die erſten Generationen aber waren ausgeartet und verwilderten ſo ſehr, daß die Götter beſchloſſen, ſie durch eine Sündfluth wieder zu vertilgen. Nur eine Familie wurde ihrer Tugend wegen (wie das Geſchlecht Noahs) erhalten und von ihr ſtammen die heutigen Menſchen. Aber auch unter ihnen gab es bald wieder arge Sünder, die den Untergang der frühern Menſchen bedauerten und ſich dafür an den Göttern zu rächen wußten. Einſt jagten die Götter zu ihrer Luſt in einem großen Walde, indem ſie auf den Bäumen ſaßen und über den Bäumen ſchwebten. Da zündeten die böſen Menſchen den Wald an und viele Götter verbrannten. Die übrigen aber hielten Gericht über die ruchloſen Brandſtifter und ſtürzten ſie in die tiefſte Hölle hinab.

Ganz eigenthümlich iſt die Sage der Kamtſchadalen. Hier erſcheint der Gott Schöpfer zugleich als der erſte Menſch und Stammvater der nachfolgenden Geſchlechter. Er heißt Kutka und wird als ſehr einfältig geſchildert. Wie konnte er auch beſſer ſeyn, da er ein ſo rauhes unfruchtbares Land wie Kamtſchatka ſchuf? Zum Glück war ſein Weib Chachy verſtändiger, beſſerte wieder, was er durch ſeinen Blödſinn verdarb und impfte auch den Nachkommen einigen Witz ein. Stellers Kamtſchatka S. 253.

Wir wenden uns nun zum Weſten, wo uns Mythen von einem ganz andern Charakter entgegentreten. Einen leiſen Uebergang von der indiſchen Schöpfungslehre her mag man in der chaldäiſchen Sage wiedererkennen. Nach Beroſus nämlich lehrten die Chaldäer: der große Gott Bal habe die Göttin Omoroka von einander gehauen, und aus ihrer untern Hälfte die Erde, aus der obern den Himmel gemacht, dann habe er ſich ſelbſt den Kopf abgehauen und aus ſeinem mit der Erde vermiſchten Blute ſey der erſte Menſch entſtanden. Dieß erinnert wenigſtens einigermaßen an die Zerſtückelung des indiſchen Brahma. — Die phöniziſche Kosmogonie ließ, nach Euſebius, aus dem Chaos und der in demſelben wirkenden Liebe den Urſchlamm Mot entſtehen, aus dem ſich nach und nach die ganze Natur entwickelte, Erde, Sonne, Mond und Sterne, Pflanzen, Thiere und Menſchen. Hier vermiſſen wir den Zuſammenhang mit andern orientaliſchen Vorſtellungen faſt ganz. Bei den Aegyptern herrſchte trotz des Gegenſatzes mit dieſem Lande und Phönizien doch eine ganz ähnliche Vorſtellung. Nach Diodor I. 7. und 10. ſollen die erſten Menſchen aus dem Nilſchlamme hervorgegangen ſeyn, wovon man ſich überzeugen könne, wenn man bemerke, daß noch jetzt aus dieſem Schlamme Mäuſe

hervorwachſen. Die ſchaffende Gottheit habe das fruchtbare Nilthal den erſten Menſchen ausgewählt, weil es ihre Bedürfniſſe am reichlichſten befriedigen konnte, und weil hier gleichſam der edelſte Schlamm von der Natur präparirt wurde. Im Schlamme entwickelten ſich organiſche Bläschen, ſtufenweiſe immer vollkommner, und jedes war ein Uterus. Auf der höchſten Stufe dieſes Bildungsproceſſes kam aus einer ſolchen Blaſe der erſte Menſch hervor. Aber er war, wie Diodor bemerkt, noch thierähnlich und entfaltete erſt nach und nach die Blüthen der Humanität.

Die alten Perſer hatten eine der aſiatiſchen völlig entgegengeſetzte Anſicht vom Urſprung des Menſchengeſchlechts, obgleich auch ſie die Menſchen urſprünglich für Engel hielten. Sie glaubten nach dem Zenda=Veſta, Gott habe zuerſt ſelige Geiſter oder Engel geſchaffen. Unter dieſen haben ſich Ahriman gegen Gott empört, viele andere Engel verführt und durch ſeine Bosheit die ganze erſte Schöpfung verderbt. Da habe Gott den Ormuzd geſchaffen, den mächtigſten der guten Engel, um mit Ahriman zu ſtreiten, und zugleich die irdiſche Welt, und die menſchlichen Leiber, in welchen die guten Engel eine Verbindung und Vermiſchung mit der Verderbniß Ahrimans eingehen müſſen, um ſie deſto gründlicher zu überwinden und nach und nach gänzlich zu reinigen. Denn das Böſe kann nicht von außen, ſondern nur von innen vernichtet werden.

Wie aber die ganze irdiſche Schöpfung nur den Zweck hat, die böſen Keime durch die guten, das Unkraut durch die ſegensreiche Frucht zu erſticken, ſo geht auch der Menſch nur in folgerechter Entwicklung aus dem Ganzen der Natur als ihr edelſter und vollkommenſter Theil hervor, und wie vorzüglich die Pflanzenwelt das aus der Nacht der Tiefe zum

Licht aufſtrebende Princip darſtellt, ſo entſteht auch der Menſch aus ihr, als der edelſte der Bäume. Dieſer lebendige Baum muß zunächſt hergeleitet werden von Hom, dem Lebensbaum der Perſer, in deſſen Rinde Gott das Schöpfungswort Honover ſchrieb und von dem alles Gute kam. Auch der Menſchenbaum war ohne Zweifel auf ihn bezüglich (wie homo auf hom) und eine Cypreſſe (die der Menſchen ſchlanken Wuchs nachahmt), aber ein Zwitter, Mann und Weib zugleich, Meſchia und Meſchiane (Menſch und Menſchin). Weil aber die Zweiheit des Guten und Böſen in ihnen lag, und die freie Wahl zwiſchen beiden, waren ſie der Sünde fähig und fielen, ohne noch die Beſtimmung, zu der ſie in die irdiſche Welt eingingen, zu ahnen, von Ahriman verführt, in die Sünde. Sie eſſen gegen das Verbot Gottes von der Frucht des Todesbaumes, von Ahriman geſchaffen, welcher in der Geſtalt einer Schlange ſie zum Genuß verführt, und ſie trinken von der Milch der lüſternen Ziege, werden dadurch in verderblicher Geſchlechtsluſt entzündet und trennen ſich, die ſündenlos verbunden waren, um ſich in der Sünde wieder zu vereinigen. Sie zeugen nun andere Menſchen und dieß wird von Gott wieder zum Guten gewendet, indem nun immer mehr gute Engel in menſchliche Leiber eingehen und weniger zur Sünde geneigt, als ihre erſten irdiſchen Eltern, den Zweck der Weltreinigung allmählich erfüllen können. Meſchia und Meſchiane aber werden am längſten in der Unterwelt auf Erlöſung harren müſſen. Die zuerſt geſündiget auf Erden, werden zuletzt in den Himmel eingehn.

Nach dieſen altorientaliſchen Anſichten iſt der Menſch ſchon vorher dageweſen, ehe er auf die Erde kam, und die Erde iſt ihm weder eine Heimath, noch ein Aufenthalt der Freude, ſondern ein Strafort oder ein Kerker. Auch alle

Verbindungen, die er hier eingeht, haben keinen Werth. Namentlich nach der indiſchen Anſicht wandern die Seelen durch viele, nicht nur menſchliche, ſondern auch thieriſche Körper, werden zwei-, drei-, hundertmal wieder geboren, haben hunderterlei verſchiedene Eltern und gehen durch alle dieſe Familienverbindungen nur hindurch, wie durch eben ſo viele Träume. Nicht einmal eine beſtimmte Perſönlichkeit kann ſonach der Menſch gewinnen, denn ſeine Seele durchläuft nach einander eine Menge der verſchiedenſten Perſonen und iſt keine ganz und ausſchließlich. Alſo läuft hier alles auf ein Ueberwinden und Zunichtemachen der irdiſchen Wirklichkeit hinaus.

Ganz anders war die moſaiſche Weltanſicht und Schöpfungslehre. Sie ging davon aus, dieſe Welt ſey keinesweges eine feindliche Schranke, welche man niederreißen müſſe, oder ein bloßes Mittel zu einem ihr fremden Zwecke, ein bloßes Werkzeug, das man, wenn der Zweck erfüllt ſey, zerbreche und hinter ſich werfe; ſondern die irdiſche Welt ſey ein Meiſterwerk der Allmacht, der Liebe und Güte Gottes, ſich ſelber Zweck, ſchön und herrlich. Und dieſer jungen Schöpfung ſchönſte Blüthe ſey der Menſch, das geliebte Kind Gottes. Dadurch erhielt die Wirklichkeit ihr Recht und ihren vollen Werth. Die trübſelige und undankbare Naturverachtung wurde verworfen. Der Menſch ſollte ſich der Erde, ſeiner ſchönen Heimath freuen, ſollte fröhlich, wenn auch mit Maaß, alle ihre Gaben genießen. Nach derſelben geſunden und natürlichen Weltanſicht wurde dem Menſchen auch ſeine Perſönlichkeit geſichert und gefeſtet. Nie vorher exiſtirend, erſt auf dieſer Erde geboren, nur mit dieſen und keinen andern Eltern, Geſchwiſtern und Kindern verbunden, ſollte er ſeine bleibende Perſönlichkeit auch mit hinüber nehmen in eine andere Welt, ja ſollte ſogar denſelben Leib, mit dem er

begraben worden, am jüngſten Tage wieder mit ihm aufer-ſtehen zum neuen Leben.

Und ſo iſt denn in der Geneſis über die Erzählung von der Schöpfung Adams im Paradieſe ein tiefer Liebreiz der Unſchuld und naiven Wahrheit ausgegoſſen und ſie ſpricht unmittelbar zum Herzen. Die Milde des ewigen Vaters, die Schönheit der jungen Natur, die Kindlichkeit des erſten Menſchenpaares gewähren ein Bild, wie es lieblicher und wahrer nicht gedacht werden kann.

Ich kann die liebliche allbekannte Idylle des Paradieſes aus dem erſten Buche Moſe hier nicht wiederholen, wohl aber muß ich aufzeichnen, wie ſie von den chriſtlichen Malern und Dichtern im urſprünglichen Charakter ihrer edeln Ein-fachheit ſinnig weiter ausgeführt worden iſt. Das ſchönſte Bild der Schöpfung Adams malte Michel Angelo, obgleich er von dem Formen aus Thon und vom Einblaſen des Odems ab-ſah, und nur eine magnetiſche Beſeelung annahm, indem er Gott mit der äußerſten Spitze ſeines Fingers die des Adam berühren läßt. Sodann haben ſich Malerei und Dicht-kunſt erſchöpft in unzähligen reizenden Bildern der erſten Pa-radieſesſcenen:. Adams Erwachen und erſtes holdes Erſtau-nen. Adams erſtes Gebet. Adam unter den Thieren, denen er Namen gibt. Adam, dem die Engel dienen. Adam ſchlum-mernd unter den Engeln. Adams erſter lieblicher Traum. Die Entſtehung Eva's aus ſeiner Rippe. In Eva's Bilde haben die ſinnreichſten Maler immer den reinſten und indiffe-renteſten weiblichen Charakter darzuſtellen geſucht, nicht das geiſtig Erhabene, wie in der Madonna, aber auch nicht das ſinnlich Verführeriſche und Lockende, wie in der Venus, nie etwas Sentimentales, aber auch nie etwas Kokettes, ſondern

plaſtiſch die kräftige und ſchöne, aber noch ganz junge Mutter des Geſchlechts und im Ausdruck kindliche und heitere Naivetät. Haar gewöhnlich blond, als der Weichheit des weiblichen Charakters mehr entſprechend. Auch geben die Maler unſerer erſten Mutter gern ein ſehr volles Haar. Auf einem alten Kirchenbilde in Hildesheim (beſchrieben in Auguſti's Denkwürdigkeiten XII. 387) führt Gott ſogar die Eva bei den Haaren herbei, um ſie dem Adam vorzuſtellen. — An der ehernen Thür des Baptiſteriums in Florenz von des berühmten Ghiberti Meiſterhand ziehen vier Engel die neugeborne Eva hervor und ſtellen ſie Gott dar, der die letzte Hand an das ſchönſte Geſchöpf der Erde zu legen im Begriff iſt. — In der Domkirche zu Florenz hat Bandinelli unſere erſten Eltern abgebildet und zwar auf capriciöſe Weiſe, die Eva größer als den Adam. Hin und wieder findet man noch mehr ſolche Scherze in Darſtellungen unſerer erſten Eltern, ironiſche Beziehungen theils auf die ungeheure Fruchtbarkeit, welche unſerer erſten Mutter inwohnen mußte, um das ganze Menſchengeſchlecht zu gebären, theils auf die Herrſchaft des ſchwächern Geſchlechts über das ſtärkere, meiſt harmloſe aber doch auch nicht ganz würdige Scherze.

Eva's erſter, ſtaunender und lächelnder Blick in die Welt, Ueberraſchung und reizende Furcht. Ihr erſtes frommes Gebet. Eva betrachtet den ſchlummernden Adam. Adams Erwachen und freudiges Staunen. Scenen der reinſten Unſchuld. Satans Einſchleichen ins Paradies, wie er die Kinder Gottes belauert und beneidet, überaus ſchön in Miltons Gedicht vom verlornen Paradieſe. Die bunte Schlange ringelt ſich vor Eva her und verlocket ſie durch ihre Schönheit. Eva ſchläft unter Blumen, die Schlange flüſtert ihr heimlich ins Ohr und Eva lächelt im Traum. Der Sün-

denfall. Eva bricht den Apfel. In Raphaels berühmtem Bilde, das ſonſt in jeder Beziehung unübertrefflich iſt, erſcheint doch Haltung und Blick Eva's zu theilnahmlos.

Die Schlange wird zuweilen kriechend unter dem Baum, noch öfter durch die Aeſte des Baums geſchlungen und hin und wieder auch mit einem Mädchengeſicht abgebildet. Der Baum iſt bei den neuen Malern immer ein Apfelbaum, bei den ältern kommt aber auch ſtatt deſſen der Feigenbaum vor, z. B. auf einem Bilde des Van Eyck. (Vergleiche Waagen Van Eyck S. 217.) Man ſtritt lange, was für ein Baum der verbotene des Paradieſes geweſen ſey. *) Die Juden glaubten ein Weinſtock; bei den erſten Chriſten kam der Glaube an den Feigenbaum auf, den noch Auguſtinus theilte. Nach und nach aber nahm man allgemein an, es ſey der Apfelbaum geweſen. Auf einem Bilde von Padoanino nimmt Adam den Apfel vom Schooße der Eva.

Nach dem Fall die beſchämende Erkenntniß, Erwachen des Gewiſſens, Scham und Furcht. Schadenfreude des Satans. Die Schuldigen bekleiden ſich mit den Feigenblättern.

*) Auf der Inſel Ceylon nennt man eine halbmondförmige, an einem langen Zweige herabhängende Frucht, die einem halb angebiſſenen Apfel gleich ſieht (Dichotoma) den Evaapfel. Dieſer Name iſt der Frucht natürlicher Weiſe erſt von den Chriſten beigelegt worden. Doch findet ſich auch eine ächt indiſche Vorſtellung vom verbotenen Apfelbaum. Nämlich im Paradieſe auf dem Gipfel des Berges Meru ſoll nach indiſcher Lehre neben dem Baum der Unſterblichkeit (Kalpavrksham) der Baum des Uebels (Ciamba) ſtehen, von dem alles Uebel in der Welt herkomme. (Vergl. Paullinus brahmaniſche Götterlehre S. 251.) Aber der indiſchen Sage fehlt, wenn ſie auch den Baum hat, das erſte Menſchenpaar, und vielleicht iſt auch der Baum des Uebels erſt durch Perſer oder Muhamedaner in Indien bekannt worden.

Dieſer Umſtand ſchien die Annahme zu begünſtigen, nach welcher der verbotene Baum ein Feigenbaum geweſen ſeyn ſoll. *) Naives Verſtecken unſerer erſten Eltern vor Gott. Das Strafurtheil. Die Verſtoßung aus dem Paradieſe, die Flucht vor dem Engel mit dem Flammenſchwerte. Die Verfluchung der Schlange.

Die Liebe unſerer erſten Eltern hat, eben weil ſie die erſte irdiſche Liebe war, einen Reiz vor allen andern, den aufzufaſſen viele Dichter ſich bemüht haben. Wie viel poetiſcher Zauber liegt nicht allein in der Idee des erſten Kuſſes? Milton, der ſonſt die paradieſiſche Idylle ſo glücklich ausgeführt hat, vergißt hier leider alle Naivetät und fällt in ſentimentalen Schwulſt.

Die Arbeits- und Familienſcenen nach dem Falle, wie Adam harkte und Eva ſpann, bieten das poetiſche Intereſſe nicht mehr dar, wie die Paradiesſcenen vor dem Fall, und haben die Dichter oft zu viel Ironie hineingelegt. Um des Contraſtes willen zogen ſie gar unſere erſten Eltern, die im Paradieſe ſo vornehm dageſtanden, etwas ins Gemeine herab. Eines der artigſten Epigramme, die von dieſem ironiſchen Standpunkte aus gemacht wurden, iſt das bekannte:

Du armer Vater Adam du,
Dein erſter Schlaf war deine letzte Ruh.

Victor, ein chriſtlicher Dichter des fünften Jahrhunderts, bildete in ſeinem Gedicht Geneſis in lateiniſchen Hexametern (abgedruckt unter den poet. vet. eccl. bei Fabricius) die Sage von Adam und Eva eigenthümlich und ſinnig aus.

*) Irenäus ſah in den Feigenblättern bereits ein Vorbild der Stachelgürtel, die ſich ſpätere Aſceten zur Pönitenz anlegten, weil dieſe Blätter ſehr rauh und auf der bloßen Haut empfindlich ſeyen.

Nachdem er geſchildert, wie unſere erſten Eltern aus dem Paradieſe verbannt worden, fährt er fort: indem ſie ängſtlich im Urwald, der die Erde bedeckte, umherirrten und nichts mehr von den Früchten des Paradieſes fanden, erblickte Eva die Schlange, die ſich vor ihnen zu verkriechen ſuchte. Sogleich forderte ſie ihren Gatten auf, das verhaßte Thier zu tödten, damit es den Tod, der ihnen von Gott verheißen ſey, und den ſie um der Schlange willen leiden müßten, ſelber zuerſt empfinde. Beide rafften Steine auf, und warfen nach der Schlange, aber vergebens, da ſie ſich verkroch. Ein Stein traf auf einen andern, es gab Funken, dadurch wurde das dünne Moos umher angezündet und auf einmal gerieth der große Wald in Brand. Staunend und erſchrocken ſahen unſere erſten Eltern das neue irdiſche Licht, das ſo ganz verſchieden war von dem himmliſchen Lichte der Sonne, das ihnen bisher im Paradieſe geleuchtet. Aber ſie ſollten bald noch mehr ſehen. Hier entblößte das Feuer die Erde und legte die in ihr verborgenen Metalle bloß. Dort häufte ſich vom erſten Regen, der den großen Rauch erzeugte, benetzt, die Aſche zu fruchtbarem Boden an und wurde fähig, durch der Menſchen Fleiß bebaut zu werden. Endlich blieb in der Aſche Feuer zurück, das dem Menſchen zu allen ſeinen Werken unentbehrlich ſeyn ſollte, und ſo lernten Adam und Eva die Mittel kennen, durch die ſie künftig ihr Erdenleben friſten ſollten.

Ueber das Schickſal Adams nach ſeinem Tode hat der Chriſt milder gedacht, als der Perſer. Nach altperſiſcher Lehre muß der erſte Menſch am längſten in der Hölle aushalten. Dagegen wird er nach chriſtlicher Anſicht durch Chriſti Opfertod erlöst. Dieß iſt am ſchönſten aufgefaßt in der erhabenen Dichtung des apokryphiſchen Evangeliums Nico=

demi. Unmittelbar nach ſeinem Tode am Kreuz ſprengt Chriſtus die Pforten der Hölle, um daraus alle die Gerechten zu befreien und mit ſich in den Himmel zu nehmen, die nicht bis auf den jüngſten Tag warten ſollen. Der älteſte von allen, die in der Hölle ſind, Adam, bleibt trauernd ſitzen, und zweifelt, ob ihm Vergebung werde. Da faßt Chriſtus liebevoll ſeine Hand, erhebt ihn und führt ihn aus der Finſterniß empor zum Paradieſe. In nicht minder erhabener Sprache malt dieſelbe Scene der Biſchof Epiphanius in ſeiner berühmten (in Auguſti's Denkwürdigkeiten II. 163 mitgetheilten) Rede. Adam liegt in Feſſeln, da naht Chriſtus ihm als Gott, ſpricht zu ihm als zum Geſchöpf und ſchafft ihn gleichſam zum zweitenmal, indem er ihn frei macht und ins himmliſche Paradies führt.

Auf alten Kirchenbildern kommen zuweilen Adam und Eva im Fegefeuer vor, ihnen gegenüber die Verkündigung Mariä — Sünde und Erlöſung.

In Dante's unſterblichem Gedicht iſt Adam ſchon längſt ein Bewohner des Paradieſes. Dante trifft ihn hier an, und hört von ihm die Beſtätigung, daß er bis zum Tode Jeſu in der Hölle habe weilen müſſen. Doch ſey er der Seligkeit gewürdiget worden, wie das Laub, das vom Winde gebeugt ſich wieder erhebe. — Klopſtock iſt in ſeinem Meſſias ſehr willkürlich und, wie mir ſcheint, unziemlich von der alten Vorſtellung abgewichen, hat das herrliche poetiſche Motiv derſelben nicht benutzt und den ſündigen Adam ohne weiteres ſchon lange vor Chriſti Geburt ſelig werden laſſen und in die Sonne verſetzt, von wo aus er auf Chriſti irdiſchen Wandel niederblickt (im Anfang des zweiten Geſanges).

Während die orthodoxe chriſtliche Kirche immer der einfachen moſaiſchen Schöpfungslehre treu blieb, wichen die

keżeriſchen Secten mehrfach davon ab, und griffen in die ältere indoperſiſche Vorſtellungsweiſe zurück. Insbeſondere wurde Chriſtus in mehrfache Verbindung mit Adam gebracht. Die Kirche ſelbſt huldigte wenigſtens im Allgemeinen einer gewiſſen Neigung zum Vergleichen und Paralleliſiren. In dieſem Sinne galt ihr Chriſtus als der neue Adam, der wieder ins Paradies zurückführt, wie der erſte herausgeführt hat. Daher der auch in jedem Menſchen ſich wiederholende Gegenſatz des alten Adams (des ſündigen Fleiſches) und des neuen in Chriſto wiedergebornen Menſchen. Auf dieſelbe Weiſe wurde das Wort Eva durch ein kirchliches Wortſpiel umgekehrt in Ave, das Wort, womit man die heilige Jungfrau Maria zu begrüßen pflegt, und Maria wurde die neue Eva, wie Chriſtus der neue Adam. Endlich wurde auch der Baum des Lebens zum Kreuze Chriſti umgedeutet. Adam, ſagt die Legende, brachte einen Kern des Apfels mit aus dem Paradieſe, und behielt denſelben im Munde, als er ſtarb. Daraus wuchs über ſeinem Grabe ein Apfelbaum. *) Als viel ſpäter die Königin von Saba zum weiſen König Salomon reiste, ſoll ſie unterwegs den Baum, der als rohe Brücke über einen Fluß diente, geſehen und mit ihrem geiſtigen Auge erkannt haben, daß aus ihm einſt das Kreuz des Erlöſers werde gezimmert werden. Darauf betete ſie dieſes Holz an. In demſelben Sinne hat man früher zuweilen das Kreuz Chriſti grün gemalt, und hat der Apfelbaum eine

*) Eine abweichende Sage führt Francesco da Buti an (vergleiche Dante's Fegfeuer vom Prinzen Johann S. 313). Adam ſchickte ſeinen frommen Sohn Seth, das verlorene Paradies aufzuſuchen; dieſem wurde aber vom Engel mit dem Flammenſchwert der Eingang verboten, dafür aber ein Zweig vom Baum des Paradieſes überreicht, den er nach Adams Tode auf deſſen Grab pflanzen ſollte.

ſymboliſche Bedeutung bei der Weihnachtsfeier erlangt. Man hängt in der Chriſtnacht vergoldete Aepfel an erleuchtete Bäume zur Freude der Kinder, und nach der Volksſage ſoll in derſelben Nacht von 12 — 1 Uhr ein Apfelbaum bei Tribur am Rhein blühen. *) Die Portugieſen fanden in Indien einen Apfel, der, wenn man ihn mitten entzwei ſchnitt, die Werkzeuge des Leidens Chriſti enthielt und den ſie Adamsapfel nannten.

Um Adam und Chriſtus, den verbotenen Baum des Erkenntniſſes und das Kreuz, noch näher mit einander in Verbindung zu bringen, wurde die Legende endlich dahin ausgebildet, daß Adam bei Jeruſalem auf dem Berge Golgatha ſoll begraben worden ſeyn. Als der Heiland auf dieſen Berg zum Tode geführt, und das Kreuz aufgerichtet wurde, kam das letztere gerade in den Mund von Adams Todtenſchädel zu ſtehen, und als Chriſtus das Haupt ſenkte und ſtarb, ſah er nieder auf das Haupt Adams, ihm ankündigend, daß

*) Ich übergehe hier die Vergleichungen, die man zwiſchen dem Baum des Paradieſes mit andern mythiſchen Bäumen angeſtellt hat, weil ſie von dem Gegenſtande, von dem ich hier ausſchließlich handle, nämlich vom Urſprung des Menſchen abführen. Schon auf den vielen alten Mithrabildern, welche die Opferung des Stiers durch Mithras darſtellen, kommt Schlange und Scorpion neben einem Apfelbaum vor. In der griechiſchen Heraklesmythe kommt der Baum der Heſperidenäpfel vor, unter dem ein Drache wacht; in der nordiſchen Edda die Eſche Ygdraſill, der Weltbaum, an deſſen Wurzeln Schlangen nagen. In allen dieſen Mythen bedeutet die Schlange das nächtliche Princip, der Baum das Naturleben, die Frucht wahrſcheinlich die Verheißung der Wiedergeburt. Auch die Sonne findet ſich gewöhnlich repräſentirt, ſey es durch den Helden, der den Drachen bekämpft, ſey es durch einen Adler oder Phönix auf des Baumes Gipfel, als das Lichtprincip im Gegenſatze gegen das Nachtprincip an der Wurzel.

nun die Schuld des Baumes getilgt ſey. (Sinnig ausgeführt im Judas Iſchariotѣ von Abraham a St. Clara I. 455 und II. 145). In demſelben Sinne läßt ein geiſtvoller neuerer Dichter (Stehling in ſeinem jüngſten Gericht) den letzten Menſchen (den ewigen Juden) beim Weltende, während rings um die Erde brennt, noch allein auf Golgatha ſtehen. Wie ſelbſt namhafte Kirchenlehrer auf dieſes Allegoriſiren und auf die Parallelen zwiſchen Adam und Chriſtus eingingen, beweist unter andern der heil. Baſilius, der in Adam auf doppelte Weiſe die vorbedeutende Figur des Kreuzes nachwies; einmal ſey der Staub, aus dem er geformt worden, kreuzweis an allen vier Himmelsgegenden geſammelt und ſodann ſey die Thonfigur, die Gott daraus bildete, mit ausgebreiteten Armen als ein Kreuz geformt und ſo durch Gottes Odem belebt worden.

Von dieſer unſchuldigen Symbolik ſchweiften die Secten weit ab. Die alte indiſche Lehre hat ſich hauptſächlich in der chriſtlichen Secte der Manichäer wiederholt und auf eine wahrhaft ſchreckenerregende Weiſe phantaſtiſch ausgebildet. Auch dieſe Secte ſah nämlich in den Menſchen urſprünglich böſe Weſen und wenn auch nicht gefallene Engel ſelbſt, doch Geſchöpfe derſelben, mit Einem Worte Kinder des Teufels. Mani lehrte, als Gott die Sonne erſchaffen habe, um überall in der Welt himmliſches Licht und Segen zu verbreiten und die hölliſche Macht zu beſiegen, ſeyen die Teufel in Zorn und Bitterkeit ergrimmt, und Saklas, der Oberſte der Teufel, habe die Kinder aller andern Teufel gefreſſen, um ſich mit ihren ſämmtlichen Kräften zu ſtärken, und dann mit der Teufelin Nebrod ein Kind gezeugt, das alles Feuer der Hölle in ſich vereinigen, zugleich aber auch alle noch in den Teufeln, als gefallenen Engeln vorhandene Keime des Lichts

wie in einem Kerker in ſich faſſen ſollte, um ſie jeder ſympathetiſchen Berührung mit dem himmliſchen Lichte zu entziehen, ein aus der Tiefe geſchöpftes Gegenbild der aus der Höhe geſchöpften Sonne. Und dieſes Teufelskind war der erſte Menſch, Adam. Doch Gott ſah vom Himmel herab und erkannte in dieſer Zeugung des Teufels, durch welche die in den gefallenen Engeln zerſtreuten Lichtkeime alle in ein neues Weſen hinübergeführt wurden, ein Mittel, eben dieſe Keime der Dämonenwelt zu entziehen und zum verwandten Licht des Himmels zurückzuführen. Er wollte alſo nicht dulden, daß dieſe Keime künftig im Menſchen wie in einem Kerker verſchloſſen würden, ſondern ihnen einen Weg zum Himmel offen halten. Darum nahm er ſelbſt auf magiſche Weiſe Theil an der Zeugung Adams und fügte, daß die Nebrod im Momente der Empfängniß in die Sonne ſehen und in derſelben das reine Urbild der menſchlichen Gattung, die ſtrahlende Schönheit Jeſu Chriſti erblicken mußte. Sein Abbild ging nun in ihr Kind über und Adam trug, obgleich von teufliſchem Samen erzeugt, die Signatur des Gottmenſchen, und das menſchliche Geſchlecht wurde dadurch fähig ſich über die teufliſche Welt zu erheben und die in ihm aus der Hölle geretteten Lichtkeime zum Himmel zurückzuführen. Dieß kann der Menſch aber nur, lehrte Mani, wenn er aller Sinnlichkeit gänzlich entſagt, daher auch die Fortpflanzung hemmt und das ganze in Sünde erzeugte Geſchlecht möglichſt bald ausſterben macht.

Eine andere chriſtliche Secte, die der Gnoſtiker, die ſich wieder in mehrere Secten theilte, verſenkte ſich in nicht minder ſtaunenswürdige Phantaſien.

Die Valentinianer lehrten: Gott ſchuf dreißig Aeonen oder Urgeiſter, je einen männlichen und einen weiblichen.

Aber nur der erſte männliche Aeon, Nus, hatte volle Einſicht in die ewigen Dinge. Darüber wurde der letzte weibliche Aeon, Sophia, neidig, trennte ſich von den andern, ſuchte in der Finſterniß außerhalb des Himmels unruhig umher und gebar die Achamoth, welches eben der in ihr wohnende Geiſt der Unruhe und Finſterniß ſelbſt war. Dieſes dunkle Weſen trachtete nach dem Licht und Gott ſchuf ein neues vollkommen reines Lichtweſen, Chriſtus, der ſich der Achamoth erbarmte und mit ihr den Demiurg, den Schöpfer der irdiſchen Natur, erzeugte. Dieſer ſchuf in ſeiner neuen Welt auch den Adam, aber weder Schöpfer noch Geſchöpf waren ſo vollkommen, daß ſie nicht abermals der Nachhülfe bedurft hätten, die ihnen durch die zweite Erſcheinung Chriſti als Jeſus auf Erden wurde.

Die Ophiten lehrten: Gott Vater und der heilige Geiſt (als Göttin) zeugten einen Sohn und eine Tochter, Chriſtum und die Sophia = Achamoth. Die letztere verirrte ſich aus dem Himmel, indem ſie nach Unabhängigkeit trachtete, und gebar den Jaldaboth oder Demiurg, ſchämte ſich aber nachher, wollte zum Himmel zurück, konnte nicht mehr und blieb als Aether zwiſchen Himmel und Erde in der Mitte. Unterdeß erſchuf der Demiurg den Menſchen Adam nach ſeinem Bilde. Die Sophia aber erbarmte ſich Adams und gab ihm ohne ihres Sohnes Wiſſen etwas von ihrer himmliſchen Lichtnatur. Dadurch erhob ſich Adam über den Demiurg. Dieſer aber ergrimmte, daß das Geſchöpf mehr ſeyn ſollte als der Schöpfer, blickte in die Tiefe der Finſterniß unter der Erde, ſpiegelte ſeinen Zorn und Haß darin ab, und dieſes Bild des Haſſes wurde ein ſelbſtſtändiges Weſen, Satan. Der Teufel rieth nun dem Demiurg, was er zu-thun habe, damit Adam dem Einfluß der Sophia entzogen werde. Sie

ſchufen die Eva, hielten ſie ihm als lockendes Bild vor und ſperrten ſie zuſammen ins Paradies ein. Aber Sophia ſchickte die Schlange (ein heilbringendes, daher von den Ophiten als Symbol des guten Geiſtes verehrtes Weſen), welche die erſten Menſchen lehrte, vom Baum der Erkenntniß zu eſſen. Dadurch wurden ſie abermals des himmliſchen Lichts theilhaftig, aber vom zornigen Demiurg aus dem Paradieſe verſtoßen, und mit des Satans Hülfe in ſo viel Trübſal und neue Verlockung geſtürzt, daß nur die Wiederkunft Chriſti auf die Erde ſie wieder erlöſen konnte.

Unter den abweichenden Lehren anderer Gnoſtiker zeichnet ſich noch eine durch eine eigenthümliche Vorſtellung aus (Neanders Gnoſtiker S. 216): Gott ſchuf zwei Söhne, den Demiurg, der die irdiſche Welt formte, und den Adam, der das Werk ſeines Bruders durchforſchen wollte, in der Natur aber wie in einem Spiegel ſein eigenes Bild erblickte, und ſich (gleich dem Narciſſus) ſo ſehr darein verliebte, daß er ganz in daſſelbe überging, und ſein himmliſches Weſen mit dem irdiſchen vertauſchte.

Die Lehre des Marcion ſchließt ſich etwas mehr an die moſaiſche an. Sie ſagt einfach: Jehovah habe den Adam nach ſeinem Bilde geſchaffen, Adams Geſchlecht habe ſich über die Erde ausgebreitet und bis zu Chriſti Geburt habe alles das Anſehen gehabt, wie es im alten Teſtamente geſchildert wird. Als aber Chriſtus auf die Welt gekommen ſey, habe ſich plötzlich offenbart, daß Jehovah nicht der alleinige Gott, ſondern nur der Demiurg, der kleine Erdengott, ein von dem weit höhern Gott geſchaffener Geiſt ſey, und erſt durch Chriſtus, den Sohn dieſes höchſten Gottes, ſey die Kunde deſſelben unter die Menſchen gekommen und den Men-

ſchen jenes höhere Licht eingepflanzt worden, das ſie über die irdiſche Natur, wie über den alten Demiurg erhebe.

Origenes theilte noch die Anſicht, nach der die Menſchen gefallene Engel ſind und hier auf Erden ihre Prüfungsjahre beſtehen. Die Priscillianer hielten die Seele des Menſchen für göttlich und nur den Körper und ſeine Einwirkung auf die Seele für teufliſch.

Die chriſtlichen Myſtiker der ſpätern Zeit kamen auch noch zuweilen auf die altorientaliſche Vorſtellung zurück, wenn auch mit weit mehr beſonnener Einſchränkung, als die Manichäer und Gnoſtiker. Insbeſondere findet man, daß unſer theosophus teutonicus Jakob Böhme ſich einigermaßen zu der altperſiſchen Anſicht neigte. Er lehrt: der Engel Lucifer fiel ab von Gott (wie Ahriman), und um ihn und ſein finſteres Reich zu bekämpfen, ſchuf Gott die irdiſche Natur und den Menſchen, die das Finſtere ſelbſt an ſich nehmen müſſen, um es von innen her zu überwinden. Im Menſchen iſt das Licht und die Finſterniß, die ganze Engelwelt und die ganze Teufelwelt enthalten, darum iſt er mehr als alle Engel und Teufel, jene müſſen ihm dienen, dieſe ihn fürchten. Auch mehr als die aus Gutem und Böſem gemiſchte Natur iſt der Menſch, obgleich er in ihr geboren iſt, wie die Blume, obgleich aus dem Boden wachſend, doch edler iſt als dieſer. Nun ſollte Adam vermittelſt des Göttlichen in ſeinem Weſen das Teufliſche überwinden, und wenn er es in ſich ſelbſt überwunden hätte, würde es auch außer ihm aus der Welt verſchwunden ſeyn. Allein das Umgekehrte fand ſtatt. Das Göttliche in ihm wurde durch ſeinen ſündigen Theil überwunden. Anſtatt wach zu bleiben, ſchlief er ein, d. h. er verſenkte ſich in die Luſt des Irdiſchen. Sein Schlaf war ſeine Sünde. Da floh ſein himmliſcher Theil von ihm,

Sophia, die ewige Weisheit, und ſtatt ihrer gebar er aus ſich ſelbſt, aus ſeiner Seite, Bein von ſeinem Bein und Fleiſch von ſeinem Fleiſch, ein irdiſches Weib, die nur ſeinem ſündigen Theile gleich war. Damit war die ſchöne Harmonie ſeines Weſens zerſtört, er hatte den Talisman, womit er die Natur beherrſcht und den Satan eingekerkert, verloren. Der Satan wurde frei, erkannte im Menſchen nicht mehr ſeinen Meiſter und ſuchte ihn nun durch jede Liſt, vor allem aber durch das Weib zu verführen. Doch eben dieſes Weib erſah Gott in ſeiner ewigen Güte zum Werkzeug der Erlöſung. Das weibliche Geſchlecht, aus ſündiger Neigung entſprungen, daher unſelig von Anbeginn, nur der finſtern Seite Adams angehörig, nicht theilhaftig ſeines urſprünglichen Lichts, wurde von Gott begnadet, zur Seligkeit fähig gemacht und ſo hoch geſtellt, wie einſt Adam im Paradieſe, durch die Jungfrau Maria, in der Gott ſich ſelbſt gebar und ſelbſt als Menſch auf Erden wandelte und ſtarb, um Adams ſündige Kinder zu erlöſen. (Von den drei Principien, 13.) An einem andern Ort gibt Jakob Böhme zu verſtehen: eigentlich ſchlafe Adam immer noch und das ganze Erdenleben ſey nur ein böſer Traum, den er träume bis zum jüngſten Tage, da das eigentliche Erwachen Adams doch erſt wieder im zweiten Paradieſe ſtatt finden kann. (Von der Gnadenwahl 6, 42. folg.)

Die Juden ſelbſt ſind bei der einfachen moſaiſchen Sage nicht ſtehen geblieben, ſondern haben ſie höchſt phantaſtiſch in den Fabeln ihres Talmud ausgeſchmückt und verfälſcht, indem ſie zum Theil altorientaliſche Vorſtellungen wieder aufgenommen haben. Zunächſt machten ſie aus Adam einen ungeheuren Rieſen und maßen alle Glieder desſelben im höchſten Maaßſtab aus. Selbſt nach dem Sündenfall, als er ſeine

erſte Größe verlor, ſoll er noch 500 Ellen lang geweſen ſeyn. Sodann machten ſie ihn wieder, wie die Perſer, zu einem Zwitter, Adam und Eva mit dem Rücken zuſammengewachſen, und nachher erſt von Gott auseinander geſägt. Drittens lehrten die Rabbinen: in den erſten 130 Jahren hätten ſich Adam und Eva nicht berührt, vielmehr ſeyen ſie beide anfangs getrennt und in die Hölle verſetzt worden und Adam ſey durch die Teufelin Lilith, Eva durch den Teufel Sammael verführt worden und hätten mit dieſen Dämonen eine Menge Teufel gezeugt, namentlich Adam mit der Lilith den Kain, der von der Mutter her ein Teufel geweſen ſey. Von Adam ſagen ſie ſogar aus: er habe ſich mit allen Thieren vermiſcht und dämoniſche Geburten mit ihnen erzeugt. Weiter lehrten ſie: der Apfel vom verbotenen Baum ſey ein Aphrodiſiacum geweſen und die Schlange, wodurch Eva verführt worden ſey, das membrum virile, und was des jüdiſchen Schmutzes im Talmud noch mehr iſt. Weit artiger erſcheint eine andere talmudiſtiſche Erzählung, nach welcher Eva, als ſie den Apfelbaum berührte, den Engel des Todes auf ſich zukommen ſah, und aus Furcht, ſie werde nun ſterben müſſen und Adam werde nun eine andere Frau bekommen, ihn überredet habe mitzueſſen, damit ſie beide zugleich ſtürben. Gleichwohl wird Adam andrerſeits für eine ſo hohe Perſon ausgegeben, daß ſogar die Engel ihn ſollen angebetet haben. Er beſaß ein Buch, worin alle Weisheit der Welt enthalten war, das ihm zwar nach dem Sündenfall davonflog, das aber nachher der fromme Henoch wiederbekam. Gott ſelbſt richtete dem Adam die Hochzeit aus, putzte die Eva in eigener Perſon, flocht ihr die Haare und führte ſie dem entzückten Bräutigam zu. Sonne, Mond und Sterne und alle Engel tanzten auf der Hochzeit. Adam und Eva gingen zu zweien zu Bette und

ſtanden zu ſieben wieder auf, denn ſie empfing und gebar in einer Nacht fünf Kinder.

Ferner lehrt der Talmud: in Adam ſey das ganze Menſchengeſchlecht enthalten geweſen, jedoch nur in phyſiſchem Sinne. Was ſeine Seele betreffe, ſo ſeyen in derſelben nur die ſämmtlichen Seelen der Juden enthalten geweſen, denn in alle andern älteſten Völker (die Kainiten) ſeyen teufliſche Seelen gekommen, durch Kain, dem er zwar als Vater den Leib, die Lilith aber als Mutter die Seele gegeben habe. Auch ſpäter hätten ſich immer noch teufliſche Geſchlechter von dem Stamme der Juden abgezweigt, aber dieſen zum Heil, ſofern dadurch der verderbte Samen abgeleitet und der alte Stamm gereinigt worden ſey, z. B. durch die Ausſcheidung der Jsmaeliten Abraham habe in Jsmael, dem Sohn der Hagar, nur ſein ſündlich Theil abgelegt, um dann in Jſaac, dem Sohn der Sarah, einen deſto geläuterteren Stamm zu pflanzen ꝛc. In Adams Seele aber ſeyen ſchon urſprünglich die Seelen aller reinen Juden eingeſchloſſen geweſen, und ſie habe ſich namentlich in ihrer ganzen Urſprünglichkeit in David reproducirt, ſo wie ſie ſich in dem noch nicht erſchienenen Meſſias reproduciren werde. Dieſen Adam, der als Meſſias wiedererſcheinen ſoll, nennt die myſtiſche Kabbala den Adam-Kadmon. Adam vor dem Fall war ſchon der Meſſias, ſo wie der Meſſias, wenn er wieder erſcheint, ſeyn wird, was Adam vor dem Fall war.

Das Ende der Welt wird eine Wiederholung der erſten Hochzeit im Paradieſe ſeyn. Sonne, Mond und Sterne und alle Engel werden wieder dabei tanzen. Die beſte Quelle aller dieſer Fabeln iſt bis jetzt noch immer für die, welche den Talmud ſelbſt nicht leſen können, Eiſenmengers entdecktes Judenthum. Etwas ſentimental iſt die jüdiſche Tradition

von Herder aufgefaßt (zur ſchönen Lit. und Kunſt Band IX. S. 18.) Der Schöpfer ſtieg hernieder und alle Engel, die Fürſten der Elemente, ſahen auf ſein Werk. Er rief dem Staube. Zuſammen flog der Staub aus allen Theilen der Erde; der Engel der Erde ſprach: „Ein ſterbliches Geſchöpf wird dieß Gebilde ſeyn, wo irgend auf Erden es lebt. Denn Erde iſt es, und muß zur Erde werden.“ Er rief der himmliſchen Wolke; ſie feuchtete den Staub. Da wälzete ſich der Thon, und wölbete ſich mit innern Gefäßen und Kammern. Und der Engel des Waſſers ſprach: „Du wirſt der Nahrung bedürfen, künſtliches Geſchöpf; Hunger und Durſt werden die Triebe deines Lebens werden.“ Von innen formeten ſich Adern und Gänge; von außen mancherlei Glieder, und der Engel der Lebendigen ſprach: „Mancherlei Verlangen wirſt du unterworfen ſeyn, kunſtreich-ſchönes Gebilde, die Liebe deines Geſchlechtes wird dich ziehen und treiben.“ Da trat Jehovah zu ihm mit ſeinen Töchtern, der Liebe und der Weisheit. Väterlich richtete er ihn auf, und gab im Kuß ihm ſeinen unſterblichen Athem. Erhaben ſtand der Menſch, und blickte freundlich umher: „Siehe“ ſprach der Schöpfer, alle Gewächſe der Flur, alle Thiere des Feldes habe ich dir gegeben, dein Vaterland, die ganze Erde iſt dein, daß du ſie verwalteſt. Aber du ſelbſt biſt mein, dein Athem iſt mein; ich nehme ihn dir, wenn deine Zeit kommt, wieder.“ — Die Töchter Gottes, Weisheit und Liebe, blieben bei ihm, dem neuen Gott der Erde. Sie unterrichteten ihn, lehrten ihn kennen Kräuter und Thiere; ſie ſprachen mit ihm als ſeine Geſpielinnen, und ihre Luſt war bei dem Menſchenkinde. So lebet der Menſch hienieden ſeine Zeit. Dann ſinket er zuſammen und gibt zurück den Leib den Elementen, aus wel-

chen er ward; aber ſein Geiſt kehrt wieder zu Gott, der ſeinen Athem ihm im Vaterkuſſe gegeben.

Eine ſehr eigenthümliche Stellung behauptete die Lehre des alexandriniſchen Juden Philo, der ein Zeitgenoſſe der Apoſtel war. Er bearbeitete die mosaiſche Geneſis nach den philoſophiſchen Begriffen, die ſich in Alexandrien, wo altorientaliſche und ägyptiſche Weisheit und griechiſcher Platonismus auf das Judenthum einwirkten, gebildet hatten. Da unter den nämlichen Umſtänden bald darauf auch das Chriſtenthum die Einwirkung dieſer alexandriniſchen Philoſophie empfing, ſo hat Philo's Lehre ſchon einige Aehnlichkeit mit der ſpätern Lehre der Gnoſtiker und Manichäer, die ich bereits erwähnt habe. Philo glaubte an eine Präexiſtenz der Seelen, wie die alten Inder und Perſer. (Vergl. Gfrörers Philo I. S. 374.) Doch nahm er an, daß nur die ſchlechten und gemeinen Seelen ihrer frühern Sünden wegen in den Kerker des irdiſchen Leibes gebannt worden ſeyen, die reinen Seelen der Patriarchen und Propheten dagegen ſeyen freiwillig und nur aus edler Wißbegier ins irdiſche Leben eingegangen. (I. S. 391.) Er vergleicht die Menſchheit mit einer Colonie abgefallener Geiſter, die ſich auf einige Zeit auf unſern Planeten haben niederlaſſen müſſen. Adam aber und Eva gehen bei ihm in Perſonificationen von bloßen Begriffen auf. Adam iſt ihm die Seele vor dem Fall, das reine Geſchöpf Gottes; Eva aber iſt ihm das Fleiſch, die Körperwelt, die Sinnlichkeit, durch welche die Seele zu Falle gebracht und in die irdiſche Leiblichkeit hinabgezogen wurde. (I. S. 91.)

Auch die muhamedaniſche Sage iſt von der moſaiſchen ausgegangen, hat dieſelbe aber mit einigen ältern orientaliſchen Vorſtellungen vermengt, ſehr phantaſtiſch ausgebildet und manchen äußerſt zarten und ſinnreichen Zug einge-

webt. Die nahe Berührung mit den buddhiſtiſchen Mongolen erklärt die unter den Muhamedanern in Perſien verbreitete Vorſtellung von mehreren der Schöpfung Adams vorausgegangenen Weltperioden. Nach Herbelot regierten auf Erden ſchon vor Adam 40 oder gar 72 ſogenannte Solimanen oder königliche Weiſe und Geiſterfürſten (nach dem Modell des in der muhamedaniſchen Welt hochgefeierten ſpätern König Salomon) in ſieben auf einander folgenden Zeitaltern, aber nur dem berühmten (aus der altperſiſchen Mythologie entlehnten) Vogel Simurgh war es vergönnt, ſie alle zu überdauern und bis in unſer Zeitalter fortzuleben. Von ihm ſoll die Kunde jener ältern Epochen auf uns gebracht worden ſeyn. — Nach der bei allen übrigen Muhamedanern herrſchenden Vorſtellung empörten ſich die erſtgeſchaffenen Engel, die Dſchinen (Genien), unter der Anführung des Eblis (verdorben aus diabolus) gegen Gott, der, erzürnt darüber, ein neues höheres Weſen hervorzubringen ſich vornahm. Die Erde ſollte dazu den Stoff liefern, und Gott ſchickte einen Erzengel nach dem andern zu ihr hinab; aber ſie weigerte ſich, denn ſie ſah die Gebrechlichkeit des neuen Geſchöpfs voraus und fürchtete, Gott werde ſie einſt um ſeinetwillen verfluchen. Zuletzt wurde der Engel Azrael zu ihr abgeſandt, und dieſer nahm ihr den Stoff, aus dem Adam geformt werden ſollte, mit Gewalt. Deßhalb erhielt er nachher das Amt des Todesengels, der die Seelen eben ſo gewaltſam wieder vom körperlichen Stoffe trennt, wie er den erſten Körper gezwungen hatte, die Seele in ſich eingehen zu laſſen. Jenen Stoff aber ſammelte Azrael aus allen Arten von Erde, aus weißer, gelber, rother, ſchwarzer Erde und dieſe in Adam vereinigten Farben ſchieden ſich ſpäter wieder aus in den Racen der Menſchen. Gott formte den Adam, aber er wartete noch vierzig Jahre, bevor er

ihm eine Seele einhauchte. Da ſah Eblis die lebloſe Thonfigur liegen, muſterte ſie voll Neugier, klopfte an ihr und ging ſogar in alle ihre Theile ein, um ſie ganz auszuforſchen, und da er ſie hohl und leer fand, meinte er, ſie werde ſich einſt anfüllen wollen und dadurch der Habgier, mancherlei Begierde und jeder Verſuchung ausſetzen. Endlich blies Gott dem Thon ſeinen Odem ein, und Adam wurde belebt, von oben nach unten. Kaum aber fühlte der neue Menſch ſeinen Kopf und ſein Herz, als er ſchon voreilig aufſtehen wollte, ehe noch ſeine Füße belebt waren. Darum ſank er wieder zuſammen und ſchon ſeine erſte Handlung war ein Fall. Als er nun aber vollendet war in ſeiner ſtrahlenden Schönheit, Gottes Meiſterſtück, da mußten alle Dſchinen vor ihm niederknien und ihm huldigen. Nur Eblis that es nicht und ward in die Hölle verſtoßen. Dem Adam aber gab Gott das ſchöne Paradies zur Wohnung und die liebliche Eva zur Gefährtin und ließ ihn in einer Viſion alle ſeine Nachkommen, die unzähligen Geſchlechter der Menſchen ſehen. Da ſtaunte Adam und betrübte ſich zugleich, denn er war damals noch rieſengroß und göttlich ſchön (weil er noch nicht geſündigt hatte), in ſeinen Enkeln aber ſah er kleine Weſen, die meiſten unſchön, viele krank und krüppelhaft. Gott aber tröſtete ihn und ſprach: es müſſe der Weſen vielerlei und von allen Arten geben, er liebe nicht, ſich nur auf eine Art danken zu laſſen. Die Freude des Paradieſes wurde geſtört durch Eblis, der ſich liſtig als Schlange einſchlich und den Pfau (die Hoffart) für ſeine Abſicht gewann. Durch ſie wurde Eva verführt, die verbotene Frucht zu brechen. Dieſe Frucht aber war kein Apfel, ſondern Korn von einem Getreidebaum oder einer koloſſalen Aehre. Kaum war die Sünde begangen, ſo fielen die koſtbaren Kleider, die Gott

unſern erſten Eltern gemacht hatte, von ihnen und ſie ſahen ſich in ihrer Blöße. Als Gott den Frevel erfuhr, ſchleuderte er voll Unwillen alle dabei Betheiligten aus dem Paradieſe und ſie ſtürzten auf die Erde herab. Adam fiel auf der Juſel Ceylan nieder, auf den Berg, der noch jetzt Adams-Pic heißt und wo man noch die rieſenhafte Spur ſeines Fußes zeigt. Eva fiel bei Dſchidda am rothen Meere nieder, Eblis (die Schlange) bei Baſſora, der Pfau in Indien, der Getreidebaum ſtreute ſeine Körner überall hin auf die Erde aus. Adam und Eva behielten zwar ihre vorige Größe, verloren aber die rothe Hornhaut, die ſie bisher umkleidet hatte und von der nur ein kleiner Reſt in den Nägeln der Finger und Zehen ſitzen blieb. (Um die rothe Farbe wiederherzuſtellen, pflegen ſich die Muhamedanerinnen noch jetzt die Nägel mit Henna roth zu färben.) Der Pfau verlor zur Strafe die ſchöne Stimme, die er im Paradieſe gehabt. Das Getreide wurde ſo klein, wie es noch jetzt iſt. — Adam war untröſtlich, warf ſich auf ſein Angeſicht und weinte hundert Jahre lang. Aus ſeinen Thränen wuchſen die Palmen und die andern hohen Bäume, die Ceylan zieren.*) Endlich ſandte Gott barmherzig den Engel Gabriel zu ihm, der ihn tröſten und aufrichten mußte und ihn lehrte, das-

*) Percifal in ſeinem Werk über die Inſel Ceylan theilt eine merkwürdige Sage von dem heiligen Cypreſſenbaum mit, der auf dem Adamspic verehrt wird. Wer ein Blatt von dieſem Baum erhaſcht, ſoll dadurch wieder jung werden; aber es iſt nie eines gefallen. Der Baum ſoll nicht irdiſchen Urſprungs, ſondern durch die Luft auf den Berg herabgekommen ſeyn. Man wird hiebei verſucht, an die Cypreſſe der perſiſchen Sage zu denken, die im Paradieſe wuchs und aus der das erſte Menſchenpaar hervorging. Auch in Kaſchmir, wohin Viele das Paradies verlegt haben, verehrte man eine uralt heilige Cypreſſe, welche die Muhamedaner zerſtört haben.

ſelbe Getreide, das er im Paradieſe auf unerlaubte Weiſe gekoſtet, nun mühſam anzubauen. (Eine tiefſinnige Idee.) Aber die Sehnſucht nach ſo langer Zeit ſeine Eva wiederzufinden, trieb ihn aus Ceylan fort. Er watete, was bei ſeiner Rieſengröße möglich war, durch die große Furth, die noch jetzt die Adamsbrücke heißt, auf das Feſtland von Indien hinüber und irrte durch die Länder, bis er endlich auf dem Gebirge Arafat die einſam trauernde Eva wieder fand. Der Engel Gabriel ſorgte ferner für ſie und brachte ihnen ein Haus aus dem Himmel herab, darin ſie wohnen ſollten, die heilige Kaaba zu Mekka. Hier lebten ſie, bis Adam in hohen Jahren ſtarb. Seine Leiche wurde ſpäter von Noah mit in die Arche genommen und in Jeruſalem beigeſetzt. Hier fand einſt lange nachher Jeſus Chriſtus den Todtenſchädel Adams und redete ihn mit Worten an, die kein Sterblicher nachſpricht. Am jüngſten Tage aber wird Adam auferſtehen und in der Mitte ſtehen aller ſeiner Kinder, ihm zur Rechten die das Himmelreich erben, ihm zur Linken die Verdammten. (Ich habe dieſe reiche Sage aus den einzelnen Erzählungen im Koran und bei Herbelot und aus den Schriften des Herrn von Hammer, meines hochverehrten Freundes, muſiviſch zuſammengeſetzt.)

Von den jüdiſchen und muhamedaniſchen Vorſtellungen iſt Manches, aber nicht gerade das Tiefſinnigſte, in die chriſtliche Phantaſie eingedrungen. Daß der Sündenfall die phyſiſche Beſchaffenheit Adams und Eva's bedeutend verändert habe, wurde ſchon von den Juden und Muhamedanern angenommen und darüber nicht wenig gegrübelt. Vor allem bemerkt man, daß ihnen der Nabel gemangelt habe, da ſie nur geſchaffen, aber nicht geboren worden ſeyen. Auch Dante nennt Adam die einzige Frucht der Welt, die ohne Keim

und Blüthe gleich in voller Reife da geweſen ſey. Daß unſere erſten Eltern vor dem Fall nichts von all dem Unreinen an ſich gehabt, womit wir jetzt behaftet ſind, und daß ſie namentlich noch keiner Ausleerung bedurft hätten, bemerkt die talmudiſtiſche und mosleminiſche Sage. Sogar die Nieren, die Galle wurden ihnen, wie die Genitalien abgeſprochen und ſollen erſt nach dem Fall entſtanden ſeyn. Ueber alles dieß hat ſich noch unſer großer Arzt Theophraſtus Paracelſus Bombaſtus ab Hohenheim ſehr weitläufig ausgelaſſen: In der ſchmutzigſten Anatomie und Phyſiologie aber wühlten die alten Rabbiner, die unter andern auch die Zeiten der Weiber von dem Umgang der Eva mit der Schlange ableiten. — Nach Wahls Koran (14te Sure) bewahren die Muhamedaner heute noch das Hemd Adams als Reliquie.

In der Zeit, in welcher der deutſche Volkswitz ſich in humoriſtiſchen Auslegungen der Bibel in geiſtlichen Komödien, Faſtnachtspoſſen und gemalten Späßen gefiel, bot auch die Schöpfungsſage mancherlei Stoff zu den naivſten Scherzen dar. So malte man Adam und Eva als Eltern des ganzen Menſchengeſchlechts mit koloſſalen Genitalien. So traveſtirte noch im vorigen Jahrhundert der luſtige Pfaff Sebaſtian Seiler die ganze Schöpfungsgeſchichte in einer geiſtlichen Komödie, die voll Witz iſt. Artig iſt auch der Gedanke, den ſogenannten Adamsapfel am Halſe der Männer für ein Stück des verbotenen Apfels auszugeben, der dem Adam im Halſe ſtecken geblieben ſey. — Bei einer Proceſſion zu Heidelberg am Palmſonntage 1784 trat Adam in doppelter Geſtalt im Zuge auf, einmal als Adam vor dem Fall, ſchön und unſchuldig mit einer Lilie; dann als Adam nach dem Fall, traurig mit einer Schaufel und mit einem Todtenkopf, der einen Apfel im Munde hielt. (Journal von und für Deutſchland I. S. 431.)

Als Curioſa können auch manche rationaliſtiſche Erklärungen der Geneſis betrachtet werden. So hat einer gemeint, die verbotene Frucht ſey eine Aphrodiſiacum geweſen und habe die Eva zur ſinnlichen Luſt gereizt. Die ſtrafende Stimme Gottes aber und der Engel mit dem Flammenſchwerte ſey nichts als ein ſtarkes Gewitter geweſen, durch das Adam und Eva heftig erſchreckt und in die Flucht getrieben worden ſeyen. Nicht beſſer ſind die allegoriſchen Erklärungen, welche die ganze Geſchichte Adams in die Pſychologie und Ethik überſetzen und zu einer Parabel machen, die in einem erdichteten Beiſpiel eine gewiſſe Lehre klar machen wolle ꝛc.

Ein wenig ſentimental iſt eine Dichtung in Leons rabbiniſchen (größtentheils von ihm ſelbſt erfundenen) Legenden. Als Gott die Menſchen erſchaffen wollte, riethen ihm alle Engel dazu, außer Emeth, der Engel der Wahrheit, denn dieſer wußte, daß der Menſch lügen würde. Gott war über dieſen Widerſpruch erzürnt und verſtieß den Engel, rief ihn aber nachher wieder zu ſich und Emeth überreichte Gott zum Zeichen ſeiner Unterwürfigkeit eine mit ſeinen Thränen befeuchtete Erdſcholle, aus der nun Adam geformt wurde.

Als ſinnreiche Dichtung verdient erwähnt zu werden, was der ſicilianiſche Dichter Meli erzählt: Gott und der Teufel ſpielten Schach mit einander. Gott verlor ſeine Königin, die bei Seite geworfen wurde und auf die Erde herabfiel — die Eva. Aber Gott gewann wieder und machte ſich nach der Spielregel eine neue Königin, indem er mit einem Bauer ins Schach rückte — die Madonna.

Zu den heitern Scherzen dieſer Art gehört auch eine Sage der Muhamedaner: Eva gebar ſehr viele Kinder, und ſchämte ſich dieſer großen Zahl, als ſie einmal von Gott überraſcht wurde, und verſteckte einige davon. Nun rief Gott

die Kinder zu ſich und theilte alle Würden und Güter der Erde unter ſie aus. Die aber verſteckt waren, bekamen nichts, und von ihnen ſtammen die Bettler und die Fakirs ab.

Da ich den Faden, durch den die altorientaliſche, die jüdiſche, chriſtliche und muhamedaniſche Anſicht zuſammenhängen, nicht abſchneiden wollte, muß ich nun die Vorſtellungen nachholen, welche ſich andere Völker von der Schöpfung des erſten Menſchen gemacht haben.

Die griechiſche Sage entfernt ſich nicht ſehr weit von der Schönheit und Einfachheit der moſaiſchen. Als die alten Titanen, die rohen Urkräfte der Natur, nach der griechiſchen Sage von dem jungen Götterkönig Zeus überwältigt wurden, bildete der Titane Prometheus aus Erde den Menſchen, holte in einem Rohr Feuer vom Rade des Sonnenwagens und hauchte es dem Thongebilde als Lebenskraft ein. Zeus fürchtete, dieſes neue Weſen könne etwas von dem Ungehorſam der Titanen erben und ihm gefährlich werden, ſtrafte daher den Prometheus, indem er ihn an den Kaukaſus anſchmieden und ihm täglich das (immer wieder wachſende) Herz von einem Adler aushacken ließ. Ohne jedoch den Menſchen ſelbſt zu vernichten, begnügte er ſich, denſelben unſchädlich zu machen, indem er ihm — ein Weib gab. Der erſte Menſch war nämlich ein Mann, und um ihm ein verderbliches Spielzeug zu geben, durch das er hinlänglich beſchäftigt und mit Sorgen überhäuft werden möchte, ließ er durch den kunſtreichen Hephäſtos aus Erde und Waſſer einen zweiten Menſchen, die Pandora formen, gab ihr Leben, ließ ſie von allen Göttern und Göttinnen beſchenken, von der Venus reizend ſchmücken und führte ſie dem Manne zu. Als Mitgift aber gab er ihr eine Büchſe, die alle irdiſchen Uebel einſchloß und verbot ihr ſchalkhaft, ſie zu öffnen. Aber natürlich konnte

die weibliche Neugier das Gebot nicht halten. Sie öffnete die Büchſe und nun kamen alle Plagen über den armen Mann und ſeine Nachkommen.

Nach einer andern eben ſo ſchönen Sage enthielt die Büchſe keine Uebel, ſondern vielmehr die koſtbarſten Geſchenke der ſämmtlichen Götter, die plötzlich, als ſie die Büchſe gegen das Verbot öffnete, wieder verſchwanden, und wodurch der Menſch aller himmliſchen Güter verluſtig ging.

Der bekannte Scherz in Plato's Sympoſion enthält vielleicht eine dunkle Erinnerung an die perſiſche Sage oder iſt auch nur ein Spiel des Witzes. Ariſtophanes erzählt nämlich hier: die erſten Menſchenpaare ſeyen in Kugelform zuſammengewachſen und ſo ſtark und übermüthig geweſen, daß ſie ſogar die Götter angegriffen hätten. Zeus aber theilte ſie von einander in Männer und Weiber und dieſe bekamen nun mit ſich ſelbſt ſo genug zu thun, daß ſie nicht mehr daran dachten die Götter zu bekämpfen. Nun ſeyen aber, fügt der unſaubere Poet hinzu, jene erſten zuſammengekugelten Paare nicht immer ein Mann und eine Frau, ſondern es ſeyen auch häufig je zwei Männer oder je zwei Frauen zuſammengepaart geweſen. Getheilt, hätte jedes zu dem, mit dem es urſprünglich verbunden geweſen, eine unbezwingliche Sympathie gefühlt und daher komme die wechſelſeitige Liebe der Männer und Frauen, aber auch die griechiſche Liebe der Männer und die Tribaderie der Weiber unter einander.

Inzwiſchen ſcheint auch etwas von der älteſten indiſchen Vorſtellungsweiſe zu den Griechen übergegangen zu ſeyn, wenigſtens kommt in einem dem Orpheus zugeſchriebenen Hymnus (bei Euſebius de praep. ev. III. 9.) eine pantheiſtiſche Lehre vor, in welcher Gott, faſt ganz ſo wie der

indiſche Brama, als Augen Sonne und Mond, als Leib die Erde, als Knochen die Gebirge hat.

In der römiſchen Sage läßt ſich eine Spur der moſaiſchen, ſo wie der ägyptiſchen und phöniziſchen wiedererkennen, ſofern auch nach ihr die erſten Menſchen aus Erde und Waſſer (Schlamm) geformt wurden. Ovid ſagt (in den Metamorphoſen I. 76): der Vater der Dinge habe zuletzt, nach allen andern Creaturen, auch den Menſchen, als die vollkommenſte von allen, gebildet:

Aber ein heiligeres, hochherziger denkendes Weſen
Fehlt' annoch, das beherrſchen die andern könnte mit Obmacht.
Und es erhub ſich der Menſch; ob ihn aus göttlichem Samen
Schuf der Vater der Ding', als Quell der edleren Schöpfung,
Oder ob friſch die Erde, die jüngſt vom erhabenen Aether
Los ſich wand, noch Samen enthielt des befreundeten Himmels;
Aber Japetus Sohn mit fließender Welle ſie miſchend,
Bildete jen' in Geſtalt der allvorſorgenden Götter,
Und da in Staub vorwärts die andern Leben hinabſchaun,
Gab er dem Menſchen erhabenen Blick, und den Himmel betrachten
Lehrt' er ihn, und empor zum Geſtirn erheben das Antlitz.

(Nach der Ueberſetzung von Voß.)

Bei den Römern findet man auch die Vorſtellung vom Paradieſe wieder, denn das ſaturniniſche oder goldene Zeitalter der Unſchuld, das ſie in den Anfang der Geſchichte ſetzen, entſprach ſehr dem paradieſiſchen Zuſtande. Auch leiteten ſie den Namen des Menſchen von der Erde ab, aus der er entſtanden ſey, homo von humus.

Eine bloß dichteriſche Erfindung, aber eine ſehr reizende iſt (nach Hyginus, 220) noch folgende. Cura (die Sorge) ſaß ſinnend am Ufer, formte wie durch Zufall eine menſchliche Geſtalt und bat den Zeus, dieſes merkwürdige Product ihrer Kunſt zu beleben. Er that es. Nun aber entſtand ein Streit, wer dem Kinde den Namen geben ſolle. Da erhob ſich Tellus, die Erde, von ihr ſey der Menſch genommen,

von ihr müſſe er den Namen haben. Zeus gab dieß zu und entſchied, ſein ganzes Leben hindurch ſolle der Menſch ungetheilt ein Eigenthum der Sorge bleiben, nach ſeinem Tode aber ſolle ſein Leib der Erde anheimfallen, ſeine Seele aber, zu ihm, der ſie ihm eingehaucht, in den Himmel zurückkehren.

Eine gar eigene Vorſtellung von den erſten Menſchen machte ſich der alte ſicilianiſche Philoſoph Empedokles. Die Natur ſoll nämlich anfangs nur einzelne Glieder hervorgebracht und dieſe ſollen ſich erſt nach und nach an einander gefügt haben.

Zahlreich ſproßten die Köpfe empor, des Nackens entbehrend,
Arme auch ſchweiſten umher, von den tragenden Schultern verlaſſen,
Einſam irrten die Augen, noch nicht in der Stirne befeſtigt.

Noch abenteuerlicher war die Anſicht des Philoſophen Anaximander, der die erſten Menſchen aus den Leibern großer Fiſche hervorgehen ließ. Leukippus, Demokrit, Epikur kehrten zu der altägyptiſchen und phöniziſchen Vorſtellungsweiſe zurück, indem ſie behaupteten, die Menſchen ſeyen aus der Wärme und Feuchtigkeit der Erde durch generatio aequivoca entſtanden. Dabei gefiel ſich ihre Phantaſie darin, vorauszuſetzen, daß die Erde anfänglich lauter unvollkommene Geſchöpfe, Ungeheuer, Mißgeburten hervorgebracht habe, bis ihr endlich durch Zufall ein ordentlicher Menſch gelungen ſey.

In der altnordiſchen Mythologie (der Edda) kehrt die indiſche Vorſtellung des auseinanderfallenden Brama in der Sage vom Rieſen Ymer wieder, aus deſſen zerfallenem Leibe die ganze Natur gebildet wurde; ferner die alte Vorſtellung vom Baum, über den die Schlange ragt, in der Sage von der Welteſche Ygdraſill und endlich die perſiſche Vorſtellung von der Entſtehung des erſten Menſchenpaars aus einem Baum in der Sage von den erſten Menſchen Esca und Embla, die aus Holzblöcken entſtanden ſeyn ſollen, der **Mann aus einer Eſche, das Weib aus einer Erle.**

Entfernen wir uns nun vom alten Feſtlande und gehen über das Meer nach Amerika hinüber, ſo begegnen uns wieder neue Sagen, in denen aber doch einige Vorſtellungsweiſen der alten Welt, namentlich hinteraſiatiſche vorherrſchen, wodurch die Vermuthung, die erſten Anſiedler in Amerika ſeyen aus Japan und Nordaſien gekommen, Beſtätigung erhält. Beſonders zwei Vorſtellungen laſſen ſich deutlich wiedererkennen, die japaniſche nämlich, die nicht einen Urvater, ſondern vielmehr eine Urmutter des Menſchengeſchlechts annimmt, und die tibetaniſche, welche die erſten Menſchen zu Affen macht.

Auf den Andreasinſeln herrſcht der Glaube: die Göttin Ligobund habe über der Erde in den Lüften geſchwebt, ſey ſchwanger geweſen und habe ſich, um zu gebären, auf die junge Erde herabgelaſſen und da zuerſt Pflanzen, dann Thiere, endlich Menſchen ausgeboren. — Zu Nutka glaubt man: Gott ſchuf zuerſt ein Weib, die einſam unter den Thieren lebte, bis Gott ſelbſt in der Geſtalt eines ſchönen Jünglings ſie tröſtete. Sie gebar hierauf durch die Naſe, indem ſie nieſen mußte, einen Tropfen, der lebendig und ein kleiner Knabe, dann ein Mann wurde und mit ihr das Menſchengeſchlecht erzeugte. (Roquefeuil Reiſe um die Welt.) — Unter den nördlichſten Indianern des amerikaniſchen Feſtlandes fand Hearne (S. Reiſe, herausg. von Forſter. S. 281.) eine ſehr merkwürdige Sage, in der viele orientaliſche Reminiscenzen in einander ſpielen. Der erſte Menſch nämlich ſoll ein Weib geweſen ſeyn. Dieſes Weib blieb lange einſam und nährte ſich von Beeren, bis ſich einmal ein Hund zu ihr fand, der ihr in ihre Höhle folgte, ſich in einen ſchönen jungen Mann verwandelte und Kinder mit ihr zeugte, aber jedesmal bei Tage ſeine Hundegeſtalt wieder annahm. Da kam ein ungeheurer Rieſe, deſſen Kopf bis in die Wolken reichte,

ebnete die rauhe Erde, zeichnete mit ſeinem Stock Seen und Flüſſe hinein, zerriß den Hund und ſtreute ſeine Därme in die Flüſſe und Seen, woraus Fiſche wurden, ſein Fleiſch auf die Erde, woraus vierfüßige Thiere wurden, und Haut und Haar in die Lüfte, woraus Vögel wurden. Die Kinder des Hundes aber und ihre Mutter, das erſte Weib, ſchonte er und gab ihnen die Herrſchaft über die von ihm aus ihres Vaters Leib erſchaffenen Thiere. Hier kehrt die Idee des zerfallenen Brahma und Rieſen Ymer in ſehr origineller Wendung wieder, während zugleich der Hund an den tibetaniſchen Uraffen erinnert und der Umſtand, daß der erſte Menſch ein Weib iſt, auf Japan weiſt.

Eine Variante zu dieſer Sage (ebenfalls aus Canada) iſt folgende: Michapus, das höchſte Weſen, ſchuf Thiere und ſetzte ſie auf ein Floß ins Meer, denn damals gab es noch kein Feſtland. Michipiſi, der Waſſergott, wollte nicht erlauben, daß ein Feſtland geſchaffen werde. Aber der Biber und die Fiſchotter holten ein wenig Erde herauf und machten nach und nach einen hohen Berg. Hier vermehrten ſich die Thiere ausnehmend und tödteten ſich untereinander. Da ſchuf Michapus aus den todten Thieren Männer, die auf die übrigen Thiere Jagd machten und ſich durch eine Frau, die ihnen der Gott beigab, vermehrten. (Geſchichte der Meinungen. Stendal 1784. II. S. 179.) — Hennepie erwähnt in ſeinen Reiſen im mitternächtlichen Amerika, die Indianer glaubten, zuerſt ſey in der Welt ein Weib geweſen und zwar ein böſes, aber ihr Sohn ſey dagegen gut geweſen und habe alles Gute in der Welt hervorgebracht und erhalten. — Noch weiter ſüdwärts bei den Irokeſen herrſcht der Glaube: Gott ſchuf zuerſt ſechs Männer und ſie lebten allein, bis ſie hörten, im Himmel ſey auch eine Frau, Namens

Ata = Entſik. Einer, Namens Hogonaho, hatte die Kühnheit ſich auf einem Vogel in den Himmel tragen zu laſſen. Hier fand er die Frau an einem Baum, wo ſie eben Waſſer holte, und verführte ſie. Der Herr des Himmels erzürnte ſich aber ſo ſehr über dieſes Vergehen, daß er die Schuldige aus dem Himmel hinunterſtürzte ins Meer. Hier wurde ſie aber von einer Schildkröte aufgefangen, auf deren Rücken Fiſche die Erde bauten, und auf dieſer jungen Erde gebar die Frau nunmehr den erſten Menſchen, von dem alle andern abſtammen. (Allg. Geſchichte d. Länder und Völker von Amerika I. 45.) — Noch tiefer im Süden herrſchte unter den alten Mexicanern, wie Clavigero berichtet, eine eben ſo phantaſtiſche Sage. Sie glaubten, ein früheres Geſchlecht der Menſchen ſey ſpurlos untergegangen. Nun aber, heißt es, gebar die Göttin Omecihuatl ein Weſen, das auf die Erde fiel und aus dem 600 Krieger entſtanden. Dieſe baten die Göttin um ein Weib und einer von ihnen bekam einen Knochen eines Weibes von der ausgeſtorbenen Race. Der Bote fiel aber unterwegs und zerbrach den Knochen, aus dem nachher ein Knabe und ein Mädchen entſtanden, die das neue Menſchengeſchlecht gründeten. — Einer andern mexicaniſchen Sage zufolge zerfloß das erſte Menſchenpaar in Waſſer, als es badete, und ein neues Paar hielt erſt Stand, als Gott den Miſchungsſtoffen, woraus er es bildete, Metall beifügte.

Hier kehrt überall die Grundidee einer Urmutter wieder, welcher der Urvater untergeordnet iſt, wie wir dieß ſchon in der Sage der Japaner fanden. Daneben findet ſich aber auch die tibetaniſche Sage von den Affen wiederholt. Die Tlascalaner, ein Nachbarvolk der alten Mexicaner und denſelben feindlich, hegten (nach Clavigero) die Meinung: nachdem ein früheres Geſchlecht von Erdenbewohnern durch eine

Sündfluth vertilgt worden ſey, hätte Gott zwar ein neues Geſchlecht geſchaffen, es ſeyen aber nur Affen geweſen und ſie hätten ſich erſt nach und nach zu Menſchen herangebildet. — In Peru glaubte man, wie Gomara meldet, zuerſt ſey Con, ein Mann aus Norden gekommen und habe Menſchen gemacht, die aber Uebles thaten. Dann ſey ein andrer Mann gekommen, Pachacamac, ein Sohn der Sonne, und habe jene böſen Menſchen ſämmtlich in Affen verwandelt, neben ihnen aber ein neues beſſeres Menſchengeſchlecht geſchaffen. Damit ſtimmt auch eine weitere, den Irokeſen (in der Allg. Hiſtorie der Reiſe XVII. S. 28.) zugeſchriebene Meinung zuſammen, nach welcher Gott nach der Sündfluth neue Menſchen aus Thieren ſchuf, deren verſchiedene Neigungen und Laſter ſofort in die Menſchen übergingen.

Endlich findet ſich in Nordamerika auch noch eine leiſe Spur von der verbotenen Frucht, die, wie wir oben ſahen, in den Mythen Hinteraſiens vorkommt, wie in der perſiſchen und moſaiſchen Sage. Nach Franklin nämlich (zweite Reiſe) glauben einige Wilde im nördlichſten Theile des Feſtlandes von Amerika, Gott habe den erſten Menſchen erlaubt von einer weißen, aber verboten von einer ſchwarzen Frucht zu eſſen, welches Gebot ſie übertreten hätten.

Außer dieſen Sagen aber, die wahrſcheinlich aus Hinteraſien ſtammen, hat ſich hoch im Norden von Amerika eine eigenthümliche Sage ausgebildet, welche die Menſchen aus dem Innern der Erde, aus einer tiefen Höhle hervorkommen läßt. Cranz berichtet in ſeiner Hiſtorie von Grönland, die alten Einwohner daſelbſt erzählen, der erſte Menſch, Kallak genannt, ſey aus der Erde heraufgeſtiegen und aus ſeinem Daumen ſey das erſte Weib hervorgegangen. Dieſes Weib habe nach einiger Zeit gemeint, es wäre gut, wenn ein Theil

ihrer Nachkommenſchaft wieder verſchwände, damit die Folgenden Platz bekämen, und dadurch ſey der Tod in die Welt gekommen. — Eine ganz ähnliche Sage hatten weiter ſüdwärts die Delawaren an der Oſtküſte Nordamerika's. Sie ſagen (nach Heckewelder, deutſche Ausgabe S. 429): die erſten Menſchen wohnten im Innern der Erde und blieben dort ſo lange, bis einmal einer zufällig durch eine Höhle auf die Oberwelt emporſtieg, daſelbſt auf einen Hirſch ſtieß, denſelben erlegte, und in die Höhle zurücktrug. Gelockt durch das delicate Fleiſch des Hirſches kamen nun alle aus dem Innern der Erde heraus und verbreiteten ſich in den Wäldern von Nordamerika. Das Kaninchen aber und das Erdſchwein ehren ſie noch heute als ihre unterirdiſchen Verwandten und eſſen nicht von ihrem Fleiſche. — Noch weiter ausgebildet fand ſich die Sage bei den Karaiben (nach Delaborde) und bei den alten Einwohnern der Inſel St. Domingo (Hayti). Die erſten Menſchen, glaubt man, waren in einer Höhle eingeſchloſſen, um vor der Sonne geſchützt zu ſeyn. Eine Rieſe bewachte ſie, wurde aber, als er ſich ſelbſt einmal an die Sonne wagte, in einen Berg verwandelt (gleich den Bergrieſen der nordiſchen Sage). Nun wagten ſich bei Nacht auch einige Menſchen heraus, wurden aber bei Aufgang der Sonne in Bäume verwandelt. Abermals wagten ſich einige heraus und einer wurde zu einem Vogel, eine Mutter mit ihren Kindern zu ſchreienden Fröſchen. Endlich gelang es den noch übrigen ſich allmählich an das Sonnenlicht zu gewöhnen. In dieſer rohen Sage verbirgt ſich eine Kosmogonie. Das Mineralreich wird zuerſt geſchaffen, dann das Pflanzenreich, dann das Thierreich, zuletzt tritt der Menſch als ſolcher hervor; aber er trägt in ſich noch die Verwandtſchaft mit den

Thieren und Pflanzen, die als nur verwandelte Menſchen aufgefaßt werden. — Selbſt noch in Peru fand dieſe Sage einen Anklang, denn (nach einem andern Bericht, als dem ſchon angegebenen) ſoll der erſte Menſch daſelbſt, der Sonnenſohn Manco Capac mit drei andern Männern, jeder mit einer Frau, aus einer Höhle gekommen ſeyn und die Erde in vier Theile getheilt haben.

Bei den Inſulanern des ſtillen Oceans kehrt die Vorſtellung von der verbotenen Frucht eben ſo wieder, wie im äußerſten Norden Amerika's, ohne daß wir wiſſen, wie ſie dahin gekommen iſt.

Die Indianer auf den Freundſchaftsinſeln glauben, es ſeyen einſt unſterbliche Götter von der ſeligen Inſel Bolotuh auf einem Kahn ausgefahren und auf der Erde (den Freundſchaftsinſeln) gelandet, und ſobald ſie von irdiſcher Speiſe geſſen, ſeyen ſie Menſchen geworden. (Mariners Reiſe.) Ganz originell und unmittelbar im ſtillen Ocean ſelbſt entſtanden iſt die Schöpfungsſage von Otaheite. Der höchſte Gott, heißt es dort, war die Sonne, wählte einen Felſen zum Weibe, ſchleppte ihn tief in den Ocean und zeugte mit ihm allerlei ſeltſame Kinder, Meeresſand, Winde, Waſſerhoſen, ſüßes Waſſer ꝛc. Der Sohn des Sandes aber, Ti, wurde der Stammvater der Menſchen. (Engliſche Miſſionsreiſe nach dem ſtillen Ocean, überſetzt von Sprengel).

Auf den Marianeninſeln gegenüber von China hat ſich eine ganz indiſche Vorſtellung erhalten. Nach Belarde II. 291. glaubt man dort, zu Anfang der Welt habe niemand als ein weiſer Mann, Namens Puntan und ſeine Schweſter exiſtirt, und nachdem er lange gelebt, habe er ſterbend ſeiner Schweſter aufgetragen, aus ſeinem Leibe Erde und Himmel, aus ſeinen Augen Sonne und Mond, aus ſeinen Augenbrauen

den Regenbogen zu machen. — Auf den Karolinen hat ſich dagegen die japaniſche Vorſtellung vom Urweib erhalten. Urſprünglich ſoll nur ein Weib exiſtirt haben, die Göttin Ligopup, Mutter des Aluelap, des Herrns der Herrlichkeit, der aller ſpätern Götter und Menſchen Vater wurde. Kotzebue erſte Reiſe. II. 129.

Unter den Negern in Afrika kehrt häufig eine Sage wieder, die höchſt wahrſcheinlich von neuerm Datum iſt und ihren Urſprung dem Conflict mit den Muhamedanern und Chriſten verdankt. Die Sage nämlich, daß die drei Söhne Noahs, ein weißer, brauner und ſchwarzer, ſich hätten in die Erbſchaft ihres Vaters theilen ſollen, daß aber der weiße zuerſt erwacht und das Beſte vorweggenommen hätte, daß hierauf der braune das Uebrige genommen und dem verſchlafenen ſchwarzen nur etwas Tabak und Baumwolle gelaſſen hätte. (Nach St. Pierre's, Iſert's, Demanet's und andern Reiſeberichten.) Am eigenthümlichſten hat ſich dieſe Sage ausgebildet bei den kriegeriſchen und ſelbſtſtändigen Aſhantees, bei denen ſie Bowdich kennen lernte und folgendermaßen erzählt (Miſſion nach Aſhantee, deutſch von Leidenfroſt 1820, S. 356). Gott ſchuf drei weiße und drei ſchwarze Männer mit eben ſo viel Weibern und beſchloß, damit ſie ſich nachher nicht zu beklagen hätten, ſie ſelber Gutes oder Böſes ſich wählen zu laſſen. Er legte einen Kürbis und ein verſiegeltes Papier hin. Die Schwarzen wählten zuerſt und zwar den Kürbis, in dem ſie etwas Gold und einige andere Metalle fanden, deren Gebrauch ſie nicht kannten. Die Weißen nahmen das Papier, das jene ihnen übrig gelaſſen, und fanden darin die Kenntniß aller Dinge.*) — Lander fand in Hauſſa im weſt-

*) Es iſt merkwürdig, daß ſich bei einem wilden (jedoch nicht negerartigen, ſondern mehr mongoliſchen) Urſtamm in Oſtindien, bei

lichen Afrika den Glauben: Gott habe zuerſt zwei Menſchen geſchaffen, einen weißen und einen ſchwarzen (Reiſe, deutſche Ausgabe II. 113). Auch wurde ihm vier Monde weit hinter Katunga die Gegend bezeichnet, wo die erſten Menſchen erſchaffen worden ſeyen. (I. S. 162.)

Ganz originell und ohne Zweifel älter iſt eine andere Schöpfungsſage in Guinea, wovon der Däne Römer Meldung thut (Nachrichten von Guinea, 1769, S. 43). Eine große ſchwarze Spinne, Naunj genannt, ſpann die erſten Menſchen aus ſich heraus und zwar ſo viele, daß ſie dadurch ganz erſchöpft wurde. Allein umſonſt wartete ſie auf den Dank der neuen Geſchöpfe, die vielmehr auseinander liefen und ſich nicht um ſie bekümmerten. Da ſpann die Spinne aus dem letzten Stoffe, den ſie noch in ſich fand, noch einen Menſchen, den ſie bei ſich behielt, in allen Liſten unterwies und zum Betrug der übrigen Menſchen abrichtete. Von dieſem, dem die Spinne auch ihren eigenen Namen beilegte, werden nun viele luſtige Streiche erzählt. Iſert nennt die Spinne Ananſie.

Auf der großen Inſel Madagaskar haben ſich muhamedaniſche und indiſche Vorſtellungen in der Sage vereinigt, daß aus dem erſten Menſchen, als er ſchlief, ſieben Weiber hervorgegangen ſeyen (eine ſiebenfache Eva), die Mütter der ſieben Kaſten. Und zwar die erſte aus dem Kopf, die zweite aus dem Halſe, die dritte aus der Schulter, die vierte aus

---

den Puharries eine ähnliche Sage findet. Die erſten Menſchen, ſagen ſie, waren ſieben Brüder, die vom Himmel kamen. Der älteſte, von dem ſie herſtammen, wurde krank und mußte von den Brocken leben, welche die andern übrig ließen, und in die rauhen Berge flüchten. Vergl. über ſie Schaw und Hebers oſtindiſche Reiſe.

der Seite, die fünfte aus der Hüfte, die ſechste aus den Beinen und die ſiebente aus der Sohle.

Nach dieſen alten Sagen ſey es nun erlaubt, noch einige moderne Philoſopheme anzuführen.

Wie ſehr auch jene alten Völkerphantaſien ausgeſchweift ſind, ſo liegt in denſelben doch eine unendlich reichere Fülle von Ideen, als in alle dem, was die neuere ſogenannte Weltweisheit hervorzubringen vermocht hat. Zwei Grundideen ſind es vorzüglich, die jenen alten Sagen das Uebergewicht geben, einmal die Idee des Schöpfers, an den das Geſchöpf vor allem und unaufhörlich ſich erinnern ſollte, ſodann die Idee des Schickſals, das der Menſchheit eingeboren iſt. Hierin ſtimmen ſelbſt die in anderer Beziehung am weiteſten divergirenden Traditionen überein, die indoperſiſche, die eine Sünde vor der Geburt, und die moſaiſch-chriſtliche, die eine Erbſünde des Geſchlechts von Adam herleitet. Beide bringen das Schickſal der Menſchheit überhaupt, wie das des Individuums, in genaueſte Verbindung mit jener Schuld, die zu ſühnen der ernſteſte Beruf der Menſchen bleibt und bleiben wird.

Die Philoſophie fing damit an, die Wahrheit des Ueberlieferten zu bezweifeln, und verſuchte dann, die Thatſache, die ſich nicht bezweifeln ließ, nämlich daß doch die jetzt exiſtirende Menſchheit irgendwann und irgendwie einmal angefangen haben muß, auf eine ſogenannte natürliche Weiſe zu erklären.

Voltaire erhob die Zweifel. In ſeinen questions sur l'encyclopédie III. art. Ignorance ſprach er die Meinung aus: die bibliſche Vorſtellung von einem Menſchenpaare genüge nicht, denn die ſchwarzen Neger könnten unmöglich dieſelben Stammeltern haben, wie die weiße Race. Unter den Engländern bekannte ſich Home ganz zu derſelben Anſicht. Rouſſeau aber faßte die Sache wieder von einer an-

dern Seite auf, indem er in der Geſchichte der Menſchheit ein Aufſteigen aus der Barbarei in die Cultur, aus der Thierheit in die Humanität wahrnahm und daraus den Schluß ziehen zu müſſen glaubte, unſere erſten Eltern ſeyen Halbthiere geweſen, die auf allen Vieren herumgekrochen wären. Es iſt doch einigermaßen auffallend, daß dieſe Anſichten, mit denen die neuere Philoſophie den Krieg gegen das Chriſtenthum eröffnete, gerade von dem Tiefſinnigſten und Großartigſten, was die alten Sagen darbieten, abſahen, und ſich mit der Hypotheſe doppelter (ſchwarzer und weißer) und beſtialiſcher Adamiten gerade an die roheſten Vorſtellungen, die wir nur unter den Negern und unter den Wilden Amerika's einheimiſch finden, unmittelbar anſchloſſen.

Die Hypotheſe Rouſſeau's fand unter den Anhängern der ſogenannten natürlichen Religion den meiſten Beifall. Die Denkweiſe, welche die franzöſiſche Revolution verbreitete und durchführte, umkleidete nur die Zukunft mit Glanz und warf dagegen auf die Vergangenheit die ſchwärzeſten Schatten. Aufklärung war das große Wort des Jahrhunderts. Dem eingebildeten Tempel des Lichts zuwandelnd ſah man nicht hinter ſich in die alte Nacht. Nachher traten umgekehrt wieder Schwärmer des Obſcurantismus jenen Schwärmern der Aufklärung entgegen und Friedrich Schlegel ſtellte ſich auf die äußerſte Rechte der Linie, deren äußerſte Linke Rouſſeau eingenommen hatte. Er behauptete nämlich, die Menſchen ſeyen urſprünglich unendlich viel höher begabt geweſen als jetzt und erſt von Stufe zu Stufe herabgeſunken. Ein ideales weisheitsvolles Urvolk wurde den eichelfreſſenden Vierfüßern entgegengeſtellt, eines ſo unwahr als das andere, beide gleich weit entfernt von der kindlichen Vorſtellung und unergründlichen Ideentiefe der Bibel.

Die meiſten und einflußreichſten Philoſophien haben es ſich bequem genug gemacht, die Frage nach unſern erſten Eltern zu ignoriren. In der That, man muß ſich faſt ſchämen, wie wenig die Neuzeit, die jene älteren Vorſtellungsweiſen verachtet, eigentlich gethan hat, um ſie zu erſetzen. Was die neuen Denker vom Urſprung der Menſchen gedacht haben, iſt wirklich armſelig gegen das, was ſich die ältern Völker davon vorgeſtellt haben.

Unter den Naturforſchern der neuern Zeit haben ſich ebenfalls Zweifel erhoben, ob das ganze Menſchengeſchlecht von einem Paar abſtammen könne, namentlich ſeit Blumenbach mit großer Schärfe den gänzlich verſchiedenen Typus der Menſchenracen feſtgeſtellt hat. Bory de St. Vincent hat geglaubt, jede Race, die der Weißen, der Neger, der Mongolen, Malaien und Amerikaner habe ihren eigenen Adam gehabt, je einen in einem Welttheil. Man hat ſogar die tolle Meinung äußern hören, in Eva's Ovarium ſey eine Seite weiß, die andere ſchwarz geweſen. Selbſt ein Naturforſcher von ausgezeichnetem Range, Link in Berlin, hat ſich in ſeinem Werk über die Urwelt (Berlin 1821) für die Anſicht erklärt, Adam und Eva ſeyen ein Negerpaar und das Paradies ſey in Afrika geweſen (was auch ſchon Schultheiß in ſeiner Schrift vom Paradieſe, Zürich 1816 behauptet hatte). Link ſagt, von den Negern hätten ſich durch die Kaffern die weißen Stämme, und durch die Hottentotten die Mongolen, Malaien und Amerikaner abgezweigt, wie auch bei den Thieren aus einer wilden Urrace, die immer ſchwarz ſey, die zahmen und edlern Racen, die mehr zu hellen Farben neigen, nach und nach hervortreten. Dieſe Anſicht hat noch unlängſt auch der Engländer Pritchard eifrig vertheidigt.

Auch auf die buddhiſtiſche Vorſtellung von mehreren auf=

einander folgenden präadamitiſchen Zeitaltern kam man zurück, ſofern die verſteinerten Ueberreſte einer vorweltlichen Pflanzen- und Thierwelt auch voradamitiſche Menſchen vermuthen ließen. Indeß hat man keine foſſilen Menſchenüberreſte finden können und jene Vermuthung wieder fallen laſſen.

Oken, unſer großer Naturphiloſoph, kehrte zu der altägyptiſchen, phönizischen und epikuriſchen Anſicht zurück, indem er die Meinung aufſtellte, der erſte Menſch ſey durch generatio aequivoca im Meer entſtanden.

„Als ſich der Granit mit dem Meerwaſſer niederſchlug, wurde ohne Zweifel ſo viel Wärme entwickelt, daß das Waſſer kochte und dampfte. Beim Niederſchlagen des Gneiſes war die Hitze ſchon gemildert — die Metalle entſtanden. Beim Niederfallen des Thonſchiefers ſchied ſich ſchon halbgefriſchtes Metall aus, Kohle. Pflanzen konnten ſich bilden; es mußten ſolche ſeyn, welche dem heißen Klima entſprechen. Endlich fiel der Kalk. Die Temperatur war geſunken und Thiere wurden aus dem Schleim da, wo Kohle mit Waſſer und Luft in Berührung kam, an den Geſtaden des Urmeers. Einmal muß eine Zeit geweſen ſeyn, wo die Waſſertemperatur der gleich war, welche im Mutterleibe ſtatt findet. Da entſtanden Menſchen.“ Iſis 1829 S. 1123. Dieß erinnert an die alte Vorſtellung, welche ſich die Phönizier von dem Urſchlamm Mot gemacht.

Wie löblich und nützlich aber auch das Beſtreben iſt, den Zuſammenhang des Menſchen mit der Natur, des höchſten Organismus mit der geſammten ihn umgebenden organiſchen und unorganiſchen Welt zu ergründen, ſo vermag doch die Naturwiſſenſchaft nicht die ganze Frage des Menſchen zu löſen. Denn des Menſchen Inneres weist auf einen höhern Urſprung hin, der außerhalb der Natur zu ſuchen iſt im ewigen Geiſte.

II.

Eros.

Digitized by Google

Digitized by Google

Vieles, was dieſe Sammlung enthält, iſt tiefern Sinnes, vieles, vielleicht das meiſte freilich nur Spielerei. Aber es iſt ein eigener Reiz in den Spielen des Eros. Sollte es nicht der Mühe werth ſeyn, zur Ueberſicht zu bringen, was ſo viele Künſtler und Dichter von der früheſten Blüthe altgriechiſcher Bildung an bis auf unſere Tage liebevoll ausgeführt oder wenigſtens geiſtreich angedeutet haben? Ich mag mich deßfalls gern auf einen Kenner vom feinſten und edelſten Geſchmack, auf unſern Winckelmann berufen, deſſen reiche Vorarbeit ich dankbar benutzt habe, der mir aber noch gar viel zu ergänzen übrig gelaſſen hat.

Wie nach altgriechiſcher Theogonie Eros der erſte unter den Göttern geweſen, ſo iſt er auch der letzte geblieben, denn ſeine Macht wird überall noch anerkannt, ſein Bild von den Künſtlern erneut, ſein Lob von unzähligen Dichtern immer wieder geſungen.

Heſiod und der Pſeudo-Orpheus nennen den Eros oder den Gott der Liebe den zuerſt in der Welt erſchienenen, als noch nichts war als das geſtaltloſe uranfängliche Chaos. Orpheus ſagt in ſeiner Argonautenfahrt (Vers 12. ff.):

Erſt, wie der Urzeit Chaos im ſchrecklichen Zwange das All hielt,
Dann, wie Chronos den Aether aus unermeßlichem Schooße
Zeugt' und in Doppelgeſtalt den hell umſchauenden Eros,
Der aus der ewigen Nacht vorſchimmerte; dieſen benennt auch
Phanes das jüngere Menſchengeſchlecht, dem am erſten erſchien er.

(Nach der Voß'ſchen Ueberſetzung). In demſelben Sinne nennt eine orphiſche Hymne den Eros auch Protogonos, den Erſtgebornen. Ich theile ſie hier mit nach der Ueberſetzung Herders:

Erſtgeborenes, du, das aus dem Eie der Nacht ſich
Hoch in den Aether ſchwang, und droben auf goldenen Flügeln
Regend erfreut: o du, das Götter und Menſchen erweckte:
Licht! o du mächtiges, zartes, du vielbeſungnes, und dennoch
Unausſprechlich; geheim und allenthalben im Glanze
Strahlend. Du nahmeſt die Nacht von unſerm geſchloſſenen Auge,
Als du hohen und heiligen Strahl fern über die Welt hin
Wälzteſt und mit der Stille des Lichtſtrahls mächtig ertönteſt.
Weltenkönig! du weithinſchauender Erdenumleuchter,
Vielrathſchlagender, vielausſäender, glänzender Weltſproß.
Sprieße den Völkern Glück, und ſäe Strahlen und ſende
Licht auf alle geſchloſſenen Augenlieder, und ſende
Leben hinab, du Zweigeſtaltiger, Licht und Liebe.

Wieder eine andere Hymne des Orpheus an den Eros (überſ. von Herder) ſagt:

Gott der Liebe, du großer, reiner, lieblicher, ſüßer
Gott, mit dem Bogen und Pfeil und Flügeln feurigen Laufes,
Schnellen Anfalls, der mit Göttern und Menſchen ſein Spiel hat,
Du ſtreitbarer, doppelgeſtaltiger, der du den Schlüſſel
Trägſt zu allem, zum himmliſchen Aether, dem Meere, der Erde,
Und was ſterblichen Menſchen die allgebärende Göttin
Leben und Geiſt gibt, was der weite Tartarus inn' hat,
Und das ſalzige Meer – von allem biſt du der König –
Komm', ich rufe dich, Seliger, komm' zu deinen Geweihten
Reines Sinnes, und treibe von uns unſittige Luſt ab.

In der orphiſchen Hymne an die Rhea wird ſogar dieſe Göttin (die Erde) Tochter des Protogonos genannt.

Eros war alſo urſprünglich das Licht und folglich auch das Leben der ganzen Welt, und es war gewiß ein tiefſinniger, man möchte beinahe ſagen, chriſtlicher Gedanke des Alterthums, die Liebe zum Princip der Welt zu machen.

Sofern die Urliebe oder das Urlicht das nächtliche Chaos belebte, und das Leben in den mannichfachſten Erſcheinungen wechſelnd ſich geſtalten ſollte, heißt Eros Protogonos in der Hymne an die Rhea auch πολυμόρφος, und inſofern ſcheint er auch einerlei Bedeutung zu haben mit dem räthſelhaften Proteus, dem großen Verwandler und Zauberer der Alten, deſſen Weſen nichts anders als eben die Vielgeſtaltigkeit der Natur ausdrücken ſollte.

In der orphiſchen Hymne an Proteus wird dieſer der Schlüſſelbewahrer des Meeres genannt, wie in der Hymne an den Eros dieſer der Schlüſſelbewahrer von Meer, Erde und Himmel zugleich heißt. Beide mythiſche Weſen verrathen alſo einen urſprünglichen Zuſammenhang.

Die Vorſtellung, daß Eros geflügelt, gleich einem Vogel, aus dem Weltei, welches Chronos (die Zeit) mit der Nacht (dem öden Raum) gezeugt habe, hervorgekommen ſey, erinnert an die faſt bei allen ältern Völkern, vornehmlich aber in Indien vorkommende Vergleichung der Erde und des Himmels mit den zwei Hälften eines zerbrochenen Eies. Auch in der indiſchen Mythologie kommt der ſchaffende Gott Brahma aus einem Ei hervor, und häufig auch als Sonne, als das Lichtprincip. In den Vögeln des Ariſtophanes V. 695. hat die alte Mythe vom Eros, der aus dem Ei ſchlüpft, begreiflicherweiſe ſchon eine ſcherzhafte Wendung genommen.

Die Idee der ewigen uranfänglichen, das ganze Weltall durchdringenden Liebe wurde nach und nach von den ſinnlichen Griechen eingeſchränkt. Der Liebesgott, ſeiner hohen Würde als Erſtgeborner unter den Göttern mehr und mehr entkleidet, ſank zum Genius der Geſchlechtsliebe herab. Aber was ihm die Griechen an ſeiner Würde nahmen, das erſetzten ſie ihm reichlich durch Reiz und Anmuth.

Auf dieſen neuen Eros paßte natürlich die alte Theogonie nicht mehr. Die Willkür der Dichter gab ihm daher bald dieſen, bald jenen neuen Urſprung, und die Idee des Protogonos ward vergeſſen. Man war dabei weder über den Vater, noch über die Mutter, die man ihm geben ſollte, einig. Die Vorſtellung, daß er ein Kind der Aphrodite oder Venus, der Liebesgöttin ſey, lag am nächſten, und wurde auch die beliebteſte. Zum Vater gab man ihm ebenſo vorzugsweiſe den Mars. Indem man ihn zu einem Sohn des Kriegsgottes machte, wollte man andeuten, daß Liebe ein Kind des Kampfes ſey. Doch war es nach Cicero de natura deorum nicht Eros, ſondern Anteros, den Ares mit Aphroditen zeugte. Eros wollte nicht wachſen, da rieth Themis ſeiner Mutter, ihm einen Geſpielen zu geben und dieß war Anteros, des Eros jüngerer Bruder, von Ares erzeugt. Beide zankten beſtändig miteinander und nun erſt wuchs der kleine Eros. Dieſe zarte Mythe ſagt, daß die Liebe in dem Maaße wächst, in dem man ihr ihren Gegenſtand ſtreitig macht. — Sehr gut iſt auch eine ſpätere Dichtung, die den Eros aus der Umarmung des Poros und der Penia oder des Ueberfluſſes und des Mangels entſtehen läßt. Sie findet ſich in einer Erzählung der Diotima bei Platon. Aphrodite feierte ihr Geburtsfeſt in Gegenwart aller Götter. Da ſchlief nach der Mahlzeit Poros berauſcht im Garten ein;

Penia ſah ihn, nahte ſich ihm ſcheu und zitternd und ſchlief bei ihm. Davon gebar ſie nachher den Eros, der die Naturen beider Eltern in ſich vereinigt und bald arm, ſcheu und zitternd umherſchleicht, auf der bloßen Erde ſchläft und jede Mühe duldet, bald übermüthig und in Ueberfluß ſchwimmend alles um ſich her verachtet. — Weniger Sinn haben die Angaben der alten Mythographen, die den Eros zu einem Sohn des Zeus, oder des Vulkan, oder des Hermes und der Artemis, oder des Zephyr und der Iris machen.

Unter den neuen Dichtern, welche die Geburt des Eros beſungen haben, iſt Paſtorini bemerkenswerth. Er ſchildert, wie die Venus, als ſie mit dem Eros ſchwanger war, von den drei Parzen heimgeſucht und arg bedroht wurde. Du wirſt eine giftige Schlange gebären, ſagte Klotho. Du wirſt ein ſeltenes Ungeheuer gebären, ſagte Lacheſis. Du wirſt einen Feuerbrand gebären, ſagte Athropos. Venus bekümmerte ſich ſehr über dieſe Reden, aber wie lieblich war ſie getröſtet, als ſie den ſchönen Knaben gebar. Und dennoch hatten die Parzen wahr prophezeit.

Eros wird als ein ideales Kind dargeſtellt, als ein kleiner lieblicher Knabe, unbekleidet, geflügelt, mit Pfeil, Bogen und Köcher oder mit einer Fackel. Die antike Plaſtik hat allen ihren Liebreiz in ſeiner Darſtellung erſchöpft, immer aber das Motiv dazu aus der Poeſie entlehnt. Das Kind wurde erſt ideal durch ſeine Bedeutung als Liebesgott. Die kindliche Geſtalt eignete ſich aber für dieſen Gott, weil in der Liebe ſelbſt ſo viel Kindliches iſt, weil ihr Leben ein zweites Paradies iſt, das uns wieder zu Kindern macht. Die Kindlichkeit des Eros ſteht in einem wunderbaren Contraſt mit der Macht, Stärke und Schlauigkeit des allüberwindenden Gottes, aber eben das iſt poetiſch. Eros, der

den Löwen bändigt, iſt poetiſcher als Herkules, der dasſelbe thut. Auch die Mitleidswürdigkeit des leidenden Eros wird erhöht durch ſeine Kindlichkeit, und ſelbſt ſeine Grauſamkeit erſcheint weniger verletzend, wenn man ſieht, daß es nur die eines Kindes iſt. Alle Tugenden der Liebe und ſogar ihre Fehler erſcheinen liebenswürdiger im Gewande der Kindlichkeit.

Indeß wurde Eros doch urſprünglich und auch noch ſpäter zuweilen als ein reifender Jüngling dargeſtellt, in welchem Fall immer ſeine kindliche Schalkhaftigkeit verſchwindet, und dafür ein mehr männlicher Ernſt, etwas ſittlich Edles und Sentimentales eintritt. So in alten Tempelbildern und auf Vaſen, wo Eros mehr Jüngling und Genius, als Knabe iſt. In den Ueberreſten der alten Kunſt oder wenigſtens in den Nachrichten, die uns davon erhalten ſind, laſſen ſich die Eroten auf der ganzen Stufenleiter des Alters von der zarten Kindheit bis zum aufgewachſenen Jüngling verfolgen. Praxiteles wählte für ſeine Darſtellungen des Eros eine mittlere Reife, ſchwebend zwiſchen dem infans und adolescens, den puer in ſeiner reinſten Erſcheinung.

Der Knabe Eros muß ſich eben ſo von andern göttlichen Knaben, z. B. von einem jungen Zeus, Hermes, Bachus ꝛc. unterſcheiden, wie ſeine Mutter von den Göttinnen Here, Pallas, Demeter ꝛc. Die Liebenswürdigkeit muß ihn auszeichnen. Siegreich und ſeiner Macht ſich bewußt, wie Zeus, muß er doch anders, minder heroiſch ſeyn. Schlau wie Hermes, muß er doch anders, naiver ſeyn. Weich, bequem, ſüßtrunken wie Bachus, muß er doch um ſo viel mehr Selbſtbewußtſeyn haben, als dieſer, und weniger als Hermes.

Ich weiß nicht ob Künſtler ſchon den Gedanken ausgeführt haben, den Eros unter andern kindlichen Göttern und Heroen darzuſtellen. Es würde freilich unſchicklich ſeyn,

ältere und höher geſtellte Götter als Kinder mit ihm ſpielen zu laſſen. Aber in einigen Fällen iſt es zuläſſig, z. B. wenn Bacchus, den die Alten ſo oft als Kind auffaßten, dem Eros geſellt wird. Oder Herakles als Kind. Der Künſtler hat bei ſolchen Gruppirungen Gelegenheit, in den kindlichen Köpfen und Geſtalten die reichſte Charakteriſtik zu entwickeln und die anziehendſten Contraſte darzuſtellen.

Eros iſt unbekleidet, weil die Liebe das Natürlichſte auf der Welt iſt, weil ſie den Menſchen ganz ſo, wie er iſt, ſich hingeben läßt, weil aus demſelben Grunde auch ſeine Mutter Aphrodite faſt immer hüllenlos erſcheint. Uebrigens unbeſchadet der Verhüllungen und Masken und Liſten, die der Liebe nach Umſtänden eigen ſind, denn nicht immer iſt wahr, was ein ſpaniſcher Dichter (bei Mutzl S. 128) ſagt:

Amor iſt nackt, er haßt der Kunſt Bemühen.

Zuweilen wird die Nacktheit des Eros ſogar als ein Motiv ſeiner Argliſt gebraucht. Er ſtellt ſich kindlich, unſchuldig und wehrlos; er ſcheint um Hülfe zu flehen und bringt Verderben. Er kommt im Regen, naß, vor Kälte zitternd, und ſchleicht ſich ein, um ſeine ſchadenfrohe Luſt zu üben.

Der nächtliche Beſuch des Eros bei Anakreon (nach Ramler):

Nachts, als ſchon der Bär am Himmel
An Bootes Hord ſich drehte,
Und, entlaſtet von der Arbeit,
Alle Welt des Schlafes pflegte,
Kam und pochte neulich Amor
An die Thüre meines Hauſes.
Wer lärmt an der Thüre? rief ich,
Und verjagt mir meine Träume? –
Thu mir auf, war Amors Antwort:
Fürchte nichts! ich bin ein Knabe,
Welcher ganz von Regen triefet,
Und im Finſtern ſich verirrt hat. –

Dieß bewegte mich zum Mitleid.
Schnell ergriff ich meine Lampe,
That ihm auf, fand einen Knaben,
Welcher Pfeil und Bogen führte
Und am Rücken Taubenflügel.
Hurtig ſetz' ich ihn zum Feuer,
Wärme ſeine kalten Finger
Zwiſchen meinen beiden Händen,
Und aus ſeinen gelben Locken
Drück ich ihm das Regenwaſſer.
Als ihn nun der Froſt verlaſſen,
Spricht er: laß uns doch verſuchen,
Ob die Sehne meines Bogens
Nicht vom Regen ſchlaff geworden.
Schon war ſie geſpannt die Sehne,
Und gleich einem Weſpenſtachel
Saß der Pfeil mir in dem Herzen.
Hüpfend rief er aus, und lachte:
Lieber Wirth, ſey mit mir fröhlich!
Sieh' mein Bogen iſt nicht ſchadhaft;
Aber du wirſt Herzweh fühlen.

Ein artiges Gedicht auf die Nacktheit des Eros haben wir auch von Ovid (amor. I. 10. 15):

Nackt wird Venus gemalt, nackend die Götter der Liebe;
Und ein Knab' und nackt iſt Amor, im Alter der Unſchuld,
Ohne Gewänder, damit jeder ihn ſchleunigſt erkennt.
Sagt, wie könnte der Knabe ſich feiler Beſtechung ergeben?
Fehlen ihm ja die Taſchen, um Koſtbarkeiten zu bergen.

Eros iſt geflügelt, denn Liebe findet überall den Weg, ſchwingt ſich über jedes Hinderniß hinaus und hat immer Eile. Dieß iſt am ſchönſten ausgedrückt in dem altengliſchen Liede, das unſer Herder überſetzt hat:

Ueber die Berge,
Ueber die Quellen;
Unter den Gräbern,
Unter den Wellen;

Unter Tiefen und Seen,
In der Abgründe Steg;
Ueber Felſen, über Höhen
Find't Liebe den Weg!

In Ritzen, in Falten,
Wo der Feuerwurm nicht liegt;
In Höhlen, in Spalten,
Wo die Fliege nicht kriecht;
Wo Mücken nicht fliegen,
Und ſchlüpfen hinweg,
Kommt Liebe! Sie wird ſiegen
Und finden den Weg!

Sprecht, Amor ſey nimmer
Zu fürchten, das Kind!
Lacht über ihn immer
Als Flüchtling, als blind!
Und ſchließt ihn durch Riegel
Vom Tagſtrahl hinweg.
Durch Schlöſſer und Riegel
Find't Liebe den Weg!

Wenn Phönix und Adler
Sich unter euch beugt!
Wenn Drache und Tiger
Gefällig ſich neigt!
Die Löwin läßt kriegen
Den Raub ſich hinweg;
Aber Liebe wird ſiegen
Und finden ſich Weg!

Nach einer antiken Dichtung (beim Athenäus) ſollen einſt die Götter dem Eros die Flügel genommen haben, damit er auf der Erde bleibe und nicht in den Olymp zurückfliege, weil er die Götter ſelbſt zu ſehr beunruhigt. Sie gaben aber ſeine Flügel der Nike oder Victoria, weil ihnen der Sieg inwohnt. Aus demſelben Grunde, um ſich vor den Mißhandlungen des Eros zu ſchützen oder ihn dafür zu beſtrafen, haben ihn Künſtler und

Dichter oft beim Flügel genommen, ihm die Flügel gebunden, beſchnitten, ausgerupft, verbrannt, und dergleichen mehr.

So heißt es ſchon in einem Gedicht der griechiſchen Anthologie (bei Herder):

Mutter der Liebe, du haſt dem Sohne die Flügel geraubet,
Und nun weint er, und fleht um ein phantaſtiſches Glück.
Gib, o gib es ihm wieder. Erzwungen-beſtändige Liebe
Quält die Geliebte mehr, als ſie den Liebenden quält.
Laß ihn flattern, den Eiteln, um manche glänzende Flamme;
Sehnend kehret er doch ſeiner Getreuen zurück.

Die Flügel ſollten aber nicht allein die Vogelnatur des kleinen Gottes bezeichnen. Heſiod ließ ihn aus einem Ei hervorgehen. Und oft geben ihm die Dichter ein Neſt. Anakreon verglich ſein eigenes Herz mit einem ganzen Neſt voll Eroten. Unter den Poſſen der neapolitaniſchen Volkstheater kommt unter andern das Familienleben des Amor vor. Derſelbe holt alle ſeine Jungen aus dem Neſt und lehrt ſie tanzen. Es ſind ihrer eine Menge vom kleinſten bis zum größten. (Mayer Neapel II. 8. 73.)

Artig heißt es in einer Grabſchrift auf den italieniſchen Dichter Marini in Hoffmannswaldau's und andern deutſchen Gedichten (VI. 92.): Cupido gab dir aus ſeinem eigenen Flügel eine Feder, um dich zum Dichter der Liebe zu weihen. Etwas willkürlicher iſt der phantaſtiſche Gedanke in denſelben Sammlungen (I. 284), Amors Flügel voll Jungfernaugen zu ſetzen. Auf einer Gemme bei Taſſie (catalogue Nr. 6599.) kommt ein Eros mit vier Flügeln vor.

Eros führt Bogen und Pfeil. Er hat Flügel, um euch zu verfolgen, wenn ihr fliegt, und Pfeile, um euch zu beſiegen, wenn ihr euch wehrt. Eros, dichteten die Alten, hat goldene Pfeile, welche Liebe bewirken, und bleierne, welche die Liebe verſcheuchen. Ovid läßt (Metamorph. I. 468. ff.)

den Apoll über Eros ſpotten: Was ſoll dir, muthwilliger Knabe, eine ſo tapfere Waffe, Pfeil und Bogen und Köcher, die zu tragen nur unſern Schultern geziemt?

Drauf der Cypria Sohn: und trifft dein Bogen, o Phöbus,
Alles; der meinige dich! So weit dir alles, was lebet,
Nachſteht, eben ſo weit verſchwindet dein Ruhm vor dem unſern!
Amor ſprach's; und die Luft mit geſchwungenen Fittigen ſchlagend,
Kam er in Eil', und ſtand auf dem ſchattigen Haupt des Parnaſſus.
Und er enthob zween Pfeile dem ſchmerzbeladenen Köcher,
Beide verſchiedener Kraft: der ſcheucht, und jener erregt Gluth.
Der ſie erregt, iſt golden, und blinkt mit ſpitziger Schärfe;
Der ſie verſcheucht, iſt ſtumpf, und enthält Blei unter dem Rohre.
Dieſen entſandte der Gott der peneiſchen Nymphe; doch jenen
Schnellet' er durch die Gebein' in das innerſte Mark dem Apollo.
Stracks iſt einer verliebt; und den Liebenden meidet die andre.

(Nach Voß.) Oft taucht auch Eros ſeine Pfeile in Honig oder Feuer, um durch Liebe glücklich, in Galle und Gift, um durch Liebe unglücklich zu machen. Er taucht ſie in den Trank der Unſterblichkeit, um der Liebe eine ewige Dauer und einen ewigen Ruhm zu geben. Er taucht ſie in Nectar, um Liebenden die Süßigkeit des Himmels koſten zu laſſen.

Daß Eros Pfeile hat, wird in der griechiſchen Anthologie alſo erklärt:

Wundert ihr euch, daß Amor den Herzen brennende Pfeile
Sendet und auf euch ſtürmt und der Verwundeten lacht?
War nicht ſeine Mutter des Kriegesgottes Geliebte?
Nicht des Vulkanus Weib? Alſo mit Flammen und Schwert
Gleich vertraulich. Und ihre Mutter, das ſtürmende Meer, brüllt
Wilde; den Vater kennt keiner der Sterblichen ja.
Alſo Vulcanus Weib, des Meeres Tochter, des Mavors
Buhle, ſie liebt auch im Sohn Flammen und Wunden und Sturm.

Von den vielartigen Pfeilen des Eros ſang Weiße:

Ich ſah den Amor heut im Traume,
O Chloe! ſchlummern ſah ich ihn,
Dort unter jenem Ahornbaume,
Der oft ſein Schirmdach uns geliehn.

Sein Köcher lag halb ausgefallen:
Die Pfeile, ſah ich, glichen ſich,
Doch am Gefieder war von allen
Nicht einer der dem andern glich.

Der Knab erwachte, ſah mich ſtehen,
Und ſprach: Nicht wahr? du wunderſt dich,
Mein Federwerk ſo bunt zu ſehen?
Nun iſt es unverbeſſerlich.

Mit dieſem ſchwarzbekielten Pfeile
Schieß ich den finſtern Menſchenfeind:
Die Federn ſind von einer Eule!
Denn die war nie dem Lichte Freund.

Für ſolche, die nicht Liebe fühlen,
Doch immerdar von Wolluſt glühn,
Iſt dieſer Pfeil: und mit den Kielen
Des wilden Sperlings krönt' ich ihn.

Der Adler flieget zu dem Kecken,
Zum Plauderer ein Krähenſchwanz,
Und wider einen eitlen Gecken
Leiht mir der Pfau der Farben Glanz.

Dem Pfeil hier wird das Herz zum Raube,
Das treue Liebe nur beglückt:
Und aus der Bruſt der Turteltaube
Ward er mit Federn ausgeſchmückt.

Von allen die ich dir gewieſen,
Wird der nur von mir werthgeſchätzt.
Ach, rief ich, Amor, ach, durch dieſen
Haſt du für Chloen mich verletzt.

Eros als Schleifer, emſig beſchäftigt, ſeine Pfeile zu ſpitzen; in der Schmiede des Vulkan. Eros prüft mit dem Finger die Spitze ſeines Pfeils (berühmtes Bild von Mengs). Er ſchnitzt ſich Pfeile und befiedert ſie. Er verſteckt den Pfeil hinter ſeinem Rücken. Er holt einen Pfeil aus ſeinem Köcher und blickt dabei hinter ſich mit einer ſchönen Wendung des Halſes.

Er droht mit dem Pfeil, zielt ſchalkhaft, zielt ernſtlich und mit großem Feuer, reitet auf einem Bock und zielt zugleich mit wilder Gebärde; fliegt in der Luft und zielt von oben herab. Amor als Sieger auf dem Schlachtfeld der Liebe. Ringsumher liegen Könige und Königinnen, Helden und Damen, Leute jedes Standes, alle mit einem Pfeil durchbohrt.

Von den Pfeilen des Eros ſang Anakreon (nach Ramlers Ueberſetzung):

Cytherens Ehmann ſchmiedet
In der Feuereſſe Lemnens
Pfeile für die Liebesgötter
Von dem allerfeinſten Stahle;
Und der Pfeile Spitzen tauchet
Venus in den ſüßen Honig,

Den ihr Sohn mit Galle miſchet.
Einſt kömmt Mars aus einem Treffen,
Schwenket eine ſchwere Lanze,
Und verſpottet Amors Pfeile.
„Dieſer hier iſt ſchwer," ſpricht Amor:
„Nimm ihn nur, du wirſt's erfahren."
Mavors nimmt ihn in die Hände:
Aber Cytherea lächelt,
Und der Kriegesgott erſeufzet:
Der iſt ſchwer! — Da! nimm ihn wieder.
„Nein! behalt' ihn nur," ſpricht Amor.

Daß aber des Eros Pfeil nicht ſchmerze, daß man glücklich ſey, ihn im Herzen zu tragen, davon ſang Herder:

Nicht mit dem Bleigeſchoß, mit dem goldnen Pfeile der Freundſchaft
Traf die Liebe mein Herz, traf es im Innerſten mir,
Und ich trage den Pfeil, und werd' im Herzen ihn tragen,
Bis ihn des Todesgeſchoß ſelbſt mit dem Herzen zerbricht.

Zuweilen wird Eros, wenn er zu muthwillig Schaden ſtiftet, durch ſeine Mutter oder durch die Grazien der

Waffen beraubt oder mit ſeinem eigenen Bogen geſchlagen. Weinend hält er den zerbrochenen Bogen in der Hand.

Eros führt auch die Fackel. Als erſtgeborner Gott leuchtet er mit ſeiner Fackel ins dunkle Chaos. Er bedeutet das belebende Princip; ſeine Fackel iſt das Urfeuer. Wie er (nach Pauſanias IX. 27. 2.) zugleich der älteſte und der jüngſte unter den Göttern iſt, ſo erinnert auch die Fackel in ſeiner Hand an die der aufſteigenden und ſinkenden Jahres- und Tagesgottheiten, an die hochflammende und an die geſenkte und verlöſchende Fackel auf den Darſtellungen des Mithra-Opfers (in Bezug auf das Jahr) und an die erhobene und geſenkte Fackel der Aurora oder des Heſperos (in Bezug auf den Tag). An des Eros älteſter Fackel ſcheinen alle andern Götterfackeln urſprünglich entzündet zu ſeyn und ſein Feuer iſt es, das in allen flammt, das allgemeine Lebensfeuer. Doch verſtand man zuletzt darunter nur im engern Sinne das Feuer der Liebe in Bezug auf die Geſchlechter. Inſofern nun iſt die Fackel des Eros auf geſchnittenen Steinen, Basreliefs ꝛc. der Alten ein ſehr oft vorkommendes Motiv. Hymen, der Gott der Ehe, zündet ſeine Fackel an Amors Fackel an. Amor ſenkt ſeine Fackel oder löſcht ſie aus (das Ende der Liebe). Er bläst die halberloſchene Fackel von neuem an. Er hält grauſam einen Schmetterling (die Seele) oder ein Herz in die Flamme ſeiner Fackel. Er verbrennt Spolien der von ihm Beſiegten. Er ſteckt ein Haus in Brand. Er zündet ſeine Fackel an den Augen eines ſchönen Mädchens an (nach Tibull). Er verbrennt die Welt (nach Thorwaldſen). Am ſchönſten iſt die Fackel des Eros in dem bekannten Epigramm aufgefaßt:

Konnteſt mit deiner Flamme du nicht zwei Herzen entzünden,
Liebe, ſo nimm ſie auch mir, oder verbrenne mich ganz.

Aeußerſt ſinnreich iſt der Gedanke der griechiſchen Anthologie, daß eine warme Quelle ihre Wärme von der Fackel des Eros erhalten habe:

Unter dem Ahorn hier lag einſt in lieblichem Schlummer
Amor; die Fackel lag neben die Quelle geſenkt.
Siehe, da ſprachen die Nymphen: „was ſollen wir thun mit der Fackel?
Löſchen wollen wir ſie! kühlen der Sterblichen Herz!"
Und ſie tauchten ſie nieder; da miſchten ſich Wellen und Liebe;
Liebende Nymphen, ihr ſtrömt ſelber nun wallende Gluth.

Derſelbe Gedanke wiederholt ſich noch in einem andern Gedichte derſelben Anthologie:

Amor und Cypris badeten hier in der lieblichen Quelle:
Amor ſcherzte darin, tauchte die Fackel hinein,
Siehe da miſchten ſich Funken der Liebe zur glänzenden Welle
Und von der Göttin floß ſüßer ambroſiſcher Duft.
Immer noch blinkt und duftet die Quelle von roſiger Liebe:
Amor und Paphia, ſie baden noch immer in ihr.

Eros erſcheint als Blinder. Die Liebe iſt blind, ein uraltes Sprüchwort. Darum wird Amor mit verbundenen Augen dargeſtellt. Er ſpielt zuweilen mit Nymphen Blindekuh. Eine Nymphe hält ihm die Augen zu. Oder er ſelbſt iſt ſehend und führt einen Blinden.

Einer artigen talmudiſtiſchen Fabel zufolge fingen einſt zwei fromme Juden den Amor, um die Welt von ihm zu erlöſen. Von Stund' an legten aber die Hühner keine Eier mehr, und um einem Kranken zu helfen, der nur durch den Genuß von Eiern geheilt werden konnte, beſchloſſen die Juden, den Amor nicht zu tödten, ſondern wieder frei zu laſſen, ſtachen ihm aber zuvor die Augen aus (Hiſtoriſches Roſengebüſch 1710. S. 741).

Sehr gut iſt folgende Dichtung von Langbein:

Die Klugheit hatte, da ſie noch
Ein junges Mädchen war,

Oft mit dem Liebesgott Verkehr;
Sie ſcherzten hin, ſie ſcherzten her,
Wie ein verlobtes Paar.

Ein Kettchen muntrer Spiele flocht
Sich in ihr Freundſchaftsband.
Auf ſolche Weiſe trug ſich's zu,
Daß einſt das Spiel der blinden Kuh
Der Kinder Witz erfand.

„Komm, binde mir die Augen feſt!"
Gebot der kleine Mann:
„Und ſieh, nun mußt du auf den Zeh'n
Den armen Blinden rings umgehn,
Bis er dich faſſen kann."

Geſagt, geſchehen! Mit Nacht umzog
Ein Tuch der Augen Glanz.
Dann floh das Mädchen blitzgeſchwind,
Und ſchwebte, wie ein Frühlingswind,
Dahin im leiſen Tanz.

Der Blinde griff wohl rechts und links
Raſch in die leere Luft;
Er tappte dort, er tappte hier,
Doch trennte leider ihn von ihr
Stets eine weite Kluft.

So währt bis dieſen Tag das Spiel,
Als fing es heut erſt an.
Des Liebesgottes Aug umzieht
Noch Finſterniß, und ewig flieht
Die Klugheit ſeine Bahn.

Nicht übel iſt auch ein Epigramm von Conz auf die Blindheit des Eros:

Amor, ihr Blinden, ſey blind? Wo trifft auch ein Schütze, wie er trifft?
Kennt er durch Himmel und Erd' und durch die Hölle nicht ſelbſt
Weg' und Stege, die heimlichſten, überall? — Aber bezwingbar
Keiner Red' iſt ſein Ohr: Taub ja iſt Amor; nicht blind!

Digitized by Google

Es iſt merkwürdig, daß die Griechen und Römer nie daran gedacht haben, den Eros auch weiblich zu denken. Wurde auch Eros Protogonos doppelgeſchlechtlich gedacht, als das Urweſen, das aus dem Chaos hervorging, ſo findet dieſer myſtiſche Begriff keine Anwendung mehr auf den eigentlichen Liebesgott im ſpätern Sinne. Pſyche als Gefährtin des Eros iſt nicht er ſelbſt, und eben ſo iſt Venus, ſeine Mutter, von ihm verſchieden. Von einer innigen Verbindung eines männlichen und weiblichen Eros, wie bei den Indern (wovon wir ſpäter handeln werden), findet ſich im alten Hellas keine Spur. Erſt in der chriſtlich romantiſchen Zeit faßten die provenzaliſchen Troubadours den amore als weibliches Weſen auf und machten ihn zu einer ſeltſamen Amazone, ſtatt des Pfeiles mit einer Lanze ausgerüſtet. (Diez Poeſie der Troubadours S. 139.)

Die Alten haben in einigen Fällen den Eros in Mißgeſtalten verzerrt, in ſymboliſcher Beziehung oder aus reinem Humor. So kommt er vor, den himmliſchen Schützen im Thierkreiſe darſtellend, oben als Eros, unten in einen Scorpionſchwanz endigend und ſtatt der Flügel mit Krebsſcheeren verſehen. Man mag ſich darunter die Sommer- und Herbſtzeit glücklicher Liebe denken. Auf einem bekannten antiken Wandgemälde ſehen wir ihn auch als einen kleinen Kentauren, den großen Kentauren in einem Entführungskampfe beiſtehend.

Eros hieß bei den Römern Amor, die Liebe, oder in etwas minder edelm Sinne Cupido, die Begierde. Auch die Griechen gaben dem Eros zuweilen den Pothos (Begierde) zum Gefährten, doch ohne ſie ſo häufig zu verwechſeln, wie die rohern Römer. Dagegen geſellten ihm die Griechen auch den Himeros (die Sehnſucht) zu. Noch

unentbehrlicher aber iſt ihm, wie oben ſchon geſagt wurde, Anteros. Dieſer muß unterſchieden werden von Dyſeros, deſſen Servius zu Virgils Aeneide IV. 520 gedenkt, und der die Verſagung der Liebe bedeutet. Anteros iſt nicht dasſelbe, nicht das Gegentheil der Liebe, ſondern die eiferſüchtige, nebenbuhleriſche Liebe. Uebrigens wird er wie Eros dargeſtellt und zwei mit einander kämpfende Eroten bezeichnen bei den Alten immer den Eros und Anteros. Das lebhafteſte Bild dieſes Kampfes zeigen ſie uns in einer antiken Darſtellung, indem ſie um eine Taube mit einander ringen und einer den andern wüthend in den Arm beißt. Ein andermal kämpfen ſie um eine Palme, die hier überhaupt das Sinnbild des Sieges iſt (öfter auf Gemmen und bei Pauſanias VI. 23. 4). Außer den gewöhnlichen Kämpfen, Wettſpielen, Wettrennen ꝛc. der Eroten auf Gemmen kommen auch andere kleine Gruppirungen vor, in denen das Verhältniß des Eros zum Anteros geiſtreich ausgedrückt ſcheint. Einer geht traurig davon, der andere lacht. Einer ſtudirt emſig, der andere ſchläft. Einer zieht dem andern einen Dorn aus dem Fuß. Einer legt den Finger auf den Mund und gebietet dem andern Stille. Einer ſchreckt den andern mit einer Maske. Beide ſchleppen an einem ſchweren Füllhorn ꝛc. Der Urſprung des Anteros iſt am ſchönſten erzählt von Porphyrius: Eros blieb ſo klein, wie er geboren war, und konnte nicht wachſen, bis ſeine Mutter ſich bei der Themis Raths erholte, die ihr rieth, ihm einen Geſpielen zu geben. Dieſer Geſpiele wurde nun Anteros, den Venus mit dem Mars, dem Kriegsgott, zeugte. (Vergleiche Cicero de natura deorum III. 23). Von dieſem beſtändig gereizt und geneckt, nahm Eros täglich zu an Wachsthum und Größe. Der Sinn iſt klar: Liebe wächst durch Eiferſucht. — Daß Anteros auch die Gegenliebe bedeute, obwohl dieſe Be-

deutung immer eine untergeordnete bleibt, geht aus Pauſanias I. 30. 1. hervor, denn es heißt hier: zu Athen ſey ein Anteros als Rächer der Liebe verehrt worden, nachdem ſich Timagoras aus Liebe zu Meles von einem Felſen, und bald darauf Meles ſelbſt aus Reue von demſelben Felſen herabgeſtürzt habe. In ähnlicher Weiſe iſt auch eine von Herder mitgetheilte Mythe gedichtet:

Als einſt die Mutter der Anmuth
Den Knaben Amor gebar,
Bekränzt er, ein einziges Söhnchen,
Mit Roſen ſein lockiges Haar.

Er ſchuf nur Qualen den Herzen;
Die zarte, ſüßere Pflicht,
Mit Liebe Liebe zu lohnen,
Die kannte der Flüchtige nicht.

Und manche beleidigte Göttin,
Und mancher beleidigte Gott,
Sie zürnten alle dem Knaben
Und ſchufen ihm Flügel zum Spott.

Bis einſt Urania ſelber
Ein ſchöneres Mittel erſann;
Sie ward zur Welle des Meeres
Und blickte den Lieblichen an.

Er ſieht im Meere ſein Bildniß,
Und wird von Liebe beſeelt;
Und fühlt nun ſelber die Schmerzen,
Mit denen er andre gequält.

Umfangen will er das Wahnbild,
Ihm in der Welle ſo nah,
Und ſieh! ſein ſchönerer Bruder
Steht vor dem Liebenden da.

„Wer biſt du?“ ſpricht er verwirret,
„Du ſelbſt, dein Bruder bin ich!

Laß uns verſuchen im Kampfe;
Vielleicht beſiegeſt du mich.“

Und ſeitdem ringen die beiden
Der Liebe mächtigen Streit;
Wo einer Herzen verwundet,
Iſt nie der andere weit.

Wo Liebe, ſchaffende Liebe
Hinſchaut mit zaubernđem Blick,
Kommt ihr vom Bilde des Anſchauns
Die Gegenliebe zurück.

Hier iſt Anteros ausſchließlich die Gegenliebe, und der Sinn iſt ſehr ſchön. Aber insgemein war Anteros bei den Alten die nebenbuhleriſche und nicht die Gegenliebe. Dieß geht ſchon aus den vielen antiken Bildern hervor, in welchen Wettkämpfe, Wettrennen ꝛc. mehrerer Eroten dargeſtellt werden.

Uebrigens bedeuten die Eroten, wenn ſie in der Mehrzahl vorkommen, mit einander ſpielen, einander helfen ꝛc., die ganze Mannichfaltigkeit der Reize und Scherze, welche die Begleiter der Liebe ſind. Hierbei hat die Phantaſie den freieſten Spielraum. Bei der Toilette trägt jeder Eros irgend eine Kleinigkeit herbei, bei Plünderungen und Entwaffnungen nimmt jeder irgend etwas hinweg. Viele vereinigen ſich zur Bezwingung eines Feindes, z. B. eines Satyrs und dergl. Durch beſondere Attribute oder Beſchäftigungen der Eroten wird oft der Stand des Liebhabers bezeichnet oder die Stätte der Liebe, oder irgend ein beſonderer Umſtand. So können die in einer Schuſterwerkſtätte beſchäftigten, auf einem Wandbild zu Pompeji vorkommenden Eroten (gleich einem andern in Marmor gehauenen, der auf einem Fuße reitet) die Schönheit eines Fußes bedeuten, für den Eros ſelbſt die Schuhe macht. Oder ſie können bedeuten, daß hier ein

glücklicher Schuſter wohnte. Man hat dieſen und ähnlichen Eroten ihre Beziehung auf die Liebe ganz abſtreiten und ſie nur zu Genien des Handwerks machen wollen, aber ſchon Zoega hat ſich mit gutem Grund und richtigem Gefühl gegen dieſe Einſchränkung erklärt. (Bass. II. 184.)

Zu den gewöhnlichen Gefährten des Eros gehört auch Jokos, der Scherz, und gehören die ſogenannten bacchiſchen Genien oder bacchiſchen Eroten, die, Kinder wie er, oder er eigentlich ſelbſt, nur mit Weinreben bekränzt die Verbindung der Liebe mit dem Wein ausdrücken. Davon mehr nachher, wenn wir überhaupt von der Beziehung des Eros zum bacchiſchen Kreiſe ſprechen werden.

Auch mit Hymen, dem Gott der Ehe, kommt Eros häufig in Verbindung, aber meiſtens nur wie eine Wache, die von der andern abgelöst wird.

Eros und Aphrodite, Amor und Venus, das Kind und die Mutter der Liebe, bilden die natürlichſte Gruppe und gehören zu den häufigſten und reizendſten Bildern des Alterthums. Der einfachſte Sinn dieſer Gruppe iſt: ohne Schönheit keine Liebe, man liebt nur das Schöne, Schönheit iſt die Mutter aller Liebe. Sofern aber durch dieſe Gruppe faſt immer auf ſymboliſche Weiſe irgend ein zärtliches Verhältniß unter Sterblichen ausgedrückt wird, muß man ſich den Eros meiſt als den Stellvertreter des liebenden Theiles denken. Wenn er z. B. ſeine Mutter um etwas bittet, oder wenn ſie ihm zürnt und ihn ſtraft, ſo bedeutet ſie die Liebe, als Gottheit gedacht, er aber bedeutet nur den Liebhaber. Und auch, wenn ſie ihm ſchmeichelt, ihn pflegt ꝛc., muß darunter das Glück, das dem Liebhaber zu Theil wird, verſtanden werden. Doch ſind von dieſen ſymboliſchen Beziehungen die rein mythiſchen zu unterſcheiden. Wenn Eros

ſeiner Mutter trotzt und ſie ihre liebe Noth mit ihm hat, ſo repräſentirt er ſelbſt die Gottheit der Liebe, die ſich über alles hinwegſetzt und hinwegſetzen darf, und ſeine Mutter iſt dann nur ſein Supplement, beide ſind die innerhalb derſelben Gottheit einander entgegengeſetzten Eigenſchaften des wilden Feuers und der zarten Milde. Er iſt mehr die ſinnliche Begierde, ſie mehr die himmliſche Liebe.

Auf einer Gemme bei Lippert liegt Eros noch als Säugling an der Bruſt ſeiner Mutter. Auf einem Bilde von Franceschini ſchläft er auf der Mutter Schooß. Weit öfter ſieht man ihn die Mutter liebkoſen, mit ihr ſpielen und ſcherzen, oder beſchäftigt bei ihrer Toilette. Er hält ihr den Spiegel vor, bringt ihr den Gürtel der Anmuth ꝛc. Zuweilen neckt ſie ihn und hält Pfeil und Bogen in die Höhe, nach denen er vergeblich die kleinen Arme ausſtreckt. Einmal bindet ſie ihm die Augen zu (ſchönes Bild von Titian) oder die Flügel zuſammen (Bild von Lebrun). Einmal ſtraft ſie ihn. Die Neuern haben dieſe Scherze zuweilen bis zur Abgeſchmacktheit getrieben, z. B. auf einem Bilde wird Amor von ſeiner Mutter gekämmt. Eher noch laſſen ſich die derben Schläge, die Rubens ſeinem Amor auf den hochgeröthéten Hintern geben läßt, komiſch rechtfertigen.

Das altmodiſche Gedicht Hoffmannswaldau's, das von dieſer Strafe des Amor handelt, iſt ziemlich artig.

Und ob die Mutter zwar
Vielmaal das loſe Kind zu ſtraffen willens war,
So wußt es dennoch ſtets ihr artlich zu entkommen;
Nur einmal, als der dieb den gürtel ihr genommen,
Ließ ſie ihn eine Frucht aus Lixus garten ſchaun,
Und fordert ihn zu ihr. Erſt wollt er wohl nicht traun,
Dennoch gelüſtet ihn den güldnen Ball zu kriegen,
Fieng alſo freundlich an die Achſeln einzuſchmiegen,

Schwang ſich zu ihrer Schooß ins blanke ſternenhaus,
Und breitete wie weit die regen Flügel aus,
Die durch und durch beſtreut mit jungfern-augen waren,
Gleich als ein Pfauenſchwantz. Mit ſeinen güldnen Haaren
Verwickelt er ſich ihr und ihren marmelarm,
Sein Leib war finger-nackt, und doch nichts minder warm,
Von ſonn und Hitze braun. Viel hertzen voller Wunden
Hatt er ihm in ein tuch von ſcharlach eingebunden,
Die ſein blutrünſtig pfeil, der an der ſeite hieng,
So greülich zugericht. Allein, alsbald empfieng
Die ſchlaue mutter ihn mit einer roſen ruthen,
Daß beyder backen ihm fieng häuffig an zu bluten.

Feiner fühlte Correggio, der die Venus nur malte, wie ſie dem Eros Bogen und Pfeil wegnimmt und zum Scherze vorenthält. Dasſelbe Motiv kommt oft auf Gemmen vor.

Eines der lieblichſten poetiſchen Motive des claſſiſchen Alterthums iſt der von der Biene geſtochene Eros. Anakreon ſang davon (nach Ramlers Ueberſetzung):

Cupido fand ein Bienlein
In einer Roſe ſchlafen,
Und ward von ihm geſtochen.
Kaum fühlt er ſich am Finger
Der kleinen Hand verwundet,
So lief, ſo flog er weinend
Hin zu der ſchönen Cypris:
„O weh! o weh! ich ſterbe.
Ich bin gebiſſen worden
Von einer kleinen Schlange,
Die aber Flügel hatte:
Der Landmann nennt ſie Biene.“
Da ſprach ſie: Macht der Stachel
Der Biene ſolche Schmerzen:
Wie meinſt du, daß es ſchmerze,
Wann du, mein Sohn, verwundeſt.

Dieß wurde nachgeahmt von Theokrit (Ueberſetzung von Voß):

Einſt ward Eros, der Dieb, von der zornigen Biene geſtochen,
Als er Honig dem Korb' entwendete. Vorn an den Händen
Hatte ſie all ihm die Finger durchbohrt; und er blies ſich die Hände,
Schmerzvoll, ſprang auf den Boden, und ſtampfete. Jetzo der Kypris
Zeigt er das ſchwellende Weh, und jammerte, daß ſo ein kleines
Thierchen die Biene nur ſey, und wie mächtige Wunden ſie mache.
Lächelnd die Mutter darauf: Biſt du nicht ähnlich den Bienlein?
Schaue wie klein du biſt, und wie mächtige Wunden du macheſt!

Auch der ſpaniſche Dichter Eſtevan Manuel de Villègas hat den Eros mit den Bienen, aber wieder in anderer Weiſe verbunden (Hoffmanns Blüthen ſpaniſcher Poeſie):

An einem Roſenſtocke
Sich Bien' und Amor treffen,
Die beiden Plagegeiſter
Der Blumen und der Herzen.
Mit Pfeilen hat der Knabe
Den Köcher wohl verſehen,
Die ſchärfſte Spitze führet
Der Stachel des Inſectes.
Die Biene mit Geſumme
In Kreiſen ſich erhebet,
Und er, der Loſe, kichert
Und trüllt ſich tauſend Verschen.
Allein bald finden Rache
Die Blumen wie die Herzen;
Er geht hinweg verwundet,
Und ſie bleibt todt zur Stelle.

Auch unſer deutſcher Dichter Moſcheroſch hat im 17ten Jahrhundert dieſen berühmten Bienenſtich beſungen, aber in der rohen Weiſe jener Zeit. Eros bekommt da noch obendrein Schläge. Giorgione hat den über den Bienenſtich klagenden Eros gemalt. — Moderner erſcheint die Vorſtellung des kranken Eros, den ſeine Mutter beſucht und tröſtet.

Conz bringt den Eros mit den Bienen in folgende Verbindung:

Als wir tiefer kamen ins Dunkel des heiligen Haines,
Lag wie ein purpurnes Aepfelchen hold, der Knabe Cytherens,
Ab den Bogen gelegt und den pfeilverwahrenden Köcher;
Dieſe hingen am Baum, vom ſäuſelnden Laube geborgen;
Lächelnd lag er vom Schlummer umſtrickt, auf Blättern von Roſen;
Röthliche Bienlein umkrochen des Schlafenden wächſerne Lippen,
Krochen hinein und heraus und ſogen den Honig der Liebe.

Hat ſich die Mutter auch zuweilen über den muthwilligen Knaben zu beſchweren, und muß ſie ihn auch oft (als mater saeva cupidinum) hart ſtrafen, ſo liebt ſie ihn doch mehr als ſich ſelbſt. Dieß iſt am glücklichſten ausgedrückt in dem ſchönen Gedicht von Moſchos „der entlaufene Eros" (überſetzt von Jacobs):

Nach dem entflohenen Sohne, dem Eros, rufte Kythere:
Wenn auf dem Kreuzweg einer den irrenden Eros erblickt hat,
Mir entlief er; Belohnung empfängt, wer Nachricht ertheilet.
Kypriens Kuß wird Lohn ihm dafür; doch bringſt du ihn ſelber,
Nicht ein Kuß nur allein, nein, Größeres iſt dir beſtimmt dann.
Merkbar iſt er genug, und vor zwanzigen allen zu kennen.
Nicht weiß ſchimmert die Haut, nein, loderndem Feuer vergleichbar.
Stechend und flammend das Aug'; das Gemüth ſchlimm; lieblich die Rede.
Anderes denkt er und ſpricht viel Anderes; Honig die Stimme;
Aber der Sinn, wenn zürnend, ein grauſamer; ſchlimmen Betrugs voll;
Niemals wahr; ſtets ſinnend auf Liſt und verderbliches Spielwerk.
Schön wohl iſt er gelockt, voll Frechheit aber das Antlitz.
Klein nur ſind ihm die Händchen und zart, doch ſchleudert er fernhin,
Bis zu dem Acheron ſchleudert er hin, und des Aides König.
Nackt zwar hält er den Leib, doch rundum hüllt er den Sinn ein.
Gleich wie ein Vogel beſchwingt, heimſuchet er dieſen und jenen,

Männer und Frauen nach Luſt, und niſtet ſich tief in der Bruſt ein.
Klein nur iſt ſein Bogen, und klein auf dem Bogen der Pfeil ihm;
Klein nur iſt ſein Pfeil, doch dringet er bis zu dem Aether.
Unter dem Arm hängt golden ein Köcherchen; aber die bittern
Pfeile bewahrt er darin, die mich ſelbſt öfters verwunden.
Arg iſt alles an ihm; am ſchrecklichſten aber die kleine
Fackel des Knaben, mit der er den Helios ſelber entflammt hat.
Findeſt du dieſen, ſo greif und feſſ'le ihn ſonder Erbarmen.
Siehſt du ihn weinen, ſo hüte dich wohl vor des Falſchen Berückung.
Lacht er, ſo ſchlepp' ihn weiter, und bietet er liebliche Küſſe,
Weiſ' ihn zurück; ſchlimm iſt ſein Kuß, und giftig die Lippen,
Sagt er vielleicht: „Nimm dieß; ich ſchenke dir meine Bewaffnung!“
Nicht ſie berührt! Schlimm täuſcht das Geſchenk; denn in Flammen getaucht iſt's.

Dieſe ſchöne Dichtung vom verlornen Amor hat Taſſo und auch noch ein anderer italieniſcher Dichter, Fierenzuola, frei nachgeahmt.

Aeußerſt lieblich ſind die Bilder der ſiegreichen, glücklichen, fröhlichen Liebe, in denen Eros und Aphrodite ungetrübt ihrer Macht ſich freuen. Schon bei ſeiner Geburt, ſagt Nonnus, durchbrach Eros ungeduldig ſeiner Mutter Schooß, ſchwang ſich mit ſeinen kleinen Flügeln auf, und flog — in die Arme der glücklichen Mutter. Auf einer Vaſe bei Millingen tragen Eroten triumphirend die Göttin der Liebe empor. Auf antiken Steinen ſchmückt Aphrodite ihren geliebten Knaben mit dem Helm, reicht ihm den Apfel, das Symbol des Liebesglückes ꝛc. Auf einer Gemme bei Gorius ſetzt Venus den Fuß auf die Hand des Eros. Das will ſagen: wie mächtig auch die Schönheit an ſich iſt, ſo wird ſie doch noch mächtiger durch die Liebe.

Auch als **Wächter** erſcheint Amor bei ſeiner Mutter. Sie ſchlummert, ein Satyr belauſcht ſie, aber Eros deckt ſie ſchamhaft zu (Antikes Relief des Grafen von Pembroke). Bei den Liebkoſungen, die ſeine Mutter andern gewährt, zuzuſehen, würde ſich nicht ſchicken. Daher ſchläft Amor auf dem Schilde des Mars, als dieſer die Venus umarmt.

Eros bei der Toilette. Die Liebe verſchönt alles und iſt das natürlichſte Motiv des Putzes. Eros wird daher wie bei ſeiner eigenen Mutter, ſo überhaupt bei den Damen als Genius der Toilette dargeſtellt, bringt den Putz herbei und hilft ihn anlegen. Tizian malte ihn, wie er der Venus einen Spiegel vorhält. Er kommt aber bei Malern und Dichtern faſt mit allen Theilen des Damenanzuges in Berührung. Amor holt das Diadem, krönt damit die Schöne; oder ſtatt des Diadems in modernen Bildern das Häubchen. Gar artig iſt der Gedanke, daß Amor in einem leichten Morgenhäubchen ſich ſchaukelt. Ferner hat er viel mit Spiegeln zu thun, und mit Schmuckſachen. Er prüft die Aechtheit eines Schmuckes. Er ſelbſt fügt einen Schmuck zuſammen. Er ſchüttet einer Nymphe Perlen in den Schooß. Er bringt den Gürtel der Grazien oder er löst leiſe den Gürtel auf. Er verſchanzt ſich hinter einem modernen Schnürleibchen. Er lauſcht hinter einem Schürzchen. Er ſchläft in den Falten einer Schleppe. Er bindet einer Schönen die Schuhe, auf einem andern Bilde ſogar die Schlittſchuhe. Berühmt iſt das antike Bild eines verhältnißmäßig koloſſalen Fußes, auf dem ein kleiner Eros reitet.

Der italieniſche Dichter Murtola verglich den Eros ſehr ſinnreich mit den Augen einer Schönen (überſetzt in den auserleſenen Gedichten Hoffmannswaldau's und anderer Deutſchen V. 242):

In Daphnens ſchönen Augen
Wird Amor uns gar artig vorgeſtellt.
Das reine Licht, ſo hier durch enge cirkel fällt,
Kan ihm zu ſeiner Fackel taugen.

Die ſternen hat er ihm zum bogen auserwehlt,
Die Pfeile ſchnizet er aus ihren ſcharffen bliken;
Und daß es endlich auch an keinen Flügeln fehlt,
So müſſen ſich dazu die augen=lieder ſchiken.

In einem andern kleinen Gedicht vergleicht derſelbe Sänger den Amor auch mit einer Roſe, deren Blätter ſeine Flügel, deren Dornen ſeine Pfeile, deren Gluth ſeine Fackel ꝛc.

Der italieniſche Dichter Zappi läßt eine Unzahl kleiner Eroten wie einen Bienenſchwarm über ſeine Schöne herfallen. Sie hängen ſich in ihr Haar, zwei ſteigen mit ihren lodernden Fackeln in ihre Augen, zwei verſtecken ſich hinter ihre Augenbrauen und ſchießen von denſelben, wie von ihren Bogen, die Pfeile ab ꝛc. Der kleinſte verkriecht ſich in ihren Buſen.

Ueber den Urſprung des Grübchens im Kinn hat Hagedorn eine ſehr artige Mythe gedichtet. Amor wählt unter den jungen Frauenzimmern diejenigen aus, die ihm ſelbſt am reizendſten und anmuthigſten erſcheinen und bezeichnet ſie — durch das Grübchen im Kinn.

Indem er drauf, die er ſich ausgewählt,
Den Würden nach, vertheilet, ſtellt und zählt,
Bezeichnet er, die ihm recht artig ſcheinen,
Der Nymphen Kern, die Luſt und Witz vereinen,
Und ihren Ruhm bewährt ein Liebespfand,
Ein neuer Reiz, ein Werk von ſeiner Hand:
Denn jedem Kinn, das ſeine Wahl beglücket,
Wird von ihm ſelbſt das Grübchen eingedrücket,
Das, wie man weiß, nur ſolche Schönen ziert,
Durch die noch jetzt der ſchlaue Gott regiert,

Durch die ſein Recht ſich ewig kräftig zeiget,
Den Neid beſchämt, und täglich höher ſteiget;
An welchen man der Anmuth höchſten Werth,
Und Amorn ſelbſt in ihren Grübchen ehrt.
Die jederzeit durch dieſes Vorzugszeichen
Die ſchönſten ſind, und dir, o Phyllis, gleichen.

Andere Liebesdienſte. Eros vertritt bei Liebenden die Stelle des Liebesboten, des Zuträgers, des Kupplers, des Helfers, Dieners und Wächters. Er leitet den blinden Liebhaber, er ermuntert den Zaghaften, er zieht ihn mit Gewalt herbei, er dient den verliebten Göttern als Wagenlenker. Er überredet, überliſtet, bittet und ſchreckt die ſpröden Nymphen. Er hilft dienſtfertig den Helden entwaffnen, die Schönen entkleiden. Die ſpätern Maler brachten bei ſolchen Gelegenheiten gern etwas zu viele Eroten an, was alle Illuſion ſtört. Beſonders geſchäftig ſehen wir ſie in dem berühmten Frescobild „Alexander und Roxane" von Sodoma in der Farneſiana zu Rom. Indem Roxane verſchämt daſitzend ihren königlichen Bräutigam erwartet und keuſch die Knie zuſammenſchließt, bemüht ſich ein gar kleiner Eros aus Leibeskräften, ſie ihr von einander zu ſchieben. Und überall leiſten andere Eroten andere Dienſte oder erfüllen lauſchend den Hintergrund.

Der Muthwille des Eros darf aber nicht zu weit gehen, denn er iſt nicht der Gott der rohen thieriſchen, ſondern der zarten pſychiſchen Liebe. Daher ziemt ihm die Schamhaftigkeit. Er legt den Finger auf den Mund zum Zeichen ſeiner Verſchwiegenheit; er zieht den Vorhang zu; er löſcht das Licht aus. Goethe zeichnet ihn einmal, wie er ſich die Augen mit beiden Händen zuhält, um nicht zu ſehen, was die Liebenden thun. Ein wenig kokett.

Noch andere kleine Dienſte Amors. Er iſt ſehr eilfertig zu helfen, kommt hurtig mit einer Lampe, mit Schlüſſeln, mit einer Leiter. Er zündet eine Kerze an der andern an. Er hütet einen kochenden Topf (ſinnig; dagegen iſt das Bild eines Amor, der den Ofen heizt, gemein). Amor in der Küche. Amor als Arzt, gibt eine Arznei ein. Amor als Oculiſt, macht einen Blinden ſehend. Amor als Tanzmeiſter mit der Geige, lehrt einem Tölpel die Anmuth. Amor lehrt ein Kind leſen. Amor wiegt ein Kind. Amor unter einer Menge unſchuldiger kleiner Mädchen.

Wie Eroten dem ſchüchternen Liebhaber beiſtehen, malt ein artiges Gedicht von J. G. Jacobi:

Ihm entfliehen will die Spröde,
Ihn verachten ſoll ihr Blick;
Doch der Jüngling, nicht mehr blöde,
Hält die Schäferin zurück.

Fliehen kann ſie nicht; es haben
Ihren Bogen, aufgeſpannt,
Rings um ſie die Götterknaben
In der rächeriſchen Hand.

Küſſen muß ſie nun den Hirten,
Und ein wolluſtvolles Ach!
Unter ſanftbewegten Myrthen
Seufzet Philomele nach.

Eros und die Charitinnen, Amor und die Grazien. Die Grazien ſind die Gefährtinnen und Dienerinnen der Venus und bedeuten die ſittliche Anmuth, die Scham, die der Sinnlichkeit einen noch höhern Reiz verleiht, indem ſie dieſelbe mäßigt. Der ſchalkhafte Amor alſo ſteht zu ihnen in einer ſehr nahen Beziehung, und Dichtkunſt und bildende Künſte haben gewetteifert, die liebliche Gruppe der drei Grazien mit dem Amor zu verbinden. Am einfachſten und edel-

ſten Thorwaldſen, auf deſſen ſchönem Basrelief die Grazien den Amor mit Blumenguirlanden feſſeln. Andere Bilder ſind: Amor in der Schule der Grazien, Amor ſchlafend von den Grazien ſcheu und doch liebreich betrachtet; Amor in den Armen der Grazien, die er zu entzücken und zu gewinnen ſucht; Amor, der den Grazien, die ihn feſthalten, ſich entwindet; einmal ſetzt Amor einer Grazie den Helm auf (ein ſehr ſchöner Gedanke). Amor auf Blumenguirlanden von den Grazien geſchaukelt. In der ſogenannten Schäferpoeſie ſind dieſe und ähnliche Motive und unzählige andere minder glückliche bis zum Unerträglichen abgenutzt worden.

Am anmuthigſten iſt Amor unter den Grazien von Wieland geſchildert worden. Die Grazien finden den ſchlummernden Amor:

Wie ſchön es iſt! wie roth ſein kleiner Mund!
Die gelben Locken wie kraus! Sein weißer Arm wie rund!
O! ſeht! es lächelt im Schlaf! Und Grübchen in beiden Wangen,
Indem es lächelt — Aglaja, wir müſſen es fangen!
Eh' es erwacht und uns entfliegt! — Es fangen
Du kleine Närrin! und was
Damit machen? — Welche Frag' iſt das!
Kurzweil, liebe Schweſter, ſoll's uns machen,
Mit uns ſpielen, ſcherzen, ſingen, lachen,
Schweſtern, meint ihr nicht?
Seht, o ſeht ihm nur recht ins Geſicht!
Unſchuld lacht aus jedem Zug und Freude.
O! gewiß, es thut uns nichts zu Leide;
Oder meinet ihr nicht?

Aber, o Diana! — rief die kleinſte der Schweſtern, was ſeh ich? Einen Bogen, und einen Köcher voll kleiner goldener Pfeile, unter den Blumen verſtreut. Mir ſchauert!

O! Schweſtern, wenn es Amor wäre!
Wie würd' es uns ergehn!

Nein! Schweſterchen, nein! Zum Amor iſt's zu ſchön!
Wo haſt du ein Geſichtchen geſehn
Wie dieß? Es machte Mädchen Ehre!
Der kleine Drache ſollt' es ſeyn,
Von dem die Mutter ſpricht, er nähre
Von Mädchenherzen ſich? Nein, Paſithea, nein!
Es ſchreckte, wenn es Amor wäre,
Und dieß iſt lauter Reiz; es kann nicht Amor ſeyn.

Aber, wenn es Amor wäre! wiederholte Paſithea; das ſicherſte iſt, wir fliehen. — Schweſtern, erwiederte jene, mir fällt was ein;

Wie wenn wir ihn mit Blumen bänden?
Ihn um und um an Arm und Bein
Mit Feſſeln von Epheu und Roſen umwänden?
Dann möcht es immer Amor ſeyn!
Er möchte zappeln, wüthen, dräun,
Wir hätten ihn in unſern Händen!
Wir würden ſeine Pfeile zerbrechen,
Und ließen ihn nicht frei, er müßt' uns erſt verſprechen,
Fromm wie ein Lamm zu ſeyn.

Der Einfall gefiel den Schweſtern. Sie nahmen ihre Kränze ab, flochten noch friſche dazu, und umwickelten ihm Arme und Flügel und Füße ſo gut damit, daß alle Stärke dieſes kleinen Bezwingers der Götter und der Menſchen nicht vermögend war, ſich loszureißen, als er erwachte. — Sie hatten ſich hinter einer Roſenhecke verborgen, um ſein Erwachen zu belauſchen. Aber ſie ließen ihn nicht lang im Wunder, wer ihm den loſen Streich geſpielt habe. Ihr Lachen verrieth ſie. Amor erblickte ſie hinter der Hecke, und ſein Herz hüpfte vor Freude; denn ſo liebliche Mädchen hat er nie geſehen, ſeit er Amor war. Er rief ihnen in dem Tone, den er annimmt, wenn er verführen will, zu:

Schöne Nymphen, o helft mir armen Knaben!
Laufet nicht davon!

Ich bin Amor, Cythereens Sohn,
Der ſich hier in euerm Hain verlief.
Faunen müſſen mich ſo gebunden haben,
Da ich unbeſorgt in meiner Unſchuld ſchlief.

Höret ihr, was er ſagte? flüſterte Aglaja ihren Schweſtern zu; er verräth ſich ſelbſt. — Aber er bittet ſo ſchön, ſagte die ſanfte Paſithea; wir wollen doch zu ihm hingehen; er iſt ſo feſt gebunden, daß er uns nichts thun kann. — So biſt du Amor? fragt' ihn Thalia lächelnd. — Ja, ſchöne Nymphe, ich bin Amor, der Gott der Liebe, der Gott der ſüßeſten Freuden; und nie fühlt ich ſo vollkommen, daß ich es bin, als ſeitdem ich euch ſehe. — Wenn er Amor iſt, ſagten ſie leiſe zu einander, ſo müſſen zween Amorn ſeyn. Dieſer hier ſieht dem gar nicht ähnlich, vor welchem uns die Mutter zu warnen pflegt. Er ſieht ſo freundlich, ſo unſchuldig aus! Ich dächte, wir bänden ihn los? — „Aber wenn er uns davon flöge?“ — Amor hörte dieſe letzten Worte. Nein liebenswürdige Nymphen! Kennet die Gewalt beſſer, die ihr über mich habt! Der bloße Gedanke, euch zu verlaſſen, würde mir unerträglich ſeyn. Ich habe keinen andern Wunſch, als ewig bei euch zu bleiben.

„Alſo willſt du mit uns kommen, Amor, und bei uns wohnen, und unſer Geſpiele ſeyn?“ — Ja wohl, ich will, ſprach Amor:

Von euch zu ſcheiden begehren?
Ich müßte nicht Liebesgott ſeyn!
Euch ließ ich im wilden Hain
Bei Faunen und Hirten allein,
Nach Paphos wiederzukehren?
Nein, holde Schweſtern, nein!
Ihr ſeyd zu reizend, Cytheren
Nicht einzig anzugehören!
Ich führ euch bei ihr ein,

Um ihren Hof zu vermehren,
Und ihre Geſpielen zu ſeyn.

Eine Menge Attribute kommen dem Eros und ſeiner Mutter gemeinſchaftlich zu, ſofern ſie die Liebe, deren Macht und Eigenſchaften bedeuten ſollen.

Eros mit dem Apfel. Der Apfel bedeutet die höchſte Liebesgunſt. Eros ſchüttelt Aepfel, pflückt einen Apfel, reicht ihn einer Nymphe, entzieht ihr einen Liebhaber. Venus will ihm den Apfel nicht geben. Er trägt eine Laſt Aepfel. Er ſchüttet ſie lachend auf den Boden aus. Eroten werfen ſich mit Aepfeln, ſtreiten ſich um einen Apfel ꝛc. Dieſes Sinnbild war den Alten geläufiger; das folgende, die Roſe, kommt erſt häufiger bei den Neuern vor.

Eros und die Roſe. Die Roſe iſt die Blume der Schönheit und der Liebe. Eros ſchläft in einer Roſe, wird in einer Roſe geboren, fliegt aus ihr empor, lauſcht hinter Roſen, haſcht nach einer Roſe, trägt eine Laſt von Roſen, windet einen Roſenkranz, ſchenkt eine Roſe, will ſie nicht hergeben, ſtreitet um eine Roſe. Er verſucht eine junge Knoſpe aufzublaſen. Er hält traurig eine geknickte Roſe in der Hand. Auch mit dem Lotos erſcheint Eros geſchmückt auf Gemmen (Taſſie N. 6602), oder aus dem Lotos ſteigend (Lippert Suppl. N. 458). Auch überhaupt mit Blumen bekränzt, oder mit der ſeiner Mutter heiligen Myrthe. Eben ſo kommt er in Verbindung vor mit dem Mohn. Auf einer antiken Gemme haſcht er nach Mohnköpfen, die ſeine Mutter in die Höhe hält. Der Mohn war ein Sinnbild der Nacht. Der Sinn iſt alſo hier: o Liebe, gönne mir das Glück der Nacht!

Eros und die Biene. Das ſchöne anakreontiſche Bild iſt ſchon erwähnt. Auf einem antiken Stein kommt Eros vor, wie er einen Bienenkorb umſtürzt. Die Bienen über-

haupt ſollen, nach der reizenden Dichtung Logau's, aus den Küſſen entſtanden ſeyn, die Venus dem Adonis gab. Indem ſie nach ſeinem Tode an dieſe Küſſe dachte, machte ſie, von Entzücken und Schmerz bewegt, alle zu Bienen, die daher noch jetzt durch ihre Süßigkeit an Aphroditens Liebesglück, und durch ihren Stachel an Adonis Tod erinnern.

Eros und die Taube. Die Taube war der Vogel der Venus, das Sinnbild treuer Zärtlichkeit. Mithin kommt ſie öfters mit Amor in Verbindung. Er liebkost Tauben, wird von zwei Tauben gezogen, füttert ſie, klagt über eine todte Taube, iſt aber auch wohl grauſam genug, ſelbſt einmal eine zu rupfen. Nicht beſonders geiſtreich iſt die moderne Idee, den Amor auf einer Leiter in einen Taubenſchlag ſteigen zu laſſen. Aber überaus lieblich iſt die antike Mythe, die uns die Mythographi Vaticani I. 175. und II. 33. überliefert haben. Einſt wettete Eros mit ſeiner Mutter, wer von beiden in derſelben Zeitfriſt die meiſten Blumen pflücken werde. Eros, durch ſeine Flügel begünſtigt, flatterte ſo ſchnell von Blume zu Blume, daß er bereits im Vortheil war, als die Nymphe Periſtera der Venus zu Hülfe kam und ihr Blumen pflücken half. Eros aber, darüber erzürnt, verwandelte die Nymphe in eine Taube, und Venus entſchädigte ſie dafür dadurch, daß ſie dieſelbe zu ihrem Lieblingsvogel machte.

Eros und das Meer. Die Alten brachten den Eros beſonders häufig in Verbindung mit dem Element, aus dem ſeine Mutter hervorgegangen war. In dieſer Beziehung repräſentirt wieder insbeſondere die Muſchel das mütterliche und überhaupt das weibliche Element. *) Darum kommt Eros

*) Fulgentius myth. II. 4. bemerkt: die concha marina ſey der Venus heilig, quod toto corpore simul aperto in coitu misceatur.

ſehr oft mit der Muſchel vor. Er fährt auf einer Muſchel von Delphinen oder Schwänen oder Fiſchen oder Meerkrebſen gezogen. Er ſchläft auf einer Muſchel. Er ſteigt aus einer ſich öffnenden Muſchel hervor. Er haſcht nach einer Muſchel, die Venus hoch in der Hand hält. Er trägt eine Muſchel, auf dem Kopf. Er reiht Muſcheln an einem Faden auf (Thorwaldſen).

Sein zweites Attribut in dieſem Sinn iſt der Fiſch. Eines der bekannteſten pompejaniſchen Bilder. Amor, welcher angelt oder den gefangenen Fiſch ſeiner Mutter reicht. Amor webt ein Fiſchnetz (Thorwaldſen). Sehr häufig kommt Amor mit Delphinen in Verbindung, reitet oder fährt mit denſelben über das Meer, oder ſitzt auf einem Delphin zur Seite ſeiner Mutter. Ein griechiſches Epigramm malt den Eros in einer Hand Blumen, in der andern einen Delphin als Herrn der Erde und des Meeres. Einmal iſt er dargeſtellt, wie die Delphine ſcheu werden, mit ihm durchgehen und ihn ins Waſſer fallen laſſen.

So kommt er auf einem pompejaniſchen Bilde vor, in dem viele Eroten ein Wettrennen auf Delphinen anſtellen. Auf einigen Gemmen iſt dem auf dem Delphin reitenden Eros noch das Wort εὔπλοι beigefügt, d. h. glückliche Fahrt (Vergl. Creuzer zur Gemmenkunde S. 54). Aus dem Erſcheinen der Delphine auf dem Meer ſchloß man auf das bevorſtehende Wetter. Dieſer Fiſch wurde daher als Sinnbild gebraucht, wenn man den Wunſch einer glücklichen Reiſe oder überhaupt eines glücklichen Verlaufes ausdrücken wollte. Und ſo kann man jene Gemmen als Amulete von Liebenden anſehen, die glücklich vereint zu werden wünſchten, wie man ja noch jetzt ſprüchwörtlich ſagt: glücklich im Hafen der Liebe ankommen. Faßt man den Delphin als Sinnbild des Meeres auf und

bringt ihn mit dem Urſprung der Venus aus dem Meere in Verbindung, ſo iſt ſeine Beziehung auf den Eros ſchon lockerer. Aber man kann den auf dem Delphin reitenden Eros auch noch anders deuten. Der Delphin iſt nämlich auch ein Sinnbild der Unſterblichkeit oder der Hoffnung auf jenſeits. Er führt nicht nur die Schiffer glücklich über das Meer in den Hafen, ſondern er führt auch die Seelen über den Todtenfluß zu den ſeligen Inſeln. Deßhalb kommt er ſo oft in Verbindung mit dem Schmetterling oder der Pſyche vor, welche die Seele bedeutet. Demnach würde Eros auf dem Delphin ſo viel heißen als die Liebe, die das Leben überdauert, die Treue der Liebenden, die ſelbſt der Tod nicht trennt, die Hoffnung, in den Hafen der Liebe, wenn nicht in dieſer, doch in jener Welt zu gelangen.

In einigen Fällen bedeutet der Delphin auch die Wirkung des Geſanges und iſt dem Apollo heilig, weil die Alten glaubten, er liebe die Muſik. Deßhalb führt Eros zuweilen die Lyra im Arm, während er auf dem Delphin reitet. Darunter kann man die zärtliche Ueberredung, die ſiegreiche Wirkung der Poeſie auf die Herzen verſtanden werden, oder die Muſik hat hier die höhere Bedeutung der Harmonie, durch welche Herzen in Einklang gebracht werden.

Ferner reitet Amor auch auf Hippokampen und andern See-Ungethümen im Gefolge Neptuns. — Auf antiken Steinen kommt Amor vor als Schwimmer in den Wellen, oder ſegelnd auf einem Schiffe, auf einem bemaſteten Delphin, auf einer bemaſteten Muſchel; auch Schiffbruch leidend oder ſchlafend auf einem Ruder. Hier ſcheint das Meer die Unruhe der Liebe, die Gefahr, die Unbeſtändigkeit des Glücks 2c. zu bedeuten. Auf einer ſehr zierlichen Gemme (Taſſie N. 6841) ſieht man den Eros auf ſeinem Köcher als Kahn ſchiffen, wobei

ihm ein Pfeil, woran ein Segel geknüpft iſt, als Maſt dient. Auch ſieht man den Eros, ſeltſam genug, auf einem Kruge durch das Meer ſchiffend. Soll es ein Weinkrug ſeyn und das Meer die unendliche Luft? Oder ein Aſchenkrug und das Meer der Weg zu den ſeligen Inſeln? bringt die Liebe die Aſche des Geliebten nach Elyſium?

Auch auf dem Schwane reitet Eros oder fährt mit Schwänen, oder füttert, oder liebkoſt einen Schwan. Unter dem Schwan kann bald der der Leda, bald der des Apoll verſtanden werden, das Sinnbild der Geburten oder des Geſanges. Der ältere Philoſtratus (I. 9). beſchreibt ſehr ausführlich ein Gemälde, das die Liebesgötter in Verbindung mit den Waſſervögeln und insbeſondere den Schwänen darſtellt (nach der Lindau'ſchen Ueberſetzung):

„Du ſiehſt wohl die Enten, wie ſie auf der Waſſerfläche hingleiten, indem ſie gleichſam Waſſerbahnen vor ſich hintreiben. Und nun das Gänſevolk — auch dieſe ſind nach der Natur gemalt, auf dem Waſſer und als Schwimmer. Dort die langbeinigen — mit überlangen Schnäbeln bemerkſt du wohl — Zugvögel, herrliche: der eine mit dieſem, der andere mit anderm Gefieder, auch in mannichfacher Stellung. Denn der eine ruht auf einem Steine auf einem Fuße; der andere lüftet ſein Gefieder; noch ein anderer putzt es; der da hat ſo eben etwas auf dem Waſſer gefangen; noch ein anderer hat ſich zur Erde geneigt, um Fraß zu ſuchen. Daß aber Liebesgötter auf den Schwänen reiten, iſt nichts Beſonderes; denn die Götter ſind keck, und treiben ſehr gern ihr Spiel mit den Vögeln. Doch darum wollen wir weder dieß Reiten unbeachtet laſſen, noch auch das Waſſer, worauf es geſchieht. Denn dieß Waſſer iſt das Schönſte an dem Sumpfe, weil es unmittelbar aus der Quelle kommt. — Es vereinigt ſich zu einem köſtlichen Schwimmbecken: mitten darin ſchwanken Amaranten hin und her, liebliche Blüthenähren, welche mit ihren Blättchen das Waſſer beſäen. Um ſie herum lenken Liebesgötter an goldenen Zäumen die heiligen Vögel: der eine läßt den Zügel

ganz ſchießen, der andere zieht ihn zurück; der da kehrt um, der letzte fährt ſchon um das Ziel. Und horch' einmal — glaubſt du nicht zu hören, wie ſie den Schwänen antreibend zurufen, und einander drohen und hohnnecken? Das liegt ja in ihren Mienen, der da ſucht den Nachbar hinunter zu ſtoßen; der hat es ſchon gethan; der hat ſich gern vom Vogel hinunter werfen laſſen, um ſich in der Wettbahn zu baden. Rings aber an den Ufern ſtehen die kunſtverſtändigern von den Schwänen und ſingen, wie ich glaube, einen Marſch, als recht paſſend für die Wettfahrer. Als Zeichen des Geſanges ſiehſt du den geflügelten Knaben da; das iſt der Weſt, welcher den Schwänen den Geſang einhaucht. Sein Bild iſt zart und lieblich, zur Andeutung des Hauches. Auch die Flügel ſind den Schwänen von dem Winde gelüftet."

Der Schwan kommt immer in edler Bedeutung vor und Eros iſt ihm hold. Dagegen hat die **Gans** eine unedle und böſe Bedeutung und Eros iſt ihr feindſelig. Man ſieht ihn auf geſchnittenen Steinen, wie er von einer Gans angezíſcht wird, wie er eine Gans ſeiner Mutter zutreibt, wie er eine fliegende Gans beim Fuße zurückhält, wie er eine Gans erwürgt, wie er ſie als Beute triumphirend auf der Schulter trägt. Die Gans war bei den Alten dem Priap geweiht und dieß erklärt wohl zunächſt ihre Verbindung mit dem Eros, ſo wie ihren Gegenſatz gegen denſelben, da Eros zwar mit der Sinnlichkeit ſpielt, aber doch den roheſten Ausdruck derſelben haßt und bekämpft. Indeß war die Gans im Alterthum auch der Perſephone geweiht und dieß führt zu neuen Beziehungen. Perſephone iſt die Fruchtbarkeit im finſtern Innern der Erde, die Bewahrerin der Saaten im Winter, alſo immer noch eine der Liebesgöttin verwandte Gottheit, aber der Begriff der Nacht und des Todes herrſcht bei ihr vor. Und ſo herrſcht auch in der Gans, die den Winter verkündet, die böſe Bedeutung vor. Beim Heran-

nahen des Winters ziehen die wilden Gänſe fort, und werden die zahmen gemäſtet und geſchlachtet. Dieß ſind Vorboten des Winters. Eros haßt alſo die Gans in demſelben Sinne wie er auch den Eber, das Sinnbild des Winters und den Mörder des Adonis haßt, des Lieblings ſeiner Mutter, der zugleich die ſchöne Jahreszeit bedeutet. Schwan und Gans bilden einen merkwürdigen Gegenſatz. Beide ſind Waſſervögel, beide repräſentiren das mütterliche Element aller Weſen; aber der Schwan iſt dem Apollo, dem geiſtig Schönen, zugewendet, die Gans dem gemeinen Priapos. Der Schwan iſt ein Sinnbild der Geburt im edlern Sinne, d. h. der in den Körper tretenden Seele; die Gans iſt dagegen ein Sinnbild des Todes oder wenigſtens des Verſchwindens der Seele im Körper, des winterlich erſtarrenden Lebens. Indeß haben die Künſtler, welche den Eros in Verbindung mit der Gans darſtellten, wohl ſchwerlich an jene myſtiſchen Beziehungen, wenigſtens nicht vorzugsweiſe gedacht und die Gans mehr ironiſch und in dem profanen Sinn aufgefaßt, wie ſie uns noch heute erſcheint, als ein Sinnbild der Dummheit oder dummen Bosheit. Man wird hier wohl auf die capitoliniſche Juno hingewieſen, welcher die durch Rettung des Capitols ſo berühmt gewordenen Gänſe geheiliget waren. Denkt man ſich nun die Gans als den Vogel der auf die zahlreichen Liebſchaften ihres Gemahls beſtändig eiferſüchtigen Göttin, und erwägt man, wie behülflich Eros dem Zeus jederzeit bei ſeinen zärtlichen Abenteuern war, ſo erhält der mit einer Gans kämpfende Eros dadurch wohl die natürlichſte Erklärung. Da inzwiſchen dieſe Gruppe bei den Alten ſo oft vorkommt, ſo gab es vielleicht eine kleine anekdotenartige Mythe, auf welche ſich die Darſtellung insbeſondere bezog und die uns verloren gegangen iſt.

Eros und der Haſe. Der Haſe war das Sinnbild der Fruchtbarkeit und zugleich der Furcht. Sinnig finden wir ihn daher bei den Alten mit Amor gruppirt. Amor liebkost und küßt einen Haſen, oder verſcheucht einen furchtſamen Haſen. Ueberaus artig iſt ein Bild des Philoſtratus „die Jagd der Eroten.“ (Hier nach Lindau's Ueberſetzung):

„Auch jener Haſe ſoll uns nicht entwiſchen; wir wollen ihn mit den Liebesgöttern hetzen. Dieſes Thier pflegt ſich unter den Apfelbäumen hinzuhocken, und die friſch abgefallenen Aepfel zu ſchmauſen, ſie angefreſſen aber liegen zu laſſen. Dieſen hier jagen ſie hin und her, und ſcheuchen ihn, der eine mit Händeklatſchen, der andere mit lautem Schrei, der dritte durch das Schütteln ſeines Wamſes. Und die einen fliegen über dem Haſen hin mit lautem Schreien; die andern ſetzen ihm zu Fuße nach. Der da wollte ſich von oben darauf hinwerfen; aber das Thier nahm eine andere Richtung. Der da wollte dem Haſen nach dem Laufe greifen; aber er iſt ſeinen Händen wieder entſchlüpft. Da lachen ſie und ſind hingefallen — der eine auf die Seite, der andere auf die Naſe, wieder andere rücklings, alle, wie wenn einem etwas entwiſcht iſt. Keiner aber ſchießt nach ihm, ſondern ſie ſuchen ihn lebendig zu haſchen, für Venus das liebſte Opfer. Du weißt ja wohl, was man vom Haſen ſagt, wie viel von Venus in ſeinem Weſen liegt. Vom Weibchen nämlich heißt es, daß es gleichzeitig ſeine Jungen ſäuge, und wiederum ſetze, und noch einmal trächtig werde; und ſo geht ihm keine Zeit ohne Gebären hin.“

Eros und der Hahn. Der Hahn war ihm geweiht, theils wegen ſeiner männlichen Kraft, theils wegen ſeiner Wachſamkeit. Deßhalb ſieht man auf antiken Bildern den Eros auf einem Hahn reiten oder mit zwei Hähnen fahren, zwei Hähne gegen einander hetzen, einen Hahn als Sieger bekränzen. Ob dabei ſchon an ironiſche Beziehungen, Eiferſucht und Hahnreiſchaft zu denken iſt, wollen wir dahin geſtellt ſeyn laſſen. Eros liebkost einen Hahn. Bittet er ihn, nicht zu früh zu krähen?

In ſeiner Beziehung zur Nacht kommt Amor auch mit der Eule und mit der Maus vor. Auf einer Gemme im Florentiner Muſeum ſieht man ihn auf einer Maus reiten; auf einer andern bei Taſſie (catal. N. 7219.) hält er eine Maus beim Schwanze. Die Maus iſt hier immer Sinnbild der Nacht.

Noch mehr Attribute, die ſich mehr aus dem Kreiſe der Aphrodite entfernen und dem des Bacchus und anderer Götter angehören, wollen wir nachher erwähnen. Wir ſchließen an die Gruppe des Eros und der Aphrodite unmittelbar eine zweite eben ſo bedeutſame, ja für die Geſchichte der Poeſie und Kunſt noch wichtigere an.

Eros und Pſyche. Die lieblichſte Dichtung des Alterthums. Pſyche wird immer als ein junges Mädchen gedacht mit Schmetterlingsflügeln an den Schultern, und ſie bedeutet die menſchliche Seele. Das Verhältniß der Seele zur Liebe iſt nun in dem der Pſyche zum Eros aufgefaßt, auf die zarteſte und zugleich tiefſinnigſte Weiſe in einem Mährchen, das uns Apulejus in ſeinem Werke vom goldenen Eſel mitgetheilt hat. Dieſe antike Mythe, die faſt mehr einem arabiſchen Feenmährchen gleicht, lautet ins Kurze gezogen, folgendermaßen: Ein König und eine Königin hatten drei ſchöne Töchter, von denen jedoch die jüngſte weitaus die ſchönſte war. Der Ruf ihres Liebreizes erfüllte die ganze Welt. Alles kam, die holde Pſyche zu bewundern; man fiel vor ihr nieder und betete ſie als die Venus an, während die Tempel der Göttin ſelbſt leer blieben. Darüber gerieth Venus in den heftigſten Zorn, rief ihren kleinen Sohn Amor herbei und beſchwor ihn, ſie zu rächen. Pſyche ſollte nun dadurch beſtraft werden, daß ſich trotz ihrer Schönheit Niemand um ihren Beſitz bewürbe, während ſie ſelbſt ſich in

das häßlichſte Ungeheuer, das die Erde trüge, verlieben ſollte. Alſobald meldeten ſich achtbare Freier und heiratheten die Schweſtern der Pſyche, ſie ſelbſt aber blieb ſitzen. Ihr bekümmerter Vater wendete ſich an das Orakel des Apollo und erhielt von dieſem den Befehl, die Pſyche bräutlich zu ſchmücken und an einem hohen Felſenabhang auszuſetzen, um den Freier zu erwarten, der aber nicht menſchlichen Geſchlechtes, ſondern das ärgſte Uebel der Welt ſeyn werde, das ſogar den Göttern trotze, und vor dem die Hölle ſelbſt ſich entſetze. Der jammernde Vater gehorchte und Pſyche wurde zur Hochzeit geſchmückt, aber nicht anders als wie zur Leichenfeier; ihre ahnungsvollen Verwandten nahmen weheklagend von ihr Abſchied und löſchten die Hochzeitsfackeln mit ihren Thränen. Da ſaß nun Pſyche allein auf dem Felſen und weinte ebenfalls bitterlich; aber ein ſüßer und warmer Wind umwehte ſie, der Weſtwind (Zephyr) hob ſie mit ihrem Gewande ſanft von allen Seiten zugleich auf, trug ſie leicht durch die Luft und ſetzte ſie in einem anmuthigen Thale ins Gras nieder. Nachdem ſie ſich von ihrem Schrecken ein wenig erholt hatte, ſah ſie vor ſich einen herrlichen Palaſt auf goldenen Säulen ſtehen, mit ſilbernen Wänden und Gebälk von Cedernholz und Elfenbein, überall reich geſchmückt mit Juwelen. Entzückt betrat die junge Pſyche dieſe ſchimmernden Hallen. Da vernahm ſie unſichtbare Stimmen: dieſes Schloß iſt dein, bleibe hier, erhole dich von deinem Kummer, ruhe dort im Schlafgemach aus und verlange von uns, was du willſt, denn wir ſind, wenn auch unſichtbar, bereit, dir zu dienen. Staunend folgte die Jungfrau der freundlichen Einladung, bediente ſich eines für ſie bereiteten Bades, ſetzte ſich zur Mahlzeit hin, horchte dem Geſang und Saitenſpiel der unſichtbaren Dienerinnen und ging endlich vergnügt zu

Bette. Als ſie eben entſchlummern wollte, hörte ſie neben ſich ein leiſes Geräuſch. Es war der Bräutigam, den ſie nach dem Befehl des Orakels auf dem Felſen hatte erwarten ſollen. Sie konnte ihn in der finſtern Nacht nicht ſehen, aber er war jung, mild, zärtlich und ſie erfreute ſich an ſeiner Liebe. Am frühen Morgen, ehe das Licht des Tages ins Gemach ſchien, war er ſchon wieder verſchwunden. Aber die Stimmen der Dienerinnen tröſteten ſie. In der nächſten Nacht kam er wieder; ſeine dringendſte Bitte war, daß ſie nie wünſchen und verſuchen ſollte, ihn zu ſehen, denn dann würde ſie eben ſo unglücklich werden, als ſie jetzt glücklich mit ihm ſey. Sie verſprach es. Da erlaubte er ihr, zu ihren Eltern und Schweſtern zurückkehren, um ſie über ihren Verluſt zu beruhigen und ihnen zu ſagen, daß ſie ganz glücklich verheirathet ſey; ja er duldete ſogar, daß ſie ſelbſt von ihren Schweſtern beſucht wurde und denſelben ihren ſchönen Palaſt und ihre Schätze zeigen durfte. Beim Anblick all dieſer Herrlichkeit aber entbrannten die beiden Schweſtern in Neid und ſuchten Pſychens Glück zu trüben. Argliſtig überredeten ſie ſie, ihr unſichtbarer Gatte ſei ein giftiger und ſcheußlicher Drache, das häßlichſte Ungeheuer der Erde, was ſie bald inne werden würde, wenn ſie ihn erſt einmal ſähe. Ja ſie brachten es ſo weit, daß ſie ſich entſchloß, ihn bei Nacht im Schlaf mit einer Lampe zu beleuchten, und, wenn ſie ſeine Drachengeſtalt ſähe, mit einem Dolche zu durchbohren. In der nächſten Nacht führte ſie, uneingedenk ihres Verſprechens, den zärtlichen Gatten niemals ſehen zu wollen, den thörichten Vorſatz aus, ſchlich ſich mit Ampel und Dolch leiſe zu dem Schlummernden und erkannte, daß es kein häßlicher Drache, ſondern der ſchönſte aller Götter, der Gott der Liebe ſelbſt war. Aufs ſüßeſte erſchreckt, ſank ſie in die

Knie und verbarg die unnütze Waffe. Aber ſie vermochte nicht zu entfliehen. Der Anblick ſeiner Schönheit zog ſie unwiderſtehlich an. Sie mußte immer von neuem die Lampe nach ihm richten, um ſeine goldene Locken, ſeine roſigen Wangen, ſeine ſchneeweißen Flügel und ſeinen ſchönen Körper, hingegoſſen in reizendem Schlummer, zu bewundern. Auch ſah ſie jetzt zum erſtenmal ſeinen Bogen und den Köcher voll Pfeile, die am Fuße des Bettes lehnten und keinen Zweifel übrig ließen, wer der ſchlummernde Gott ſey. Sie nahm einen der ſpitzen Pfeile aus dem Köcher und ritzte ſich darin, weil ſie zu ſehr zitterte. Da durchſtrömte ſüßes Feuer ihre Adern. Sie vergaß alles und neigte ſich über den Schlummernden, ihn leiſe zu küſſen; aber ein heißer Tropfen fiel aus der Lampe auf die Schulter des jungen Gottes und er erwachte.

Erſchrocken ſprang er auf, ſah voll Unwillen, daß ſie ihm die Treue gebrochen, und flog auf und von dannen. Vergebens breitete ſie die Arme aus, griff nach ihm in die leere Luft und verfolgte ihn. Endlich ſank ſie troſtlos zu Boden. Da redete ſie Amor vom Gipfel einer Cypreſſe, auf der er ſich niedergelaſſen, zürnend an: „Elende, um deinetwillen übertrat ich das Gebot meiner Mutter, die dich dem häßlichſten Sterblichen vermählen wollte, und gab mich ſelbſt an ſeiner Stelle dir hin. Meine Freiheit hab' ich dir geopfert, ich, der alle beherrſchte, wurde von dir beherrſcht. Thor, der ich war! Wohl hatteſt du recht, mich für ein dummes Thier zu halten, den du ſo betrügen konnteſt. Doch du haſt dein eigenes Glück zerſtört, ſo habe nun meinen Fluch!" So zürnend verſchwand er vor ihren Augen.

Pſyche ſchwamm in Thränen, rang die Hände und raufte ihre ſchönen Haare aus. Sie wollte nicht länger leben und

ſtürzte ſich in den nächſten Fluß; aber die großmüthige Welle trug ſie zärtlich ans andere Ufer. Da ſaß Pan, der Hirtengott, unter einer Ziegenheerde, und redete ſie vertraulich an: liebe Tochter, ich bin ein alter und erfahrner Mann, deſſen guten Rath du nicht verſchmähen darfſt. Laß ab von deinem Kummer, deinem nutzloſen Weinen, und den Verſuchen, dich ums Leben zu bringen. Widme dich vielmehr der Reue und demüthigem Gebet zu dem großen Gotte, dem du vermählt biſt. Dadurch wirſt du ihn gewiß endlich erweichen und dir wieder verſöhnen. Pſyche ſah ihn an, antwortete nichts, bezeugte aber anbetend dem alten Gott ihre Dankbarkeit und nahm ſeine Worte zu Herzen.

Darauf gelangte ſie in eine Stadt, die einer ihrer Schwäger als König beherrſchte. Ihre Schweſter empfing ſie mit erheuchelter Freundlichkeit, ſtieß ſie aber ſogleich von ſich, als ſie vernahm, welches Unglück ihr begegnet ſey. Die Neidiſche hoffte, Amor würde ſie ſelbſt jetzt anſtatt ihrer bethörten Schweſter zur Frau nehmen wollen, begab ſich auf den Felſen und bat den Zephyr, ſie in Amors Palaſt zu bringen. Aber Zephyr kam nicht, und als ſie hinabzufliegen wähnte, ſtürzte ſie und brach den Hals. Unterdeß war Pſyche zu ihrer zweiten Schweſter gekommen, die ſich ganz auf dieſelbe Weiſe betrug, dieſelbe unſinnige Hoffnung hegte, ſich auf den Felſen begab, und ſich, gleich der erſten, zu Tode fiel.

Pſyche irrte nun weiter durch die Welt, in der Hoffnung, ihren Amor wiederzufinden. Dieſer aber lag unterdeß im Bette ſeiner Mutter an der Brandwunde krank und ſehr traurig. Venus aber wußte nichts davon, denn ſie vergnügte ſich damals, im Meere zu baden. Da brachte ihr ein über dem Meere ſchwebender Schwan die Nachricht, wie es ihrem Sohn ergangen ſey, und daß die ganze Welt ins Stocken zu

gerathen anfange, daß nirgends mehr eine Hochzeit gefeiert werde ꝛc., weil Amor krank läge, und ſie, einſam im Meere badend, ebenfalls um die Menſchen ſich nicht mehr bekümmere. Schon habe man allgemein der Liebe entſagt und beſchäftige ſich nur noch mit Eſſen und Trinken. Venus hörte alle dieſe Dinge nicht ohne Beſtürzung an, und als ſie vollends hören mußte, daß es Pſyche ſey, um derentwillen Amor leide, flammte ihr alter Zorn gegen dieſes Mädchen von neuem auf. Schnell dem Meere enteilend, ſchwebte ſie hin zum Krankenlager des Sohnes, warf ihm ſeinen Ungehorſam, ſeinen Undank für ihre mütterliche Liebe vor, ſchalt ihn tüchtig aus, drohte ihn gänzlich von ſich zu ſtoßen und ſchied von ihm in der heftigſten Aufregung. Der Erzürnten begegneten Juno und Ceres und ſuchten ſie zu beruhigen, aber vergebens; Venus wollte nicht eher ruhen, bis ſie ſich aufs grauſamſte an der unſeligen Pſyche gerächt haben würde.

Mittlerweile war Pſyche auf einen Berg geſtiegen, auf dem ein Tempel der Ceres ſtand. Er war leer, aber es lagen darin eine Menge angefangener Aehrenkränze, für ein Feſt der Göttin beſtimmt, die aber von den Arbeitern in Unordnung waren liegen gelaſſen worden. Pſyche konnte dieſe Verwirrung im Heiligthum nicht anſehen und war fleißig bemüht, alles ſchicklich zuſammenzulegen. Indem kam die Ceres ſelbſt, erkannte Pſychen und rieth ihr voll Mitleid, ſich eilig zu verbergen, denn die zürnende Venus ſuche ſie überall. Vergebens bat Pſyche, ſich unter den Aehren verſtecken zu dürfen; Ceres ſagte, es ſey ihr nicht ſchicklich, etwas zu thun, was der Venus, ihrer theuren Verwandten, mißfalle. Nachdem nun Pſyche in großer Sorge hatte aus dem ährenreichen Tempel weichen müſſen, gelangte ſie in einen dichten und finſtern Wald und fand mitten darin einen Tem-

pel der Juno. Hier betete ſie inbrünſtig zur Königinn des Himmels und dieſe erſchien ihr, erklärte ihr aber ebenfalls, daß ſie nichts thun möge, was der Venus mißfalle, und wies ſie aus dem Tempel hinaus. Doch gab ſie ihr den Rath, ſie ſolle, da ſie doch dem Zorn der mächtigen Liebesgöttin nicht werde entrinnen können, ſich lieber gleich ein Herz faſſen und ſich derſelben freiwillig überliefern. Auch werde ſie ihren Gatten, den ſie ſo ſehnlich ſuche, nirgends anderswo als bei ſeiner Mutter finden. Dieſen Rath befolgte Pſyche und ſuchte die Wohnung ihrer ergrimmten Schwiegermutter mit frommer Hingebung in ihr Schickſal. Venus ſelbſt hatte unterdeß im ganzen Olymp Lärm gemacht, ſich bitter über die Unehre beklagt, die ihr durch ein ſterbliches Mädchen widerfahren, den Mercur in Anſpruch genommen und überall im Himmel wie auf Erden die flüchtige Pſyche ausſchreiben und einen Preis für ihre Beifahung ausſetzen laſſen. Da erſchien die Schuldige vor den Pforten ihres Tempels freiwillig. Gewohnheit, eine Dienerin der Venus, erblickte ſie, ſchalt ſie heftig aus, ergriff ſie bei den Haaren, und ſchleppte ſie, die ſich nicht ſträubte, zur Göttin. Venus empfing ſie in einer außerordentlichen Bewegung, betrachtete die Nebenbuhlerin ihrer Schönheit mit ſehr gemiſchten Empfindungen, lachte laut auf, ergrimmte dann von neuem und ſprach: iſt es endlich Zeit, deine Schwiegermutter zu begrüßen? oder kommſt du nicht einmal zu mir, ſondern willſt nur deinen kranken Mann beſuchen? Geduld, ich werde dich behandeln, wie es eine ſolche Schwiegertochter verdient! Darauf befahl ſie ihren Dienerinnen, der Sorge und der Traurigkeit, ſie ausgeſucht zu quälen.

Pſyche war ſchwanger, aber ohne Mitleid wurde ſie gegeißelt und auf alle Art gepeinigt und dann blutig und ent=

ſtellt wieder vor die Venus gebracht, die ſie in dieſem kläglichen Zuſtande noch ausshöhnte und bitter verſpottete, ja ſie bei den Haaren faßte und ihr alle Gewande herunterriß. Dann erſann ſie eine neue langwierige Marter für die arme Pſyche. Sie ließ alle Arten von Getreidekörnern, Hirſe, Linſen ꝛc. durch einander miſchen und befahl ihr, aus dem Haufen jede beſondere Art wieder auszuleſen und zu ſondern. Allein gelaſſen bei dieſer Arbeit wollte Pſyche verzweifeln; aber da kam eine kleine Ameiſe, ſah, wie betrübt die arme Pſyche war, erbarmte ſich ihrer und rief alle ihre Gefährten herbei. Da kamen die Ameiſen, ein ganzes hülfreiches Heer herbei, machten ſich an den Haufen und trugen alle Körner jegliches nach ſeiner Art, auf ein beſonderes Häuflein und noch ehe es Abend wurde, waren ſie fertig und entfernten ſich. Venus kam von einer Hochzeit, die ſie feiern helfen, mit Roſen bekränzt und nach Wein duftend, im üppigſten Glanz ihrer Schönheit zurück, weidete ſich am Anblick ihrer unglücklichen Gefangenen, wunderte ſich ärgerlich über die vollendete Arbeit und ſperrte ſie ein, wie ſie andererſeits auch den Amor eingeſperrt hielt, damit die Liebenden nicht zuſammenkommen möchten. Ja ſie rupfte dem armen Amor ſogar ſeine ſchönen Flügel aus, damit er ihr nicht entflöge.

Am andern Tage befahl Venus der Pſyche, ihr Wolle von goldenen Schafen zu bringen, die in der Ferne an einem Bache, nahe bei einem Walde weideten. Dieſe Thiere waren aber ſehr wilder und grauſamer Art, ſie hatten ſteinerne Stirnen und ſcharfgeſchliffene Hörner und verſetzten giftige Biſſe. Gleichwohl ging Pſyche dorthin, nicht um die Wolle zu holen, ſondern um ſich in den Bach zu ſtürzen und ihr Leben zu endigen. Als ſie am Bach angekommen war, wurde ſie plötzlich von einer Stimme angeredet, die aus dem Schilf

des Baches tönte: „Du arme Pſyche, behalte dein Leben, verunreinige mein heiliges Waſſer nicht durch deinen Leichnam; hole vielmehr, wie dir geboten iſt, die Wolle von den Schafen. Wenn die heiße Mittagszeit vorüber iſt, pflegt ſich ihre Wuth zu ſtillen und dann kannſt du ohne Gefahr die Wolle einſammeln, die in den Hecken umher hängen geblieben iſt.“ Pſyche befolgte dankbar dieſen guten Rath und brachte eine ganze Menge des weichen Goldes in ihrem Schooße heim. Venus ärgerte ſich von neuem ſehr, daß ihr Anſchlag mißlungen war.

Darauf befahl Venus dem armen Mädchen, ihr einen Krug voll Waſſer aus einem ſchwarzen Quell zu bringen, der ſich auf der Spitze eines hohen Berges befand. Aber Pſyche verirrte ſich auf dem Wege, kam an ſchroffe Abgründe, wo ſie nicht mehr rückwärts noch vorwärts konnte und auf allen Seiten von langhalſigen und großaugigen Drachen umgeben war, welche den Fluß bewachten, der aus der Quelle oben herabfloß. Da in ihrer höchſten Noth erſchien ihr der Adler des Jupiter und ſchwebte hülfreich zu ihr nieder, denn er war von jeher ein Freund des Amor wegen der guten Dienſte, welche dieſer dem Jupiter immer geleiſtet hatte und beſonders weil Amor den Ganymed nach dem Olymp entführt hatte, den gutmüthigen Mundſchenken des Göttervaters, der auch dem Adler fleißig die Nektarſchale reichte. Dieſer Adler nun ſagte der Pſyche, es ſey ihr unmöglich an die Quelle zu gelangen, denn das ſey die Quelle des Styx, des ſchrecklichen Höllenfluſſes, bei dem die Götter ſchwören. Er aber wolle ihren Krug nehmen und ihn füllen. Alſo that er und brachte ihr den vollen Krug, mit dem ſie vergnügt zu ihrer ſtrengen Schwiegermutter zurückkehrte.

Nun trachtete Venus, die ihr Verhaßte endlich ſicher zu verderben und befahl ihr, in die Unterwelt ſelbſt hinabzuſteigen und die Göttin Proſerpina um ihre Schminkbüchſe zu bitten, denn am Krankenlager ihres Sohnes habe Venus ihre Schönheit eingebüßt und bäte nun ihre unterirdiſche Freundin, ihr ein wenig von der ihrigen zu leihen. Pſyche verzweifelte, je dieſen Auftrag ausführen zu können, und wollte ſich von einem Thurm herabſtürzen, aber der Thurm ſelbſt fing an zu reden, ſprach ihr Troſt zu und belehrte ſie, wohin ſie gehen müſſe, um den Eingang in die Unterwelt zu finden. Auch rieth er ihr, zwei Obolen in den Mund zu nehmen, um dem Charon das Fährgeld zu bezahlen, und in jede Hand eine Schüſſel voll Brei, um beim Ein= und Ausgang den Höllenhund Cerberus zu beſchwichtigen, auf alles andere aber nicht zu achten, denn Venus werde ſie auf mannichfache Art verſuchen laſſen, um ſie dahin zu bringen, daß ſie die Geldſtücke aus dem Munde, oder die Schüſſel aus der Hand fallen laſſe oder weggebe. Pſyche befolgte dieſen Rath und ging. Zuerſt begegnete ihr ein lahmer Eſeltreiber und bat ſie, einige Stücke Holz, die vom Eſel herabgefallen, ihm aufleſen zu helfen; aber ſie ließ ſich nicht irre machen, und ging vorüber. Dann kam ſie an den Styx und Charon forderte ſeinen Lohn, mußte ihr aber den Obol ſelbſt aus dem Munde nehmen, da ſie die Schüſſeln nicht weglegen wollte und keine Hand frei hatte. Ein greiſer Todter tauchte aus dem Fluſſe auf, ſtreckte ihr ſeine verfaulten Hände entgegen und bat ſie flehentlich, ihn ins Schiff zu ziehen. Aber ſie unterdrückte ihr Mitleid, denn auch das war nur ein Gaukelſpiel, ſie zu verſuchen. Und ſo gelang es ihr, allen Gefahren zu entrinnen und von der Göttin der Unterwelt die koſtbare Büchſe zu erhalten, in welcher die göttliche

Schönheit enthalten war. Auf dem Rückweg aber beſann ſich Pſyche, wie thöricht ſie handle, daß ſie ihrer grauſamen Feindin eine ſo herrliche Gabe brächte, da ſie ſich derſelben vielmehr ſelbſt bedienen könnte. Gedacht, gethan. Sie öffnete die Büchſe, ſah hinein, fand ſie völlig leer und hatte ſich von ihrem Erſtaunen noch nicht erholt, als ſie plötzlich von einem tiefen und todtenähnlichen Schlafe befallen wurde, der in der Büchſe verborgen geweſen war.

Amor war inzwiſchen von ſeiner Brandwunde geheilt, und die Sehnſucht, Pſychen wiederzuſehen, ließ ihn nicht ruhen. Zum Glück waren ihm ſeine Federn wieder nachgewachſen und es gelang ihm, ſeiner grauſamen Mutter durch ein kleines Fenſter zu entſchlüpfen. Raſch durch die Lüfte eilend fand er Pſychen in tiefer Ohnmacht, zog aber den Schlaf, der ſie eingenommen hatte, wieder aus ihrem Leibe heraus und verſchloß ihn wieder in die Büchſe, zog dann einen Pfeil aus ſeinem Köcher und weckte damit Pſychen, ohne ſie zu verwunden. Siehſt du, ſprach er mit einem ſanften Vorwurf, ſo haſt du dich nochmals von deinem Vorwitz verleiten laſſen! Aber mach' geſchwind und bringe meiner Mutter die Büchſe, für alles andere will ich ſorgen. Sprach's und entflog. Das beſtürzte Mädchen gehorchte. Amor aber eilte zum Thron des Jupiter und bat dieſen, ſeine Mutter zu beſänftigen und ihm zum Beſitz ſeiner geliebten Pſyche zu verhelfen. Jupiter nahm anfangs eine ſtrenge Miene an und ſagte ihm, er habe es nicht um ihn verdient, denn ſeine Schalkheit habe oft genug der Würde Eintrag gethan, die den Olympiſchen gezieme. Um dieſer Schelmereien willen ſey er, der Göttervater ſelbſt, oft genug ein Thor geworden, ja ſogar in thieriſche Geſtalt verwandelt unedler Liebe nachgegangen. Indeß, er wolle Gnade für Recht ergehen laſſen.

Sprach's und befahl dem Mercur alle Götter zuſammenzu=rufen.

In der vollen Götterverſammlung nun hielt Jupiter Gericht über Amor und verurtheilte ihn, den leichtſinnigen Verführer, zum Eheſtande als zu ſeiner gerechten Strafe und zu der Art von Buße, die am beſten geeignet ſey, ihn von ſeinen ausſchweifenden Neigungen für immer zu heilen. Der Venus aber ſollte dabei kein Eintrag geſchehen, ſie ſollte an ihrer Schwiegertochter keine Schande erleben, denn er wolle die Pſyche ſofort zum Range der Götter erheben. Auf ſeinen Befehl eilte Mercur zur Erde hinab und brachte die ſtau=nende Pſyche herauf in die glänzende Götterverſammlung. Zeus ſelbſt empfing ſie und reichte ihr den Trank der Un=ſterblichkeit. Dann wurde ihre Vermählung mit Amor ge=feiert und das glückliche Paar ſaß oben an bei der Götter=tafel und neben ihnen Jupiter und Juno, dann alle andern. Liber bot Wein umher, Vulcan die Speiſen, die Grazien goſſen Wohlgerüche aus, die Muſen ſangen zum Saitenſpiel des Apollo, und als die Hochzeitstänze begannen, führte Venus ſelbſt den Reigen und der alte Pan blies dazu auf ſeiner Flöte.

Alſo wurde Pſyche des Amors Gattin und genaß bald darauf einer Tochter, die man Voluptas nannte.

Dieß iſt die alte Dichtung des Apulejus, die von neuern Dichtern unendlich oft nachgeahmt und zum Theil (nicht ſelten in einem zu modern ſentimentalen Sinn) weiter ausgeführt worden iſt.

Der Sinn dieſer unübertrefflich ſchönen Mythe iſt ein=fach: durch Liebe wird die menſchliche Seele zwar gepei=nigt und gemartert, aber auch geläutert und würdig der Un=ſterblichkeit.

Die Kunſt der Alten hat dieſe Mythe weiter ausgeführt und Amor und Pſyche in einer Menge von Situationen dargeſtellt: Pſyche allein ſehnſüchtig, geduldig, hoffend, — Pſyche in Thränen, — Pſyche ſchlummernd, Amor vor ihr ſcheu und lauſchend, mit dem Finger auf dem Munde, — Pſyche ſchlummernd, von Amor leiſe mit der Pfeilſpitze geweckt, — der verſteinerte Kuß, die berühmte Marmorſtatue im Capitole, Amor und Pſyche, die ſich aufs herzlichſte küſſen, vielleicht das Lieblichſte, was uns von alter Kunſt erhalten blieben iſt. Auch der Brautzug des Eros und der Pſyche (Nr. LXX. der ſchönen Gemmenbilder von Stoſch und auch anderwärts oft abgebildet) iſt eine der reizendſten Darſtellungen des Alterthums. Verſchämt und zitternd geht das Pärchen unter dem Schleier, vom fackeltragenden Hymen geführt, und über ihre Köpfchen wird ein Korb voll Aepfel emporgehoben. Daß Eros hier nicht im Jünglingsalter, ſondern wie auch Pſyche als Kind erſcheint, iſt eine poetiſche Licenz, welche das Naive der Darſtellung noch erhöht.

Vom Kuß des Eros und der Pſyche ſingt Herder:

Ein Seufzer, der von Mund zu Munde fliegt,
Wenn Seele ſich an Seele innig ſchmiegt;
Der Herzen Uebergang, da leiſ' und ſtill
Das ſüße Wort zum Wort nicht werden will;
Das ſüße Wort zum Wort nicht werden kann:
Verloren ſchauen ſich die Seelen an,
Und ſchöpfen in der Gottheit reinſtem Quell
Gedanken, Wünſche, Blicke zart und hell;
Der Hauch, der dann das Leben ſüß verlängt,
Der Athem, den der Buſen aus ſich drängt,
Der Augenblick, der Ewigkeit Genuß,
Der Weſen reinſte Wolluſt iſt — ein Kuß.

Vom ewigen Bunde zwiſchen Eros und Pſyche dichtete Herder auch noch ein anderes ſchönes Lied:

Ueber den Grüften ſah ich oft verſchlungene Hände;
Amor und Pſyche knüpft ſchweigend ein ewiger Kuß.
Wohnet Lieb' in der Gruft? und birgt die Aſche der Todten,
Wenn ſie die Urne vereint, Funken vom ewigen Strahl?
Wanderer, lies: „Nur Eine Fackel erleuchtet den Orkus;
Mächtige Lieb' allein fand ein Elyſium ſich."
Drücke ſterbend die Hand mit deiner Geliebten zuſammen;
Alles trennet der Tod; Liebende ziehet er nach.

Zuweilen erſcheinen zwei Pſychen als liebendes Paar und Amor ſelbſt als die ſie verbindende Liebe. So ziehen zwei Pſychen oder Schmetterlinge einen Wagen, auf dem Amor ſitzt, die Lyra im Arm. Ein Gedicht der griechiſchen Anthologie gibt dazu die Erklärung:

Liebe, dich trägt ein Wagen, von Schmetterlingen gezogen,
Und du regierſt ſie ſanft, ſpielend die Leyer dazu.
Gütiger Gott, laß nie, laß nie die Feſſel ſie fühlen,
Unter melodiſchem Klang fliegen ſie willig und froh.
(Ueberſetzt von Herder.)

Auch findet man zwei Eroten, die eine Pſyche ziehen, was mancherlei Sinn zuläßt.

Pſyche wird zuweilen auch in den bacchiſchen Kreis hinübergezogen. So finden wir zwei Pſychen, die den trunkenen Bacchus im Wagen ziehen, gelenkt von Amor. Oder mehrere Pſychen vor Satyrn fliehend, ein ſehr reizendes Bild. Es verdient bemerkt zu werden, daß Pſyche durchaus keine frivole Anſpielung, keinen unreinen Nebengedanken verträgt. Wo ſie den Satyr kommen ſieht, flieht ſie. Wo dem Eros ein Bock oder ein ähnliches Attribut gemeiner Sinnlichkeit zugeſellt wird, iſt Pſyche niemals dabei.

Oft hilft Amor der Pſyche oder leidet mit ihr. Beide ziehen den Pflug oder arbeiten mit der Hacke. Es iſt kaum zu begreifen, wie Winckelmann (Donaueſchinger Ausgabe IX.

S. 106.) glauben konnte, die Pſyche mit der Hacke ſey ein Sinnbild des Ackerbaues. Sie kann nur die Arbeit und Mühe bedeuten, die uns die Liebe macht, oder der wir uns aus Liebe unterziehen. Zwei Pſychen vor dem Wagen oder Pflug des Eros bedeuten wieder das nämliche, zwei durch Liebe verbundene Seelen. — Bei dieſen Sinnbildern findet ſich nicht ſelten der Hund als Symbol der Treue. Auch reitet in dieſem Sinn Eros zuweilen auf einem Hunde. Auf einem Basrelief von Thorwaldſen liebkost Eros einen Hund.

Beſonders häufig kommen bei den Alten Bilder vor, auf denen Pſyche von Eros (aus Muthwillen oder Eiferſucht) geplagt wird. Er bindet ſie, er trifft ſie mit ſeinem Pfeil. Er ſpannt ſie vor ſeinen Wagen, vor ſeinen Pflug ꝛc. Er reißt ſie bei den Haaren. Sie kniet vor ihm. Sie iſt gefeſſelt und wird von vier Eroten umflattert. In der Lippertſchen Sammlung kommt ein geſchnittener Stein vor (I. Nr. 783.), auf dem zwei Eroten eine Pſyche zerreißen, und ein dritter auf einem Delphin entflieht. Soll es Strafe der treuloſen Liebe oder Rettung der Liebe in ein beſſeres Land bedeuten?

Häufig, namentlich auf geſchnittenen Steinen wird Pſyche bloß als Schmetterling aufgefaßt (wie man gewiſſe Motten noch jetzt bei uns Geiſtchen und in England Seelchen nennt). Eros hält einen Schmetterling über ſeine brennende Fackel — hält einen am Faden und läßt ihn flattern — trifft ihn mit dem Pfeil — ſpießt ihn auf — reißt ihm die Flügel aus — wird von zweien gezogen — pflügt mit zweien ꝛc. Eines der lieblichſten Bilder dieſer Art iſt der Schmetterling, der auf den zuſammengebundenen Händen oder den Feſſeln des gefangenen Amor kriecht, Pſyche voll Mitleid für den, der ſie ſo plagt. — Sehr ſchön ſagt der ſpaniſche Dichter

Gaſpar Gil Polo von den Leiden der Pſyche durch den Amor: wie grauſam, daß du die am meiſten quälſt, die dir am treueſten ſind, und dir alles, ſelbſt ihr Leben hingeben!

Zuweilen wird auch umgekehrt Eros von der Pſyche geplagt. Damit iſt aber immer nur die Herrſchaft einer kraftvollen und treuen Seele über den unbeſtändigen und flatterhaften Eros gemeint. So heißt es in der griechiſchen Anthologie:

Sage, wer hat dich, Eros, an dieſe Säule gefeſſelt?
Pſyche, ſie feſſelte mich an die Beſtändigkeit ſelbſt.

Sehr häufig kommt Pſyche in Begleitung des Eros oder auch allein in Verbindung mit dem Delphin vor. Was der Delphin bedeutet, haben wir oben ſchon erörtert.

Von der Pſyche, die mit Delphinen ſchifft, heißt es in der griechiſchen Anthologie:

„Wohin ruderſt du, Pſyche, von zwei Delphinen geführet?"
Ueber des Lebens Strom gleit' ich, o Wanderer, hin.
Glücklich wurden auf ihm mir Muſen-liebende Führer,
Und zur ſicheren Fahrt Ruder und Steuer verliehn.

Hier deutet der Delphin wieder ausdrücklich auf die Harmonie, auf ein durch Liebe nicht nur beglücktes, ſondern auch veredeltes Leben hin. Statt der Pſyche ſelbſt kommt zuweilen auch nur ihr Symbol, ein Schmetterling vor, der über den Delphinen ſchwebt. Man darf dabei nicht bloß an eine glückliche Fahrt durchs Leben, man muß wohl auch an die Hinüberfahrt zu den ſeligen Inſeln denken.

Hat ſchon der Delphin bei den Alten immer eine ernſte ſittliche Bedeutung, ſo noch vielmehr Pſyche, deßhalb darf ihre Verbindung nicht auf etwas Gemeines bezogen werden.

Wenn Winckelmann bei dem Schmetterling an den fächelnden Zephyr denkt, der die Schifffahrt begünſtigt, ſo ſcheint mir dieſe Erklärung nicht genügend, da die Alten, um einen ſo gewöhnlichen Gedanken auszudrücken, nicht die Symbole des Edelſten gewählt haben würden.

Zunächſt bedeutet der Delphin der liebenden Seele, daß ſie glücklich ihr Ziel erreichen werde. Ein Delphin war es, auf deſſen Rücken Poſeidon einſt blitzſchnell das Meer durcheilte, um zu ſeiner geliebten Amymone zu gelangen. Nach Athenäus iſt der Delphin, wie die Venus ſelbſt, und mit ihr zugleich aus dem Blute des Uranus, als er ins Meer fiel, entſtanden. Inſofern iſt er gewiſſermaßen das Hausthier der Venus und wird ihr auch von den Künſtlern häufig beigeſellt. Aber es iſt kein Attribut in dem Sinn, wie Bock, oder Haſe, oder Taube, ſondern in einem vollkommen reinen Sinn, nicht dem niedern bacchiſchen Kreiſe angehörig, ſondern dem höhern apolliniſchen. Der Delphin mahnt die Venus an ihren himmliſchen Urſprung. Alſo ſcheint es auch, Pſyche folge dem Delphin nur in eine reinere Region.

Dieß halte ich für um ſo wahrſcheinlicher, als der Schmetterling auf dem Delphin muthmaßlich im genaueſten Zuſammenhange ſteht mit dem Schmetterlinge auf der Fackel. Beide kommen zu oft vor, als daß ſie nicht eine dem Alterthum ſehr geläufige Idee bezeichnen ſollten und beider Sinnbilder ſcheinen ſich einander zu ergänzen. Pſyche verbrennt an der Fackel des Eros, d. h. durch Liebe wird die Seele geläutert und gereinigt, wenn auch der Leib ſterben muß; aber eben dadurch wird die Seele unſterblicher Freuden im Elyſium fähig, zu denen ſie nach den Begriffen der Alten nur über das Waſſer hinüberſchweben konnte.

Die ſchöne Mythe von Amor und Pſyche hat auch Raphael in einem Cyclus von reizenden Bildern verewigt. Seine Auffaſſung iſt voll Unſchuld und Adel. Nicht daſſelbe kann man von vielen neuern Darſtellungen rühmen. Man ſtößt dabei oft auf eine falſche Empfindſamkeit und Geziertheit, in Bildern, wie in Gedichten. Es mag genug ſeyn, hier an Mathiſſon zu erinnern. Auf ächt franzöſiſche Weiſe geiſtvoll raffinirt iſt dagegen das berühmte Bild von Gerard in Paris, auf welchem Eros der Pſyche „das Geheimniß der Natur“ enthüllt und ſie ihm ſtaunend, entzückt und wie in eine neue Welt blickend zuhört. Die Idee wäre natürlich und nicht unedel, wenn man nicht durch die Richtung, welche Poeſie und Kunſt in Frankreich genommen haben, unwillkürlich gezwungen wäre, von keuſcher Naivetät und claſſiſcher Reinheit zu abſtrahiren.

Das Attribut der Lyra, das bei den Alten ſo häufig mit der Pſyche zugleich vorkommt (der Schmetterling auf der Lyra, Eros den Schmetterlingswagen lenkend mit der Lyra, Eros zur Heimath der Pſyche oder den ſeligen Inſeln auf einem Delphin ſchiffend mit der Lyra ꝛc.), leitet uns in die höchſte und edelſte Sphäre, wohin die Liebe führen ſoll. In der Hand des Eros nämlich ſpielt die Lyra auf die Venus Urania, auf die himmliſche Liebe, auf die Harmonie der Sphären an. Die Saiten der Lyra werden zu Planeten und Planetengöttern, durch deren Einklang die Welt beſteht, und deren Einklang die Liebe iſt.

Aber dieſe Lyra in des Eros Hand bedeutet auch die Bildung gegenüber der Barbarei, die durch Wiſſen und Kunſt veredelte Liebe im Gegenſatz gegen die thieriſche Liebe. Auf einem antiken, zu Reſina ausgegrabenen Wandbilde, das im Muſeum zu Neapel aufbewahrt wird, erſcheint dieſer Gegen-

ſatz deutlich ausgedrückt. Eros ſitzt auf einem Wagen von Greifen gezogen und ſpielt die Lyra, vor ihm her trägt ein anderer Eros einen Teller voll Feigen. Der Wagen und das Zweigeſpann bedeutet die Ehe; die Greife drücken die bezähmte Kraft oder die Beſtändigkeit (das Feſthalten) aus, die Feigen weiſen auf die rein ſinnliche Liebe hin; die Lyra aber in des Eros Hand beherrſcht mit ihren himmliſchen Tönen den ganzen Zug. Dieß iſt alſo ein ſehr gutes Sinnbild für eine glückliche Ehe und für die Civiliſation, die eine Folge der ehelichen Harmonie iſt.

In andern Fällen hat die Lyra vielleicht mehr ausſchließlich Beziehung auf die Poeſie und zwar auf die erotiſche im edlern Sinne. Im unedlern fauniſchen Sinne erſetzt ſie bekanntlich die Flöte. Geſang gewinnt die Herzen und ſtimmt ſie für die Liebe. So zeigen uns alte Gemmen und ſymboliſche Darſtellungen den Eros, wie er die Lyra ſpielen lernt, oder wie er ſie einer Nymphe ſpielen lehrt; ein andermal ſehen wir ihn ruhig auf der Lyra ſchlafen. Auch zornig über den mißlungenen Erfolg, zerreißt er eine Lyra. Oder mehrere Eroten zanken ſich um dieſelbe.

In demſelben Sinne wird Eros mit dem Dichtergott Apollo zuſammengeſtellt. Flehentlich bittet der kleine Eros mit gefaltenen Händen den Apoll um die Lyra. Apoll zürnt ihm und züchtigt ihn mit ſeinem eigenen Bogen. Das heißt: weil du ſinnlich, muthwillig und treulos biſt, ziemt dir die Gabe des edlern Geſanges nicht.

Amor in der Schule der keuſchen Muſen. Amor weckt die ſchlafende Muſe. Die Muſe weckt den ſchlafenden Amor. Wie ſchon die Züchtigung des Eros durch Apollo andeutet, ſind die ernſten Muſen dem flatterhaften Eros oft ſtreng und unerbittlich. Bei Lucian geſteht Eros ſelbſt ein, er ſey

mächtiger als alle Götter und bezwinge alle, nur die Muſen allein widerſtehen ihm. Doch überall, wo Eros dem Flatterſinn und fauniſchen Neigungen entſagt, ſind ihm die Muſen innig befreundet.

Von der Gewalt der Muſen über den Eros ſingt Kallimachus (nach Jacobs):

Treffliches Mittel fürwahr, um der Sehnſucht Schmerzen zu lindern,
Hat, von der Liebe bethört, einſt Polyphemos entdeckt.
Eros zehret am ſchnellſten ſich ab in der Muſen Gemeinſchaft;
Und in den Kenntniſſen liegt eine curirende Kraft.
Dieß iſt, denk' ich das einzige Gut, das Hunger gewähret;
Kränkelnde Liebesbegier reißt mit der Wurzel er aus.
Beiderlei Mittel beſitz' ich fürwahr in dem reichlichſten Maaße;
Und ich beſchneide dir leicht, Knabe, die Schwingen damit.
Nicht ſo viel jetzt fürcht ich dich mehr! Mir ſteht ja zur Heilung
Schmerzlicher Wunden zu Haus jegliches Mittel bereit.

Aber noch ſinniger Anakreon (nach Ramler):

Die Muſen banden Amorn
Mit ihren Blumenkränzen,
Und gaben ihm die Schönheit
Zur Wächterinn. Cythere
Bringt Löſegeld, und ſuchet
Ihn wieder frei zu machen.
Sie mach' ihn frei! er geht nicht;
Der gute Dienſt gefällt ihm.

Das Verhältniß des Eros zu den Muſen iſt ſchön gedacht in einem Liede des Bion (überſetzt von Herder):

Nein! es fürchten ihn nicht die Muſen den grauſamen Amor,
Vielmehr lieben ſie ihn und gehn ihm nach, wo er hingeht,
Aber fliehn den, der ihnen mit liebentfremdeter Seele
Folgt, ſie fliehen und weigern es, ihn Geſänge zu lehren.
Aber hat dir Amor das Herz getroffen und ſingſt du

Dann dein liebliches Lied, auf einmal eilen ſie zu dir
Alle. Wie mir geſchieht; der Wahrheit bin ich ein Zeuge.
Preiſ' ich irgend jemand, der Menſchen und ſeligen Götter
Einen; die Zunge ſtockt, ſie ſinget nicht, wie ſie ſonſt ſang:
Bis ich wieder den Amor und meinen Lycidas ſinge,
Freudig fließet ſodann der Geſang die Lippen hinunter.

Wie aber auch Eros alle Künſte der Muſen vergeſſen macht, lehrt Bion (nach Voß):

Neulich im Morgenſchlummer erſchien mir die mächtige Kypris,
Führend an niedlicher Hand den noch unmündigen Eros,
Welcher zur Erd' hinnickte; da redete alſo die Göttin:
Nimm ihn, redlicher Hirt, und lehr' ihn mir ſingen, den Eros.
Jene ſprach's, und entwich. Doch was ich von Hirtengeſang weiß,
Lehrt' ich Thörichter nun, als ob er's wünſchte, dem Eros:
Wie die Schalmei Athenäa erfand, wie die krumme Schalmei Pan.
Wie die Guitarr' Apollon, und Hermes die wölbende Laute:
All das lehret' ich ihm. Er achtete nicht der Belehrung;
Selber vielmehr, mit Geſang voll Zärtlichkeit, lehrete jener
Mir, was Götter und Menſchen entzückt, und die Werke der Mutter.
Jetzo vergaß ich alles, ſo viel ich dem Eros gelehret;
Was mir Eros gelehret von Zärtlichkeit, alles behielt ich.

Wie mit den Muſen, ſo kommt Eros auch mit dem Pegaſus, dem Dichterroß, in Verbindung. Er ſchirrt den Pegaſus ein, ſchmeichelt ihm, füttert ihn, ſchlägt ihn, reitet auf ihm, ſpannt ihn ins Joch ꝛc. Zuweilen reitet er auch einen lahmen Pegaſus oder ſtürzt von ihm herab.

Dahin gehört auch die Vorſtellung des Amor, wie er eine Nachtigall füttert.

Die Beziehungen des Eros zur Venus und Pſyche und durch dieſe auch zu Apollo ſcheinen mir die wichtigſten zu ſeyn,

weßhalb ich ſie hier vorangeſtellt habe. Im Verhältniß zu den andern Göttern, Heroen und allegoriſchen Perſonen der heidniſchen Weltanſchauung müſſen wir ihn zuerſt als den mächtigſten betrachten.

Eros als Weltherrſcher. Die Alten dachten wohl nicht mehr an den Eros Protogonos, den erſten unter allen Göttern, wenn ſie dem Eros die Herrſchaft über die Götter zuſchreiben. Dann hätte ſich ſein Uebergewicht als primus inter pares von ſelbſt verſtanden und wäre nicht auffallend geweſen. Sie dachten ſich ihn vielmehr als den kleinen, ſpätgebornen Sohn der Venus, deſſen Unbedeutenheit und kindiſches Weſen nur um ſo poetiſcher mit ſeiner Allgewalt contraſtirt.

Der Chor in der Antigone des Sophokles ſingt: „O Eros, Allſieger im Kampf, kein ewiger Gott kann dir entrinnen und kein Sterblicher!“ Alles was lebt, von den Göttern herab bis zu den Thieren, war der Macht der Liebe unterworfen. Je ſchwächer und hülfsbedürftiger nun der kindliche Eros und je mächtiger und allgewaltiger die Götter erſcheinen, die er bezwingt, deſto reizender iſt ihr Gegenſatz.

So faßten die alten Dichter und Künſtler den Eros vorzugsweiſe gern als Sieger über den allmächtigen Zeus, den höchſten der Götter auf. Eros mit dem Blitze des Zeus in der Hand war eines der beliebteſten Symbole des claſſiſchen Alterthums. So ließ ihn Alkibiades auf ſeinem Schilde abbilden (Athenäus XII. 534.) und ſo ſtand er in der Curia der Octavia in Rom. Eines der kühnſten Motive iſt auf einer antiken Gemme der kleine Eros, der den Blitz des Zeus lachend übers Knie bricht. Minder gut iſt der Gedanke, ihn den Blitz heimlich ſtehlen oder ihn auf dem Blitz, wie auf einem Steckenpferde reiten zu laſſen. Den höchſten Muthwillen des

Eros bezeichnet ein Gedicht des Moſchos, worin er dem Zeus droht:

Fackel und Pfeil ablegend, ergriff den Stecken des Treibers
Eros der Schalk, und ein Sack hing ihm die Schultern herab.
Als in das Joch er geſpannt den duldenden Nacken der Stiere,
Streuet er Waizenſaat über der Deo Gefild.
Auf zum Zeus nun blickt er, und redete: fülle die Furchen!
Oder ich hole dich gleich, Stier der Europa, zum Pflug.

Natürlicherweiſe kommt Eros auch häufig mit dem Adler des Zeus in Verbindung, indem er ihn liebkost oder auf ihm reitet. Wie er triumphirend auf dem Adler ſitzt, malte ihn Domenichino.

Wie den Göttervater, ſo beſiegt Eros auch alle Götter insgeſammt. So ſieht man auf geſchnittenen Steinen, wie die Eroten den Olymp plündern, ſich mit den geraubten Attributen aller Götter ſchmücken, oder eine Siegestrophäe davon aufrichten. Bekanntlich hat auch Raphael dieſe Siege des Eros über die Götter durch ſeinen Pinſel verherrlicht. Nicht minder faßte die Dichtkunſt dieſes Motiv auf. So ſagt ein Gedicht der griechiſchen Anthologie (nach Herder):

Siehe die Liebesgötter! Verwegne, hüpfende Knaben,
Rüſten mit Waffen ſie ſich, zieren mit Beute ſich aus.
Und es iſt Götterbeute. Der ſchwingt den bacchiſchen Thyrſus;
Dieſer hat Mavors Schild und den geſiederten Helm;
Der trägt Jupiters Blitz und der den Köcher Apollo's;
Dieſer Alcides Schmuck, jener den hohen Trident.
Zittert, Menſchen, der Liebe; ſie hat den Himmel bezwungen:
Allen Unſterblichen hat Cypris die Waffen geraubt.

Derſelbe Gedanke wurde noch kürzer ausgedrückt durch den Zweikampf des Eros mit dem Gott Pan. Der bock-

füßige Pan wurde nämlich nicht bloß als untergeordneter Hirtengott, ſondern auch als das All gedacht, wie ſein Name ausſagt. Ließ man nun den Eros über den Pan obſiegen, ſo hieß das ſo viel als: Amor vincit omnia. (Vergl. Mythog. Vatic. II. 48.) Der von Eros beſiegte Pan ſoll zur Strafe verurtheilt worden ſeyn, ſich in die vor ihm fliehende und in Schilf verwandelte Syrinx zu verlieben. Es lag nahe, dieſen Zweikampf des Eros mit Pan im Sinne der Kosmogonie aufzufaſſen. Schon Baco von Verulam meinte in ſeiner sapientia rerum: Pan ſey das Chaos und Eros die Harmonie, ohne welche das Chaos immer in ſeiner alten Verwirrung hätte bleiben müſſen. Die Idee iſt vielleicht altindiſch. Ich werde am Schluß dieſer Abhandlung, wenn ich von dem indiſchen Eros Kamadeva reden werde, darauf zurückkommen. Dort kämpft Kamadeva mit dem zerſtörenden Weltprincip Schiwa (Irora, Iswara), wie hier Eros mit Pan. — Uebrigens kommt Eros auch einmal auf dem Boden liegend vor, beſiegt von Pan (Albricus de imag. 9.)

Unter den Göttern, die von Eros beſiegt werden, ziehen uns immer die ſtärkſten am meiſten an, weil die Schwäche des Siegers mit der Macht des Beſiegten, wie oben ſchon bemerkt wurde, am ſchönſten contraſtirt. Ganz beſonders eigenthümlich iſt der Gegenſatz zwiſchen dem finſtern Höllengott Pluto und dem lichten lachenden Eros, aber ſo viel mir bekannt, haben die Künſtler und Dichter dieſes ſchöne Motiv noch nicht gehörig benutzt. Eros erſcheint nur ſehr häufig als Wagenlenker des Pluto, wie er denn auch alle anderen Götter, wenn ſie eine Equipage beſitzen, eifrig zu kutſchiren pflegt, den Poſeidon im Muſchelwagen, den Phöbus im Sonnenwagen, die Aurora, den Bacchus, die Venus, die Selene ꝛc. — Oefter iſt der Kriegsgott Mars mit dem

Eros verbunden worden. Eros ſcherzt mit Mars, entwaffnet ihn, ſchläft auf ſeinem Schilde, ſchmückt ſich mit ſeinem Helm ꝛc., wird aber auch einmal von ihm feſtgehalten und mit ſeinem eigenen Bogen geſchlagen. — Auch Hercules contraſtirt wegen ſeiner Stärke ſehr gut mit dem kleinen Eros. Beide kommen ſehr oft auf Gemmen vor. Eros hat den Hercules niedergebeugt und ſetzt ihm den Fuß in den Nacken, bindet ihm die Hände auf den Rücken, entreißt ihm die Keule, die Löwenhaut ꝛc. Eroten ſchleppen ſich mit der ſchweren Keule des Herakles. Eros in der Löwenhaut, ſchlafend auf der Löwenhaut. Auch auf der Schulter des Herakles ſitzt Eros triumphirend. Seinen Sieg über den Hercules beſingt Philippos ſehr artig in der griechiſchen Anthologie (nach Jacobs):

Dieß nur wünſchte die Gattin des Zeus, nach der Thaten Vollendung
Nackt und waffenberaubt Herakles' Schultern zu ſehn.
Wo dann haſt du die Hülle des Leun, und des klirrenden Köchers
Pfeil', und der Keule Gewicht, welche den Löwen erſchlug?
Eros plünderte dich. Er, welcher zum Schwane den Zeus ſchuf,
Mochte die Waffen dir wohl, Sohn der Alkmene, entziehn.

Von der Macht des Eros ſang auch der ſpaniſche Dichter Gaſpar Gil Polo (nach Hoffmanns Blüthen ſpaniſcher Poeſie):

Durch dich die Dummen ſelber Geiſt erhalten,
Durch dich läßt Muth ſogar der Feigling ſehen.
Die Götter aus den Höhen,
Annehmend Thiergeſtalt aus Lieb' alleine,
Die Könige, die eine
Gebärd' und ein paar Augen überwunden:
Als Zeugen ſie bekunden
Die hohe Macht, die Wunderkraft, gegeben
Dir, dem Gebieter über alles Leben.

Aber Eros mißbraucht ſeine Macht, er iſt der grauſamſte aller Tyrannen:

Welch ein Geſetz hat dir die Macht verliehen,
In Feſſeln einen freien Geiſt zu ſchlagen,
Der Seele Frieden grauſam zu verletzen?
Pflegſt du nicht, Schnöder! doppelt den zu plagen,
Der eifrig ſtrebt, dein hartes Joch zu fliehen?
O Grauſamkeit, der keine gleich zu ſchätzen!
O Frevel voll Entſetzen!
Genügt die Macht dir nicht, die du erhalten,
Daß du ſo ſtreng willſt ſchalten,
Wie ſich kein Herr, nur ein Tyrann gehabe?
O blinder, eitler Knabe!
Warum biſt du ſo ſtreng, ſo grauſam eben
Ihm, der ſein Herz dir hingibt und ſein Leben?

Ein Gedicht des Palladas in der griechiſchen Anthologie (hier nach Jacobs) drückt die Allmacht des kleinen Gottes im ſchönſten Contraſt aus:

Waffenentblößt ſchaut milde der Gott und lächelt ſo freundlich,
Weil ihm der flammende Pfeil, weil ihm der Bogen gebricht.
Doch nicht trägt in den Händen umſonſt er Blumen und Delphin;
Hält er mit dieſer das Land, hält er mit dieſer das Meer.

Dieſelben Gedanken hat auch Haug frei, aber ſchön wieder gegeben:

Amorinen,
Lächelnd ſchwebt ihr auf Delphinen
Mit der Aehre
Schönem Kranz
Und der goldnen Aepfel Glanz,
Uns zu lehren,
Amorinen,
Daß euch Meer und Erde dienen

Als Sieger über alle Götter galt Eros nicht nur vor den Dichtern, ſondern auch im Volksglauben. Die Theſpier feierten ihm große Feſte. Die Lakedämonier opferten ihm vor ihren Schlachten, als dem ſtärkſten Gott.

Zuweilen wird Eros mit dem königlichen Diadem vorgeſtellt, einmal mit einem ehernen Scepter (Ovid. ex Ponto III. 3. 14). Noch öfter als Sieger mit dem Lorbeer. Oder auch als der Siegverleihende. Er bekränzt einen Helden mit Lorbeeren. Er pflanzt einen Lorbeer. Einmal verbrennt er auch einen Lorbeerkranz an ſeiner Fackel, um anzudeuten, daß Liebe ſtärker iſt als Ehrgeiz und Ruhmſucht.

Moderner ſind die Sinnbilder, die den Amor mit der Weltkugel in Verbindung bringen. Er trägt die Weltkugel. Er ſitzt lächelnd auf der Weltkugel ꝛc. Er zündet die Welt an (Thorwaldſen). Ein Gedanke von Rubens wäre ſinnig, wenn er nicht ſo gar übel angewendet wäre. Er malte die Erdkugel, woran Tauben geſpannt ſind, die Eros lenkt. Aber das alles nur zu Ehren der Maria von Medicis. — Amor wird auf einer Wage gewogen und wiegt die ſchwerſte Laſt auf. — Etwas roh iſt die ovidiſche Vorſtellung des Liebesgottes, der gleich einem römiſchen Imperator triumphirt, mit einem Gefolge von gefeſſelten Jünglingen und Mädchen. Unter den modernen Auffaſſungen zeichnet ſich ein Triumph des Amor aus, den Runge gemalt hat, und der mit unausſprechlichem Leichtſinn und Liebreiz in das lange Mährchen von Novalis hineinlächelnde Eros.

Auch die Contraſte und Steigerungen in den Kraftäußerungen des Eros ſind von Künſtlern und Dichtern häufig mit Glück aufgefaßt worden. So ſehen wir auf antiken Gemmen, wie der kleine Eros eifrig Waffen verfertigt, Pfeile ſchnitzt, an einem Helme ſchmiedet; wie er ſich mühſam mit der ſchweren

Keule des Herakles ſchleppt; wie er als kleiner nackter Knabe in einem für ihn viel zu großen Helm und Schild gravitätiſch einhermarſchirt. Dichter ſchildern, wie er erſt ganz unſchuldig ausſieht, dann ſich kleine Neckereien erlaubt, immer muthwilliger wird und zuletzt den Herakles und alle Götter überwindet. Selbſt wenn er ſchlummert, iſt Eros zu fürchten nach der griechiſchen Anthologie:

Schläfſt du, Amor? o du, der ſterblichen Menſchen den Schlummer
Raubet und ihnen ſo oft Nächte voll Sorgen gewährt;
Schläfſt du? — Nein ich rühre nicht an die brennende Fackel,
Rühre den Bogen nicht an und den gefiederten Pfeil.
Mag es ein anderer; ich ſcheu auch den ſchlummernden Amor,
Wenn er im Traum auch nur meiner unfreundlich gedenkt.

Beſſer als dieſes Gedicht des Statyllios Flaccus iſt ein anderes von Alpheos:

Schnell denn will ich den Brand aus den Händen dir reißen, o Eros,
Und dich des Köchers befrein, der um die Schultern dir hängt;
Wenn, o Feuergeborner, du ſchläfſt und die ſterblichen Menſchen,
Da mit dem Bogen du ruhſt, kurzer Erholung ſich freun.
Doch auch ſo noch fürcht' ich, Verſchlagener, daß du wohl etwas
Gegen mich birgſt, und im Schlaf träumend mir Herbes erſinnſt.

Goethe hat dieſe alten Dichtungen nicht glücklich nachgeahmt, indem er ſagt: „Wecke den Amor nicht, denn jetzt beunruhigt er dich nicht. Benutze den Augenblick, da du von ihm frei biſt, wie eine Mutter, wenn ihr Kind ſchläft und ſie nicht mehr durch ſein Schreien ſtört.“ Dieſes aus der Kinderſtube entlehnte Gleichniß ſcheint unpaſſend.

Eros beweiſt ſeine Allmacht beſonders dadurch, daß er kein anderes Anſehen achtet, alle Würden und Stände einan-

der gleich macht. Er iſt der größte Tyrann und zugleich der größte Revolutionär. Liebe zieht die Fürſten vom Thron, ja den Vater der Götter ſelbſt von ſeinem Olymp herab. Liebe macht den Zeus zum Ochſen, und Liebe erhebt wieder die geringſte Nymphe zur Göttin und macht den Sklavenſohn zum König. Und in derſelben Weiſe ſpielt Eros auch mit Geiſt und Gemüth. Er macht den Stolzen demüthig und den Beſcheidenen kühn, den Klugen dumm und den Dummen klug.

Daraus erklärt ſich die ſymboliſche Beziehung vieler Thiere zum Eros. Auch ſie ſind der Macht des Eros unterworfen, auch ſie lieben. Die Götter ſelbſt verſchmähten es nicht, zuweilen in Thiere verwandelt der Liebe zu genießen. Endlich ſind die Thiere Sinnbilder der menſchlichen Leidenſchaften. Alſo muß Eros in mannichfacher poetiſcher Beziehung zu ihnen ſtehen.

Eine ſinnige Mythe ſagt: Venus habe den Amor, als er kaum geboren war, tödten wollen, weil er ſo viel Unheil unter den Menſchen anrichten ſollte. Da ſey er in die Wälder entflohen und habe an den Brüſten der wilden Thiere geſogen, um nicht zu verhungern; mit dieſer Milch aber ſeyen alle Eigenſchaften der wilden Thiere in ihn übergegangen. Ein Bild zeigt uns wieder in anderm Sinn, wie Amor den Thieren die Liebe lehrt.

Wenn Eros die ſtarken und gewaltigen Thiere bezwingt oder mit ihnen ſpielt, ſo drückt dieß immer die unwiderſtehliche Gewalt aus, welche die Liebe über ſtarke und wilde Herzen ausübt.

Eros und der Löwe. Liebe beſiegt die Stärke. Am edelſten ausgedrückt in dem berühmten (bei den Alten oft wiederkehrenden) Bilde des Eros, der auf einem gezähmten

Löwen reitet und zugleich die Lyra führt, als Sinnbild der allbeſiegenden Harmonie. Auf antiken Gemmen, Wandbildern und Basreliefs kommt Amor vielfach mit dem Löwen auch in andern Situationen vor. Er fährt mit zwei Löwen. Er ringt mit einem Löwen und packt ihn grimmig bei der Mähne. Er ſtürzt mit Helm und Schild bewaffnet auf ihn ein. Er ſpielt mit ihm, läßt ſich von ihm die Tatze geben, lehrt ihn tanzen, zieht ihm einen Dorn aus dem Fuß ꝛc. Auf einem antiken Moſaik fallen viele Eroten über einen Löwen her und feſſeln ihn mit Blumen (Herculanum und Pompeji, Hamb. 1841. N. 30. der Moſaiken).

Noch lieblicher ſind die antiken Bilder, die ihn in Verbindung mit der Löwin zeigen. Eros verlockt eine Löwin. Seinen Wagen ziehen zwei Löwinnen, die er gewaltſam bändigt. Eine Menge Eroten umgeben eine ruhende Löwin und zwingen ſie, aus einem Horne zu trinken. Dieſes letztere wunderſchöne Motiv benutzte Arkeſilaos zu einer Statue, wie uns Plinius meldet (hist. nat. XXX. 5). Sehr glücklich iſt der Gedanke des Theokrit (3te Idylle, 5), die Stärke des Eros aus der Milch herzuleiten, die er von einer Löwin geſogen:

> Jetzt erkenn' ich den Eros! Ein ſchrecklicher Gott! Ja, die Löwin
> Hat an der Bruſt ihn geſäugt und im Wald ihn erzogen die Mutter.

Beſonders ſinnig ſind die Bilder, auf denen Amor mit der Löwenhaut des Herkules erſcheint. Er hat ſie, während der Heros mit der Omphale liebkoſt, geraubt, kann aber ihre Laſt kaum fortſchleppen. Er iſt auf der Flucht und verſteckt ſich unter die Löwenhaut. Er ſchläft auf der Löwenhaut, wozu ein antikes Epigramm bemerkt: Herakles beſiegte

den Löwen, Eros beſiegte den Herakles, und der Schlaf beſiegte den Eros.

Eros und die Sphinx. Daß der Löwe mit dem Jungfrauenkopf oder die Sphinx nicht öfter mit dem Eros verbunden vorkommt, darf Wunder nehmen, da ihre Gruppirung ſehr ſinnige Beziehungen zuläßt. Ich finde nur in Taſſie's Katalog einige geſchnittene Steine erwähnt, auf denen Eros mit der Sphinx verbunden erſcheint, und die vielleicht nicht einmal alt ſind. Eros weiht Pſychen in die Geheimniſſe der Sphinx ein (N. 7168 und 7169). Eros nähert ſich Pſychen, die neben einer Sphinx eingeſchlafen iſt.

Eros und die Kentauren. Dieſe bedeuten die rohe derbe Kraft, die Eros bald liebt und begünſtigt, bald bezwingt und verhöhnt. Sehr originell iſt das bekannte antike Wandbild (aus den Titusbädern), auf welchem Kentauren Mädchen rauben und Eros ſelbſt als ein kleiner Kentaure (oben Amor, unten ein kleines Füllen) den großen hilft. Aber ein Mann packt ihn und ſchüttelt ihn derb. — Ein andermal hat Eros einen großen Kentaur niedergeworfen und ſchlägt ihn, der vergebens die Hände vors Geſicht hält, um ſich zu decken. Sehr bekannt iſt das ſchöne Bild des Eros, wie er auf einem Kentaur reitet, dem er die Hände auf den Rücken gebunden hat und den er zu wildem Galopp antreibt. Ebenſo reitet er auch eine Kentaurin.

Eros und das Pferd. Er reitet auf einem wilden Roß, das die Begierde bedeutet. Er hält ein Pferd zurück, zämt es ꝛc. Er fährt mit zwei wilden Roſſen. Viele Eroten halten ein Wettrennen zu Wagen, einer ſtürzt herab ꝛc.

Eros und der Stier. Der letztere als Sinnbild der rohen Naturkraft. Amor reitet auf einem Stier, packt einen Stier

bei den Hörnern. Viele Eroten um einen Stier. Stiergefecht der Eroten. Amor hütet eine Heerde.

Eros und der Hirſch. In der Leukippe des Achilles Tatius findet ſich folgendes anmuthige Bild (VIII. 12): Eine Jägerin zielt auf einen Hirſch, Eros zielt auf ſie und beide treffen in demſelben Augenblick.

Eros und die Gazellen oder Rehe. Mit ſolchen, als Sinnbildern der Schnelligkeit der Flucht, fährt Amor auf pompejaniſchen Bildern. Oder hat er ſie vielleicht der keuſchen Diana geraubt?

Eros und der Wolf. Der letztere in böſer Bedeutung. Auf einer antiken Darſtellung ſieht man den Wolf wie er, von Amors Pfeil getroffen, ſich grimmig gegen ihn wendet und Amor erſchrocken flieht. — Auch auf einem Bären reitend oder mit ihm ſpielend, kommt Eros vor.

Eros und die Vögel. Amor als Vogelſteller. Amor nimmt ein Neſt aus. Amor reitet auf einem Storch. Amor horcht an einem Ei.

Eros als Hirt, oder als Jäger kommt noch in mannichfacher Verbindung mit Thieren vor.

Als Symbol ſeiner Allmacht führt Eros auch ſehr häufig die Schlüſſel. Eros war bei den Alten der κλῄδουχος, der den Schlüſſel hat zum Himmel, zum Meer und zur Erde (nach der orphiſchen Hymne), vor allem aber die Schlüſſel zu den Herzen. Man bildet ihn ab emſig beſchäftigt, ein großes Schloß aufzuſchließen oder zuzuſchließen. Er ſelbſt trägt ein Schloß am Munde. Dahin gehört auch das Symbol der verſchwiegenen Liebe, Amor mit dem Finger auf dem Munde, Amor mit einem Dietrich an einer verſchloſſenen Burg (Phantaſie von Retſch).

Als Bundesgenoſſe des Eros erſcheint ungemein oft mit ihm der Weingott verbunden. Amor und Bacchus, Liebe und Wein im Bunde, im Wettſtreit oder im Kampfe ſind ein uraltes unerſchöpfliches Thema der Poeſie. Schon die Alten behandelten es auf ſehr mannichfache Weiſe in Bildern und Sculpturen. Der kleine Amor erſcheint als Bacchant mit Epheu bekränzt und mit dem Thyrſusſtabe oder auch mit dem Tambourin. Er iſt betrübt und weint und wird von Bacchus getröſtet. Er ſtreitet mit Bacchus. Bacchus gibt dem Amor zu trinken (Thorwaldſen). Ein alter bärtiger Bacchus küßt den kleinen Eros. Bacchus lehrt die Eroten das Trinken. Eine Menge Eroten begleiten den Feſtzug des Bacchus. Amor reitet auf dem Tiger des Bacchus, oder führt den Tiger. Amor neckt die trunkenen Bacchantinnen, den Silen und die Satyrn.

Amor verſteckt ſich unter Weinreben, lauſcht hinter Trauben hervor, ſtiehlt eine Traube, zerdrückt eine Traube, koſtet eine Traube, reicht ſie einem Satyr, einer Nymphe. Eroten halten Weinleſe, tragen Körbe voll Trauben, keltern u. ſ. w. Einer klettert auf einer Leiter eine Rebe hinauf. Eroten reichen einander die ſchwellenden Trauben zu, ein ſchönes Bild, das auch Raphael zu einer Arabeske benutzt hat. Ein auf einem Leoparden reitender Eros, mit Weinlaub und Trauben bekränzt, in der Villa Negroni, wurde von Winckelmann für eine der ſchönſten Statuen des Alterthums erklärt. Ein auf einem mit Weinlaub bekränzten Löwen reitender trunkener Eros kommt auch unter den pompejaniſchen Wandbildern vor (Herculanum und Pompeji, Hamb. 1841. N. 29).

Eros im Weine nach Anakreon:

> Neulich wollt' ich Kränze flechten,
> Und fand Amorn in den Roſen,

Google

Schnell erhaſcht' ich ihn beim Flügel,
Stieß ihn in den Wein, und trank ihn
Mit dem Weine raſch hinunter.
Jetzt erwecket er mir Armen
In dem Herzen mit den Flügeln
Einen Kitzel nach dem andern.

Und nach Oenomaus in der griechiſchen Anthologie (von Jacobs):

Cypriens Sohn im Becher? wozu? gnügt Wein zu der Herzen
Brande nicht ſchon? wer bringt Feuer zum Feuer hinzu?

Oft kommt Eros in Verbindung mit dem Horn oder Becher vor, als Mundſchenk widerſpänſtiger Thiere, der Löwin, des Adlers ꝛc., oder ſelbſt trinkend, oder ruhend auf dem Weinkrug (der Amphora) gleich einem Flußgott. In der Villa Albani in Rom ſieht man ein niedliches Basrelief. Eros ſteigt auf einer Leiter in einen hohen Becher.

Langbein läßt einmal den Bacchus über den Eros triumphiren. Das Gedicht iſt artig, wenn man an alte Weintrinker denkt, denen Eros Feind wird, den ſie aber, weil die Erfahrung hinter ihnen liegt, als beſiegten Feind betrachten:

Der kecke Feind trägt eine Augenbinde
Von Seide zart und fein.
Die nehmen wir und richten ſie geſchwinde
Zu unſrem Tiſchtuch ein.

Das Münzhaus prägt aus Amors goldnem Köcher
Uns Waffenſold genug;
Doch biet' uns erſt das Pfeilgefäß, als Becher,
Noch manchen ſüßen Zug.

Cupido's Pfeil, der, gleich dem Sonnenſtrahle,
Die weite Welt durchglitt,
Sey nun drauf ſtolz, wenn er bei unſerm Mahle
Korkziehersamt vertritt.

Schwankt wer von uns, wie Petrus auf den Wogen,
   Weinſelig auf und ab,
Der ſtütze ſich auf des Beſiegten Bogen,
   Als einen feſten Stab.

Die Flügelchen, die wir dem Vogel ſtutzen,
   Damit er nicht entflieht,
Sind trefflich auch als Fächer zu benutzen,
   Wenn uns der Wein durchglüht.

So waffenlos ſoll Amor, wenn wir trinken,
   Als Sklav am Tiſche ſtehn,
Und vor uns her mit ſeiner Fackel hinken,
   Wenn wir nach Hauſe gehn.

Beranger dichtet artig, Amor habe ihm ſeinen Weinkrug entwendet: über der Liebe vergißt man den Wein. Höchſt geſchmacklos iſt dagegen ein Kupferſtich aus der allegoriſchen Perückenzeit, auf welchem Amor Wein aus einem Faſſe in ſeinen Köcher zapft.

Hauptſächlich durch den Bacchus und deſſen Gefolge kommt Eros auch mit den Satyrn, Böcken und andern Repräſentanten der gröbſten Sinnlichkeit in Berührung, nach der gemeinen Erfahrung, daß der Menſch im Rauſch ſinnlicher und roher wird.

Eros und die Satyrn. Die Satyrn bedeuten die roheſte thieriſche Lüſternheit, aber Eros iſt zu edel, um ſich zum Dienſt derſelben brauchen zu laſſen. Obgleich er ſelbſt zuweilen von den Grazien zurechtgewieſen werden muß, iſt er doch den gemeinen Satyrn nicht günſtig, ſondern bekämpft ſie vielmehr und hält ſie zurück als Weſen, die des Genuſſes einer edlern Liebe nicht würdig ſind. So ſtellen ihn die Alten öfters im Kampfe mit Satyrn dar, die er niederwirft und feſſelt. Ein ungemein feiner ſittlicher Tact bewährt ſich darin, daß die Alten, wenn ſie denn doch einmal die Liebe in

die volle Gewalt der Sinnlichkeit hingeben wollen, lieber ein rein thieriſches Bild wählen, als das halbmenſchliche, und den Eros lieber auf einen Bock ſetzen, als ihn einem Satyr ſich befreunden laſſen.

Dagegen ſteht Eros zu dem gutmüthigen alten Silen in einem nur ironiſchen Verhältniß, er ſcherzt mit ihm, neckt ihn ꝛc. Eroten unterhalten den Silen mit Muſik. Eroten ziehen den Silen. Ebenſo ſind auch die feinern und menſchenähnlichern Faunen vor den bocksfüßigen Satyrn begünſtigt. Eros lehrt einen Faun die Flöte blaſen oder ahmt ſelbſt das Blaſen auf der Doppelflöte, die gewöhnliche Kunſt der Faunen, nach. Auf einer Gemme findet ſich das reizende Bild einer Fauna, die den kleinen Eros auf einem ihrer Füße tanzen läßt. Faune, die mit dem Eros ſcherzen, ihn auf den Knien oder Schultern tragen, ihm eine Weintraube vorhalten und ihn damit locken, oder auch einen Becher, eine volle Schale ꝛc., kommen bei den Alten außerordentlich häufig vor.

In dieſen fauniſchen Kreis gehört auch eine Gemme, auf welcher mehrere Eroten einen ſchlafenden Hermophrodyten umgeben. Einer wedelt ihm Luft zu, einer ſpielt auf der Lyra, ein dritter auf der Pansflöte.

Während Eros die Verzerrung der edlern Menſchlichkeit im Satyr haßt, iſt er der rein thieriſchen Sinnlichkeit nicht abgeneigt. Darum finden wir ihn bei den Alten einigemal in Verbindung mit dem Priap. Er bietet einer Priapusherme Früchte dar. Er bekränzt den Priap. Er reitet auf ihm (Glaspaſte, vergl. Winckelmann Donaueſchinger Ausgabe IX. 503). Zwei Eroten kämpfen vor einer Priapusherme. Fünf Eroten halten ein Wettrennen auf Priapen (Taſſie N. 5344). Eros ſteht gefeſſelt neben einem Priap, der ſelbſt in einem Halbmond ſteht, was Taſſie a very clear allegory

nennt (N. 5197). Ganz eigenthümlich iſt die erotiſche Verbindung des Phallus mit der Pſyche, wobei man gewiß nicht an etwas Frivoles, ſondern vielmehr an eine myſtiſche Deutung der Geburt denken muß. Ein Schmetterling ſitzt auf einem Phallus, der dem ſchiffenden Eros als Maſt dient (Taſſie N. 5308). Das ſcheint das Hineinſchiffen der Seele ins Leben oder die Geburt zu bedeuten, im Gegenſatz gegen die früher erwähnten Bilder, auf denen das Hinausſchiffen der Seele aus dem Leben hinüber nach Elyſium dargeſtellt iſt. Ein Priap mit vier Schmetterlingsflügeln (Taſſie N. 5314) ſcheint ebenfalls in den Kreis dieſer Geburtsſymbolik zu gehören.

Noch häufiger wird dem Eros der Bock zugeſellt. Der Bock war bei den Alten das Sinnbild der Fruchtbarkeit und der rohen thieriſchen Luſt. Sie ließen daher nicht nur die Venus zuweilen auf einem Bock reiten, ſondern ſtellten auch den Eros dar, wie er auf einem Bock, mit dem Pfeile zielend, wild dahergalopirt, oder mit zwei hochſpringenden Böcken fährt, oder einen Bock liebkost, oder gewaltſam zurückhält, oder ihm Futter vorhält. Auch ſieht man ihn eine Ziege liebkoſen, tragen, melken. Unter den pompejaniſchen Wandbildern kommt ein Wettrennen der Eroten auf Böcken vor. Zuweilen reitet Eros auch auf dem Seebock, oder treibt mit der Geißel den Seebock an, auf dem die Venus reitet.

In noch gröberem Sinne ſtellten die Alten den Eros dar, wie er mit zwei wilden ſchäumenden Ebern daherfährt (auf einem Basrelief im Vatican) oder wie er ein Schwein haſcht und zurückhält, oder ſich ruhig auf ein Schwein lehnt. Wenn bei Bion die Eroten den Eber, der den Liebling ihrer Mutter, den ſchönen Adonis tödtete, einfangen und binden, ſo ſind hier ohne Zweifel zwei Vorſtellungsweiſen mit einan-

der vermiſcht, die nämlich, welche im Schwein die roheſte Begierde ſieht, und die, welche es zum Symbol des Winters macht (durch deſſen Rauhigkeit Adonis, oder die ſchöne Jahreszeit, vernichtet wird).

Ziemlich in demſelben Sinn wurde er auch mit zwei wilden Eseln fahrend dargeſtellt, oder wie er einen Eſel hinterm Ohr kraut, ihn liebkoſt, neckt, auf ihm reitet ꝛc.

Amor bei den verſchiedenen Ständen. Amor ſelbſt erſcheint zuweilen mit den Attributen eines Standes, wodurch theils der Stand des Liebhabers in einem beſondern Falle, theils auch ein allgemeiner Charakter Amors bezeichnet werden ſoll. So kann z. B. Amor als Jäger einen beſtimmten Jäger und ſeine Liebe, oder aber ganz im allgemeinen die Liebe bedeuten, die ihren Gegenſtand zu erjagen ſucht. So bedeutet Amor als Schuſter auf dem bekannten antiken Bilde ſchwerlich einen Schuſter, ſondern bezieht ſich auf die Reize des weiblichen Fußes; aber wenn bei einem holländiſchen Volksfeſte die Schuſterinnung mit einem großen Stiefel auszieht, aus welchem ein Amor hervorguckt, ſo iſt damit ausdrücklich der Stand gemeint.

In jenem allgemeinen Sinne gedacht, iſt Eros als Jäger, Fiſcher, Vogelſteller, Ringer, Nachtwächter, Krämer, Spielmann, Gärtner ꝛc. Beſonders bemerkenswerth iſt:

Amor als Ackersmann. Er pflügt, indem er zwei Pſychen vorgeſpannt hat und dieſelben grauſam mit der Peitſche antreibt. Er ſäet und es wachſen Kinder hervor. Ein geiſtreiches Gedicht der griechiſchen Anthologie ſagt: Eros, der pflügende, forderte von Zeus „fülle die Furchen, die ich ziehe,

mit üppigem Getreide an, oder ich ſpanne dich ſelber vor als den Stier der Europa.“

Eros als Gärtner. Er pflanzt und begießt Blumen, er riecht an einer Blume. Er befreit eine Blume von den Dornen. Er inoculirt einen Baum. Er ſchüttelt einen Baum. Er ritzt in die Rinde eines Baumes einen geliebten Namen ein. Er ſchaukelt ſich auf Blumen. Er unterliegt unter der Laſt eines Füllhorns. Viele Eroten mit Blumen oder Früchten belaſtet.

Eros als Jäger. Er jagt nicht nur Thiere, ſondern auch Menſchen, ja die Götter ſelbſt. Am häufigſten kommt er vor als Schmetterlingsjäger (der Schmetterling iſt die Pſyche), als Verfolger der Haſen und Gänſe, wovon wir ſchon geſprochen.

In Beziehung zu den wirklichen Ständen erſcheint Amor zunächſt wie der Tod in Holbeins berühmtem Todtentanze, als der mächtige und muthwillige Geiſt, der mit allen ſpielt, alle neckt, alle ſich unterwirft, Götter und Menſchen und Thiere, keines Standes, keines Alters ſchont.

Amor bei Hofe. Die Liebe auf dem Thron, die Liebe erhebt zum Thron. Amor krönt die Prinzeſſin von Ferrara, ſchönes Bild von Lorenzo Coſta. Einer liebenswürdigen Fürſtin dienen die Amorn. Das iſt alles ſchön und natürlich. Doch wurde dieſer Hofdienſt der Eroten im allegoriſchen Zeitalter, zumal in Frankreich unter Ludwig XIV. mißbraucht. Amorn und Amoretten füllten alle Zimmer der vergötterten Maitreſſe wie Fliegen an, umſchwärmten alle Perücken und Friſuren, ſchmiegten ſich in alle Falten der Reifröcke und Schleppen und verloren alle Bedeutung durch ihre Menge und abgeſchmackte Anwendung.

Artig gedacht iſt Amor in Oppoſition mit dem Hofe, ironiſch gleichſam als Hofnarr, der die Etikette verhöhnt und die höchſten zu den niedrigſten Ständen herabzieht, oder als Thriumphator. Amor, der Kronen und Scepter, Wappen und Orden mit Füßen tritt. Amor mit der Freiheitsmütze auf dem Pfeil.

Eros und der Kriegerſtand. Eros ſelbſt iſt ein Sohn des Kriegsgottes. Sehr gut ſagt Ovid (amor. 9): jeder Liebende iſt ein Krieger, jede Liebe ein Feldzug, jedes Bewerben eine Belagerung, jede Schäferſcene eine kleine Schlacht. Mars iſt der Venus Liebling, denn als Held iſt der Mann am ſchönſten und gefällt den Frauen am meiſten. Darum hilft auch Amor keinem Liebhaber der Venus ſo eifrig, als dem Mars, neckt ihn aber auch zuweilen und wird eben ſo oft dafür beſtraft. Amor waffnet und entwaffnet. Amor mit der Fahne, mit der Trommel. Amor tröſtet einen Verwundeten ꝛc.

Eros und die Gelehrſamkeit. Amor komiſch als Pedant in einer großen Allongenperücke. Amor als Schulmeiſter. Aber auch wieder als Verächter der Wiſſenſchaften. Amor zerreißt ein Buch, ſteckt eine Bibliothek in Flammen ꝛc. Amor überwindet die ſcharfſinnigſten Dialektiker, macht die Klügſten dumm, iſt der größte unter allen Sophiſten, wie ſchon Achilles Tatius ſagt.

Mit der chriſtlichen Geiſtlichkeit ſcheint Amor gar keine Berührung zuzulaſſen. Doch wurde er ſchon im Mittelalter benutzt, um diejenigen zu necken, welche das Gelübde der Keuſchheit abgelegt hatten, ohne es halten zu können. So findet man in des Knaben Wunderhorn (II. 351) ein altes originelles Zwiegeſpräch zwiſchen Amor und einem Einſiedler. Später ſpielte Amor in den obſcönen Spottgedichten,

mit welchem die franzöſiſchen Atheiſten den alten Glauben der Kirche verfolgten, eine nicht unbedeutende Rolle, und führte ſeinen luſtigen und ſiegreichen Krieg mit den Klöſtern.

In rein ſatyriſcher Beziehung, einer wirklich kirchlichen Verderbniß gegenüber, kann man ſich dieſes Vorkommen Amors gefallen laſſen. Dagegen iſt jede ſentimentale Anwendung zu mißbilligen. In einem Gedicht von Thomas Moore glaubt eine fromme Nonne mit einem unſchuldigen kleinen Cherubim zu ſpielen; aber ſiehe, es iſt Amor. Der Gedanke frappirt, iſt aber nicht glücklich. Ein Engel im chriſtlichen Sinn und der Umgang einer Nonne mit ihm hat etwas zu Zartes und Heiliges, um in das triviale Gebiet hinabgezogen zu werden. Doch findet man Aehnliches ſogar auf katholiſchen Kirchenbildern aus der Jeſuitenzeit. Bernini malte die heilige Thereſia in höchſter Entzückung, die zwar nur eine geiſtige ſeyn ſoll, aber den ſinnlichſten Ausdruck hat, auf Wolken wie in einem Bette liegend und die Augen vor Wolluſt ſchließend, während ihr die ewige Liebe in Geſtalt eines Amors mit dem Pfeil das Herz durchbohrt. Auch ältere Maler gefielen ſich ſchon in der ſehr unpaſſenden Vergleichung des Chriſtuskindes mit dem Amor. Parmeggiano malte den Eros an der Bruſt der Venus, wie man ſonſt die Madonna mit dem Kinde ſieht, viel zu mütterlich für eine Venus. Murillo dagegen malte die heil. Roſalia, wie ſie das kleine Jeſuskindlein über einen Blumenſtrauß hält, als ob es ein Eros wäre.

Der bürgerliche Amor mit den Attributen der Innungen und Gewerbe kam im allegoriſchen Zeitalter hauptſächlich in Holland, England und in den wohlhabenderen deutſchen Reichsſtädten auf, bei öffentlichen Feſtzügen und auch bei Hochzeiten. Der wildeſte Humor machte, was an den Beziehungen trivial erſchienen, wieder gut. Amor mit der Klyſtirſpritze be-

deutete der verſchämten bürgerlichen Braut einen Doctor zum Bräutigam. Amor mit dem Bierglas bedeutete den Bierbrauer, mit dem Bretzel den Bäcker, Amor im Stiefel den Schuhmacher ꝛc. Bei Hoffmannswaldau und andern Dichtern der zweiten ſchleſiſchen Schule kommt Amor als Advocat, als Krämer, als Schatzgräber, als Bergmann, ſogar als Trödeljude vor; bei Michaelis trägt er den Gucktaſten herum ꝛc.

Bis zum Bauernſtande herab verſtieg ſich die gelehrte Allegorie nicht. Nur in den arkadiſchen Schäferſpielen bei Hofe, in denen man ein ideales Landleben ſich vorſpiegelte, fand Amor wie in den Hirtengedichten des Theokrit ſeine Stelle. Eigentlich fing die allegoriſche Didaktik ſchon im Mittelalter mit dem Gedicht vom Gott Amur an, welches nichts als eine langweilige ars amandi iſt. Die Schulpedanten des ſiebzehnten Jahrhunderts erſannen folgendes ſinnreich alberne Wortſpiel:

Amores.
Sex fuge, quinque tene, fac bis duo, trina sequentur.

Eros und der Reichthum. Eros iſt das Kind des Reichthums und der Armuth, beiden gleich nahe verwandt. Bald verachtet er den Reichthum und tritt Geldhaufen mit Füßen. Bald bringt er reiche Geſchenke dar, wühlt in Schätzen, bietet Schmuck an, ſchüttet den liebenden Mädchen Perlen in den Schooß, ſtreut verſchwenderiſch Gold aus, ſchläft auf Schätzen. Bald ſucht er Reichthum, tauſcht von Hermes deſſen Beutel gegen ſeinen Pfeil und Bogen aus, wie Leſſing ſchildert:

Mercur und Amor zogen
Auf Abenteuer durch das Land.
Einſt wünſcht ſich jener Pfeil und Bogen;

Und gibt für Amors Pfeil und Bogen
Ihm ſeinen vollen Beutel Pfand.

Mit ſo vertauſchten Waffen zogen,
Und ziehn noch beide durch das Land.
Wenn jener Wucher ſucht mit Pfeil und Bogen,
Entzündet dieſer Herzen durch das Pfand.

Eros erſcheint auch zuweilen als Bettler, kommt als Dieb in der Nacht, gräbt Schätze, ſitzt als Alchymiſt hinter dem Ofen ꝛc. Dahin mag man auch das artige Bild des Amor in der Bergmannskutte auf einer ſächſiſchen Münze nehmen. Bald unterliegt die Liebe dem Geiz. Amor liegt todt auf einem Goldhaufen.

Ein holländiſcher Witz ſtellt in das Zimmer einer Hetäre ein kleines Standbild Amors als Ducatenkacker.

Als Verächter des Stolzes tritt Eros einem Pfau auf den Schweif, zertritt er ein Wappen ꝛc. Auf einer antiken Lampe (Bellori lucernae vet. II. N. 44) kommt Amor vor, wie er einen Pfau und Haſen zugleich als Beute auf der Schulter trägt.

Sehr gut iſt ein Gedicht Langbeins vom Verhältniß der Liebe zum Reichthum:

Als Amor einſt ſeinen Geburtstag beging,
Beſchenkt' ihn ſein Mütterchen hold.
Sie gab, indem ſie ihn zärtlich umfing,
Ihm Bogen und Köcher von Gold.
Er waffnete ſich auf der Stelle damit,
Und hüpfte davon mit geflügeltem Schritt.

Und vor dem Palaſte der Mutter ſtand
Ein altes abſchreckendes Weib.
Der Klaue des Habichts glich ihre Hand,
Und einem Gerippe der Leib.
Ihr Blick ſchoß herum, wie ein fliegender Speer,
Und heftete gierig auf Amors Gewehr.

„Ei, ei!“ rief ſie hell, wie ein ſchmetternder Hahn:
„Hat dieß der Geburtstag beſchert?
Potz tauſend! Mamachen griff wacker ſich an;
Die goldene Rüſtung hat Werth!
Ihr Herrſchaften ſitzet dem Reichthum im Schooß,
Doch ich, liebes Männchen, bin auch nicht ganz bloß.

Betrachte zum Beiſpiel dieß Ringelchen hier,
Mit flammenden Herzen darauf!
Du findeſt mir nirgend, ich ſtehe dafür,
Ein ſchöneres Kleinod zu Kauf.
Welch Prachtſtück für einen empfindſamen Herrn!
Gefällt dir's, du Loſer, und hätteſt du's gern?

Es wär' für dein Liebchen ein feines Geſchenk;
Was würde das Mädchen ſich freun!
Nun höre, mich wurmt ein gehabtes Gezänk,
Drum ſoll mich ein Spielchen zerſtreun.
Ich ſetze das Ringlein und du einen Pfeil;
Gelingt dir ein Glückswurf, ſo wird dir's zu Theil.“

Sie kramte drei Würfel, gebildet zum Trug,
Aus ihrem Kober heraus,
Und Amor, verliebt in das Ringelchen, ſchlug
Den lockenden Antrag nicht aus.
Der thörichte Knabe! Sein Kinderverſtand
War nicht mit den Kniffen der Hexe bekannt.

Sie lenkte die Würfel zum falſchen Gewinn
Am Faden der Schwarzkünſtelei,
Warf immer den Hauptpaſch der Sechſen ſich hin,
Und Amorn fiel Eins oder Zwei.
Ein Pfeilchen ums andere liefert' er aus,
Und alle verließen ihr glänzendes Haus.

Er weinte vor Aerger, er lachte vor Wuth,
Die Gaunerin tröſtete viel,
Und raſch ſetzt er nun mit Verzweiflungsmuth
Auch Köcher und Bogen aufs Spiel.
Sie gingen den Weg ſeiner Pfeile geſchwind,
Und ſchluchzend entlief das betrogene Kind.

Google

Die Habſucht verlachte den Jammernden kalt,
Und packte den Spielgewinn ein.
Sie wandelt ſeitdem oft in Amors Geſtalt,
Und rühmet ſich, Amor zu ſeyn.
Kein Wunder, daß dieſe Verlarvung ihr glückt,
Da ſie mit der Rüſtung des Gottes ſich ſchmückt!

Wie mit allen Ständen, ſo ſpielt Eros auch mit allen Charakteren und berückt jeden, bringt jeden aus der Faſſung. Dieß iſt ſchon durch ſeinen Sieg über die verſchiedenen Götter wie über die Thiere bezeichnet. Hier noch einige Nachträge.

Amors Schelmereien. Amor in der Geſtalt des kleinen Askanius ſchleicht ſich ins Herz der Dido, reizendes Bild bei Virgil. — Amor überraſcht eine Amazone und trifft ſie mit ſeinem Pfeile. — Amor mit der Geißel. Ein Eros ſchreckt den andern mit einer fürchterlichen Maske. Einer ſchreckt den andern, indem er ihm durch ein großes Muſchelhorn ins Ohr bläst. Amor pflügt mit einem ungleichen, mit einem traurigen, mit einem zornigen Liebespaar. (Lauter artige antike Bilder auf geſchnittenen Steinen.) Amor als Dieb ſteigt über einen Zaun. Amor entführt der ſchönen Neobule Spindel und Gewebe (Horaz Oden III. 12). Amor ſchneidet einer Spinnerin den Faden ab. (Auf einem Basrelief von Thorwaldſen ſpinnt Amor ſelbſt als Parze den Lebensfaden.) Amor überraſcht eine Nymphe und hält ihr von hinten die Augen zu. Amor verſteckt ſich hinter eine Schürze. Amor flüſtert einer ſchlummernden Nymphe einen ſüßen Traum ins Ohr. Amor liest in einem Buche laut lachend. Amor verſteckt ſich in einen Fuchspelz. Amor löſcht ein Licht aus.

Eros wird für einen Vogel gehalten und gejagt. Da ruft Bion dem Jäger warnend zu, inne zu halten. (Nach der Voſſiſchen Ueberſetzung):

Kunſtreich übte den Fang ein vogelſtellender Knabe
Im vielſtämmigen Hain, und ſah den entflohenen Eros,
Der auf dem Burbaumaſt ausruhete. Wie er ihn wahrnahm;
Herzlich erfreut (denn traun ein gewaltiger Vogel erſchien er),
Fügt er ſie all' aneinander, die klebenden Rohre des Fanges,
Lauerte dann auf den dort und dorthin flatternden Eros.
Aber der Knab', unwillig, dieweil kein Ende zu ſehn war,
Schwankte die Rohre hinweg, und lief zu dem altenden Pflüger,
Welcher den künſtlichen Fang ihn lehrete. Dießmal erzählt' er
Alles und zeigt' ihm Eros den Flatterer. Aber der Alte
Schüttelte lächelnd das Haupt, und gab dem Knaben die Antwort:
Laß die gefährliche Jagd, und komm nicht nahe dem Vogel!
Hebe dich fern! Schlimm meint es das Unthier! Preiſe dich glücklich,
Während du nimmer ihn fängſt! doch ſobald du zum Manne gereift biſt,
Dann wird er, der jetzo mit flüchtigem Schwunge zurückfährt,
Plötzlich von ſelbſt annahn, und dir auf die Scheitel ſich ſetzen.

Ovid überhäuft den Eros (amor. II. 9.) mit Vorwürfen, warum er gerade ſeine treueſten Freunde und Diener mißhandle und die beſten Krieger in ſeinem eigenen Lager verwunde?

Wie übel uns Eros aber auch begegnet, dennoch können wir nicht von ihm laſſen. Nach der griechiſchen Anthologie von Herder:

Man verkauf' ihn! Und ob er ſo ſüß im Schooße der Mutter
Wie ein unſchuldiges Kind ſchlummre; verkaufet ihn doch.
Denn er iſt ungezogen, ein loſer Bube, geſchwätzig,
Wild und böſe, der ja ſelber die Mutter nicht ſchont.
Leichtgeflügelt und keck; er kratzt mit den Nägeln; er weinet
Kläglich und wenn er dir weint, lacht er im Herzen dich aus.
Kurz, ein Ungeheuer. Verkauft ihn. Wo nur ein Schiffer
Sein begehret, er nehm' immer den Böſewicht hin.

Aber ſehet, er weint! er fleht! — Sey ruhig, o Lieber,
Glaub's, ich laſſe dich nicht! Dich und Zenophila nie.

Noch einige Spiele des Eros. Amor ſchaukelt eine Nymphe. Amor ſpielt mit einem Papagai. Amor ſpielt mit einem kleinen Mädchen und unwiſſend gewinnt ſie ihm das Glück ihrer Zukunft ab. Amor würfelt mit dem Ganymed (nach Apollonius Rhodius). Amor macht Seifenblaſen. Amor auf Stelzen (von Albrecht Dürer). Eroten ſpielen mit dem Reifen, Eroten ſpielen Verſtecken (auf einem pompejaniſchen Wandbild, bei Neuern ſpielen ſie auch Blindekuh). Eroten ringen mit einander. Eroten tragen mühſam ein ſchweres Füllhorn.

Eros wird auch zuweilen als ein Wanderer dargeſtellt, als luſtiger Abenteurer, der überall verliebte Intriguen angezettelt. Einer der viel geliebt hat, könnte ſich jede ſeiner Liaiſons unter einem eigenen Eros mit beſondern Attributen vorſtellen. Aber über Manchen würden ſie rächend wie ein Bienenſchwarm herfallen.

Die neuen Dichter haben den Eros in dieſer Beziehung immer viel mit Herzen ſpielen laſſen, — ein Symbol, das dem claſſiſchen Alterthume nicht ſehr geläufig war, obwohl es bei Dichtern vorkommt (nie bei bildenden Künſtlern). Anakreon macht in einem reizenden Bilde ſein Herz zu einem Neſt der Eroten. Alles wimmelt darin von den kleinen geflügelten Weſen; einer iſt noch im Ei, einer ſchlüpft eben aus, andere fliegen ſchon ꝛc. Guarini frug geiſtvoll: iſt Amors Neſt in den Augen meiner Geliebten oder in meinem Herzen?

Don' hai tu nido Amore
Nel viso di Madonna, o nel mio core?

Amor will ein Herz halten, aber da es ſelbſt geflügelt iſt, fliegt es ihm davon. Amor martert ein Herz, wägt

zwei Herzen auf einer Wage. Der Dichter des Romans von der Roſe ſagt: Amor habe ihm eine Menge Pfeile ins Herz geſchoſſen und jeder bedeute eine Tugend ſeiner Geliebten. Ziemlich trivial ſind die modernen Vorſtellungen: Amor ſchießt nach einem Herzen, wie nach einer Scheibe, brät ein Herz am Spieß, ſchlägt Feuer an einem Herzen, fiſcht ein ganzes Netz voll Herzen, kocht Herzen in einem Keſſel ꝛc.

Wir müſſen nun auch von den Leiden des Eros reden. Sie ſind von doppelter Art: entweder bedeuten ſie die Schmerzen der Liebe überhaupt, oder wird er für die Schmerzen, die er muthwillig erregt hat, beſtraft. Hier einige der beliebteſten Bilder.

Eros ſchläft und wird entwaffnet. Er wird, ſich ſträubend, fortgeſchleppt. Er wird gebunden. Er wird bei den Flügeln gehalten. Die Flügel werden ihm zuſammengebunden, beſchnitten oder ausgerupft. Er ſitzt gefangen hinter einem Gitter. Er bricht aus dem Käfig.

Anakreon ſingt: Eros lag gefeſſelt bei der Schönheit. Er ſollte befreit werden, aber er wollte nicht.

Der engliſche Dichter Coleridge läßt den armen Amor von den nordiſchen Elfen und Gnomen durch Wildniſſe und Dornen jagen und zuletzt auf den Rücken eines Igels treiben.

Amor gähnt aus Langweile. Amor ſchämt ſich. Amor friert. Amor weint, ſchreit, iſt verwundet, fällt zu Boden, bekommt die Ruthe. Amor ſchwer ziehend im Pfluge (nach Moſchus). Amor erliegt unter einer Steinlaſt. Amor als Sklave, gefeſſelt, mit der Hacke arbeitend.

Moderne Sentimentalität hat den heitern Charakter des Amor oft verfälſcht und ins Weinerliche gezogen. Dieß iſt immer ein Fehler. Amor weint nur, wenn er geſtraft wird. Wenn er andere weinen macht, ſo freut er ſich darüber. Nie aber weint er Thränen der Rührung. Deßhalb war es ge-

wiß nicht im Geiſt des claſſiſchen Alterthums gedacht und empfunden, wenn William Motherwell — um hier nur eines jener ſentimentalen Beiſpiele anzuführen — den Amor als ein ſo überzartes Weſen beſchreibt, daß ſelbſt Blumenthau noch eine zu materielle Koſt für ihn iſt, und daß er ſich einzig von Wehmuthsthränen nährt. Dieſes Gedicht lautet nach der Ueberſetzung von Heintze:

Sag mir, ſchöne Maid, vor allen,
Was ſoll Amors Nahrung ſeyn?
Morgenthau, der friſch gefallen
Auf die Blätter grün und rein?
Oder Roſen wie Korallen
Und getränkt mit Honigwein?
O nein, o nein!
Laß Roſen ſeyn
Und Thauſtern' an dem grünen Blatt:
Andres macht
Als du gedacht,
Den zarten, ſüßen Säugling ſatt.

Gib ihm Seufzer, welche beben
In dem Mund, der ſchweigt, doch ſprüht;
Laute, die der Bruſt entſchweben,
Daß die Wange loh erglüht;
Magſt ihm auch Erröthen geben
Und den Blick, der ſucht, doch flieht.
So Zartes ſpeist
Der kleine Geiſt,
Solche Koſt iſt gut und leicht;
Und mit der Thrän'
Von ſüßen Wehn
Wird das holde Kind geſäugt.

Wir wollen uns der Mühe überheben, noch mehr ſolche Weinerlichkeiten etwa auch aus deutſchen Dichtern beizubringen. Sie ſind überall verfehlt und nicht einmal auf den

indiſchen Kama anzuwenden, obgleich dieſer um ein gutes Theil weichherziger iſt, als der claſſiſche Eros.

Der gefährlichſte Feind des Eros iſt die Zeit. Doch beſiegt ſie ihn nur langſam; anfangs iſt er ihrer Herr, oder ſie iſt für ihn gar nicht einmal da. Ueber der Liebe vergißt man die Zeit. Man ſieht Amor auf einer Schnecke reiten, d. h. er nimmt ſich Zeit, er bleibt treu, auch wenn er lange warten muß. Oder er fährt mit zwei Greifen, die das Ausdauern und Feſthalten bedeuten. Auf einer Gemme ſieht man ihn fahren, indem er einen Vogel und eine Schnecke zugleich vorgeſpannt hat (Eile mit Weile).

Die Neuern haben ihn öfter mit dem Chronos, dem Gott der Zeit in Verbindung gebracht. Amor ſtiehlt dem Chronos die Sanduhr, oder die Senſe. Chronos ſtutzt dem Amor die Flügel (berühmtes Bild von Van Dyck), entwaffnet ihn ꝛc. Sehr ſchön ſagt Th. Moore in ſeinem Gedicht: „Amor und die Zeit“ überſetzt von Oelkers:

Man ſagt — ob's unwahr oder wahr,
Laßt, die geſchaut es, ſagen —
Daß Zeit und Amor nur ein Paar
Von Schwingen hat zu tragen.
Bei erſter ſüßer Lieb' alsdann
Iſt's unnütz oft dem Knaben,
Drum, tändelt er bei Liebchen, kann
Der Graubart ſtets es haben.
Zeit hat ihr Spiel dann gern;
Wie ſchnell flieht ſie und fern!

Kurz iſt die Friſt nur, kurz wie hell,
Die Schwingen ihr zu borgen;
Wenn Zeit war heute flüchtig, ſchnell,
So iſt es Amor morgen.
Amor und Zeit! nur Wechſel dann
Iſt trüb und hart vor allen,

Wenn die zu hinken nun begann
  Und jener muß entwallen.
    Wohl flieht dann Amor gern,
    Wie ſchnell flieht er, und fern!

Doch iſt 'ne Maid — ich bin ihr Sklav,
  Und mag mit Luſt ihr dienen —
Die wohl weit beſſ're Theilung traf,
  Die Holde, zwiſchen ihnen.
Wie gut ſie ihre Flüge lenkt!
  So mild ſtimmt ſie ſie immer,
Daß Amor nie an Schwingen denkt,
  Und Zeit ſie ablegt nimmer.
    Zeit hält da Feſt; wie gern
    Wie ſchnell flieht ſie und fern.

Den Flügeltauſch zwiſchen Eros und Chronos beſingt auch Langbein mit Glück:

  Der Gott der Zeit ward grau und alt
Und ihm das Reiſen ſchwer,
Doch drängte Jupiters Gewalt
Ihn über Land und Meer.
Er mußte fort,
Von Ort zu Ort;
Kein Seufzer, keine Klage
Erwarb ihm Ruhetage.

  Matt ſchlich, den Stab in ſeiner Hand,
Der ſilberbärt'ge Greis
Durchs Afrika's erglühten Sand
Und über Grönlands Eis;
Und überall,
Der Welt zur Qual
Durchzog des Erdballs Theile
Mit ihm die Langeweile.

  Gleichgültig ſah der Götter Schaar
Des Alten Müh' und Pein;

Nur Amors zarte Seele war
Nicht fühllos wie ein Stein.
Weg aus dem Saal
Des Himmels ſtahl
Das gute Kind ſich leiſe,
Und flog hinab zum Greiſe.

Er fand ihn bald auf rauher Bahn,
Und ſprach mit holdem Gruß:
„Saturn nimm meine Flügel an,
Du biſt nicht wohl zu Fuß!“
Und ſchnell beſchwingt
Durchflog, verjüngt
Und raſch wie Phöbus Pferde,
Saturn das Rund der Erde.

Wenn er ſo reiſet, dünkt ein Jahr
Uns nur ein Augenblick;
Doch fordert oft ſein Flügelpaar
Der Liebesgott zurück.
Dann fällt der Greis
Ins alte Gleis,
Und, was Minuten waren
Verlängert ſich zu Jahren.

Bei den Neuern wird aus demſelben Grunde Amor oft mit Uhren in Verbindung gebracht. Ein beliebtes Möbel iſt die Zimmeruhr, die von zwei Eroten getragen wird, in der That ein lieblicher Gedanke. Man gibt dem Amor auch in jede Hand eine Sanduhr, um anzudeuten, wie den Liebenden die Zeit hier langſam, dort ſchnell verläuft. Hieher gehört: „Amor und die Sonnenuhr,“ ein artiges Gedicht von Thomas Moore (überſetzt von Oelkers):

Eine Sonnuhr fand Amor in ſchattiger Nacht,
Wo nie wallten Menſchen, kein Sonnenſtrahl lacht;
„Was liegſt du im Dunkel?“ ſo fragt Amor ſie,

„Statt daß fröhlich die Zeit dir im Sonnenſchein flieh?“
„Mich ſah,“ ſprach die Sonnuhr, „nie ſonniger Schein,
Mir muß Mittag, wie Nacht, Amor, einerlei ſeyn.“

Die Sonnuhr zog Amor vom Schatten ſofort,
Und ſtellt ſie auf einen warmſonnigen Ort.
Da ruht ſie von Amor betrachtet, nun froh,
Während ſonnenbemerkt Stund um Stund ihr entfloh!
„Wie kann,“ ſprach die Sonnuhr, „ein Mägdlein, gemacht
Zum fröhlichen Glanz, nur auch ruhen in Nacht?“

Doch Nacht kam heran nun und Sonnenſchein ſchwand,
Bis ferner bei ihr auch nicht Amor mehr ſtand,
Vergeſſen und kalt, während rings um ſie dar
Stürmt Regen und Wind, nimmt ſie traurig nun wahr,
Daß ein Paar lichter Stunden nur Amor gebracht,
Und den Reſt überlaſſen dem Regen, der Nacht!

Wie glücklich Eros auch die Zeit lange hinwegſcherzt, endlich beſiegt ſie ihn dennoch, indem das Alter naht. Zwar auch mit dem Alter treibt er noch oft ſeinen Scherz, aber es ſind die letzten Ergüſſe ſeiner Laune. Das Verhältniß des Eros zu den Lebensſtufen iſt am ſchönſten und geiſtvollſten aufgefaßt in dem berühmten Sinnbild der in einem Korbe zu Markt gebrachten Eroten, das ſchon bei den Alten ein Gegenſtand der Malerei (in Pompeji) und der Dichtkunſt (in der griechiſchen Anthologie) war und das unlängſt Thorwaldſen in einem Basrelief noch umfaſſender wiedergegeben hat. Ein Korb voll Eroten zum Verkauf. Ein kleines Mädchen drückt den einen, der zu ihr ſtrebt, in den Korb zurück. Zwei junge Weiber ſchmeicheln dem Eros, den ſie gekauft haben. Ein anderer ſitzt einem ernſten Mann triumphirend auf der Schulter. Endlich haſcht ein Greis nach einem Eros, der ihm aber ſpottend entfliegt. Auf einem

andern Bilde von Thorwaldſen ſpinnt Amor den Lebensfaden gleichſam mit den Spolien der Parzen. Da die Heuſchrecke bei den Alten ein Sinnbild des Greiſenalters war, mag eine Gemme bei Lippert (N. 51), die uns einen von einer Heuſchrecke niedergeworfenen Eros zeigt, in dieſem Sinne gedeutet werden.

Daß übrigens kein Alter den Eros ausſchließt, hat ein Lied des engliſchen Dichters Campbell am artigſten durchgeführt: Eros wird im Frühling unter Roſen geboren, aber er kann nie wieder die Erde verlaſſen, denn der Sommer reizt ihn durch ſüße Früchte, der Herbſt durch das Vergnügen der Jagd, und der Winter ſchmeichelt ihm faſt mehr als alle andern, indem er ihn wärmt und pflegt und liebkost. Eros ſelbſt liebt zwar das Alter nicht, ſucht es aber auch zuweilen auf, um es zu necken. Liebliches Gedicht Anakreons vom Eros, der im Regen zu ihm kommt, ſich bei ihm zu wärmen, ihn aber boshaft mit dem Pfeil verwundet.

Dagegen iſt das Alter, das abſichtlich noch mit dem Amor kokettirt, höchſt lächerlich. So die Königin Eliſabeth von England, die ſchon fünfzigjährig bei einem Einzug in die Stadt London ſich noch wohlgefällig von einem verkleideten kleinen Amor begrüßen ließ, der ihr einen goldenen Pfeil überreichte (Flögel Geſchichte des Groteskkomiſchen S. 215).

Hat der Tod endlich den Gegenſtand der Liebe geraubt, ſo bleibt dem Eros noch die Klage. Die Liebe trauert um den todten Geliebten. Kahlgeſchorene Eroten weinen mit der Venus um ihren Adonis. Amoren weinen um die ſchöne Cleopatra, die todt daliegt mit der Schlange. (Antiker Stein bei Stoſch.) Amor ſchreibt eine Grabſchrift, pflanzt Blumen auf ein Grab, errichtet Trophäen. Amor im Trauerflor,

Sehr geiſtvoll iſt der Gedanke, daß Eros und der Tod ihre Pfeile wechſeln. (Altſpaniſche Romanze bei Depping S. 402.)

Die Liebe iſt aber zuletzt dennoch ſtärker als der Tod. Amor mit den Spolien des Pluto. Amor führt den Cerberus gefeſſelt aus der Unterwelt herauf (Basrelief von Thorwaldſen). Amor ſteigt lachend aus einem Sarge, der ſich mit Blumen anfüllt. Amor lacht einen Todtenkopf an. Auf einem ſatyriſchen Bilde führt Amor ſchalkhaft eine in Trauer gekleidete Wittwe.

Auf antiken Sarkophagen iſt zuweilen Amors Auferſtehung und Apotheoſe dargeſtellt. Er erwacht, wird von acht ſeiner Geſpielen empfangen und taumelt noch in ſüßem Erſtaunen. Ein andermal fährt er über das Meer zu den ſeligen Inſeln (auf in Rom befindlichen Sarkophagen).

Der poetiſche Contraſt zwiſchen dem lichten, freundlichen Eros und den finſtern Schrecken der Unterwelt iſt am glücklichſten aufgefaßt worden von dem ſpäten römiſchen Dichter Auſonius, der an der Moſel lebte. Sein „gekreuzigter Amor" lautet in einer, in Nebendingen ein wenig abgekürzten Ueberſetzung:

Dort im Nebelgefild, das Maro's Muſe beſungen,
Wo ein Myrthenhain wahnſinnige Liebe beſchattet,
Feierten Heroiden die Orgien, jede noch an ſich
Tragend des Todes Maal, der ſie vom Leben geſchieden,
Schweifend tief im Gebüſch, in ungewiſſer Beleuchtung,
Unter haarigem Schilf und ſchlummerſchwangerem Mohne,
An nie wallender See, an niemals murmelnden Bächen,
Deren Ufer entlang, hinwelkend in ewiger Dämmrung
Blumen weinen, die Könige einſt und Jünglinge wären,
Der für ſich ſelbſt erglüht, Narciſſus und Hyacinthus,
Crocus in goldenem Haar, geſchmückt mit Purpur Adonis

Und vom Dichter beſeufzt der Salaminier Aeas.
Was ſie in Thränen, von unglücklicher Liebe geängſtet,
Leiden hier, die den Schmerz ſelbſt nicht im Tode vergeſſen,
Weckt die Erinnerung auch, die verlorene, den Heroiden.
Semele zagt um das Kind des Blitzes, die grauſam getäuſchte
Mutter, ſuchet es noch in den Trümmern der brennenden Wiege,
Dämpfet das Feuer noch des nur eingebildeten Blitzes.
Cänis, welche ſich einſt erfreut der männlichen Bildung,
Schwärmt der entſchwundenen Form noch nach in ſehnender Trauer.
Prokris trocknet die Wunde und küſſet noch ihres Mörders
Cephalus blutige Hand. Noch trägt die rauchende Lampe,
Niedergeſtürzt vom Thurm, das zärtliche Mädchen von Seſtos.
Dort verſchmäht Harmoniens Schmuck gramvoll Eriphyle,
Sucht Paſiphae noch die Spur des blendenden Stieres,
Hält Ariadne noch den ringsumwundenen Knäuel,
Starrt den verſchmähten Brief noch an die verzweifelnde Phädra ꝛc.
Ach und jene ſogar, die einſt durch latmiſche Felſen
Schlich, um Endymions Schlaf in ſtiller Nacht zu belauſchen,
Luna ſelber irrt noch umher mit Fackel und Halbmond.
Hundert andre, wie ſie, von alter Liebe gemartert
Künden ihr tiefes Weh in ſüß und traurigen Klagen.
Da mit rauſchendem Flug die Schatten der Unterwelt theilend
Stürzt' mitten unter ſie der unvorſichtige Amor.
Alle erkannten ihn und erinnerten plötzlich ſich alle
Ihres Verderbers, obgleich die feuchten Nebel die Fackel
Ihm verdunkelten und den Bogen und goldenen Köcher.
Sie erkennen ihn, ha! den einzigen Feind und erſticken
Seinen zagenden Flug im Gewölk der drängenden Schatten
Und umſtehn ihn im Kreis, den Zitternden, der nicht entfliehn kann.
Racheglühend erſehn ſie ſich aus die ſchreckliche Myrthe,
Voll des göttlichen Fluches, von der Proſerpina vormals
Weil er die Venus ihr vorzog, den Adonis gekreuzigt.
Hier auch hängen ſie auf am hohen Stamme den Amor,

Binden ihm hinterwärts die Hände, umſtricken die Füße
Dem Lautjammernden und kein Mitleid lindert die Pein ihm.
Alle verwünſchen ihn, vorzeigend die Maale des Todes,
Den ſie geduldet um ihn, und in der Wolluſt der Rache
Sucht ihm jede zu thun das, was ſie ſelber gelitten.
Die hebt den Strick empor, des Dolches Luſtbild die andre,
Die will vom Fels herab, der nicht vorhanden, ihn ſtürzen,
Jene hinunter ins Meer, das ſich vorbildet ihr Wahnſinn,
Jene wähnet in Wuth nach ihm die Fackel zu ſchleudern.
Ach und dennoch erſchreckt es das Kind, das zittert und wehklagt.
Myrrha ſelber beſchwört die Raſenden, nicht zu zerreißen
Ihren grünenden Leib und thaut auf den weinenden Knaben
Eigene Thränen herab, des Stamms hellſchimmernden Bernſtein,
Andere wollen ihn nur ein wenig necken und prüfen,
Ob ſein Blut, von dem Dorne geritzt, in Roſen ſich wandelt.
Seine Mutter ſogar, die wie er ſelber gefrevelt,
Drängt ſich herzu und klaget ihn an und wirft ihren eigenen
Schimpf ihm vor, daß er ſie und den Mars nicht beſſer gehütet
Vor dem Netze Vulkans, und Schläge fügt ſie den Worten
Bei und züchtiget ihn mit dem Dorn, daß rings ſeinem Blute
Eine Fülle von Roſen entblüht. Da erbarmen ſich endlich
Selber die Heroinen, verzeihn dem Knaben und geben
Nur dem Fatum die Schuld des Jammers, den ſie erduldet,
Und auch Venus verzeiht und dankt noch lächelnd den Andern.

Ehe wir den antiken Eros verlaſſen, nur noch einige wenige Worte über die vornehmſten Kunſtwerke, die ihn darſtellen.

Im Alterthume war (nach Pauſanias) eine Statue des Eros in Geſellſchaft des Himeros und Pothos, welche der große Bildhauer Skopas für die Stadt Megara verfertigt

hatte, vorzüglich berühmt. Ferner ein Eros, der den Herakles beugt, von Lyſippos. Ein den Blitz ſchwingender Eros in der Curia der Octavia, der aus Griechenland nach Rom gebracht worden war und den man bald dem Skopas bald dem Praxiteles zuſchrieb. Von des unſterblichen Praxiteles' Meiſterhand ſelbſt waren drei Eroten als die größten Kunſtwerke des Alterthums berühmt, der pariſche, der theſpiſche und der meſſeniſche. Vergl. O. Müllers Archäologie S. 109. Der theſpiſche war nach des Künſtlers eigenem Urtheil der ſchönſte. Praxiteles hatte einſt der ſchönen Phryne, jener weltberühmten Hetäre, die ganz Griechenland bezauberte, eine ſeiner Arbeiten verſprochen. Sie wollte wiſſen, welche die beſte ſey, um ſie dann von ihm zu verlangen und bediente ſich dazu einer Liſt. Sie ſchreckte nämlich den Künſtler, indem ſie zu ihm hereinſtürzte und ſagte, es brenne. Da ſuchte er unter allen ſeinen Kunſtſchätzen zuerſt den theſpiſchen Eros zu retten und verrieth ſo, was ſie wiſſen wollte.

Von dieſem Eros des Praxiteles ſagt die griechiſche Anthologie:

Als Praxiteles einſt auch unter die Liebe das Haupt bog,
Schuf er der Siegerin hier ſeiner Empfindungen Bild,
Dieſen Amor. Er nahm aus ſeinem Herzen die Züge
Und gab Phrynen ihn hin, gab ihr zum Lohne den Gott.
Dafür lohnte ſie ihn mit neuer Flamme. Die Liebe
Kennt nur Liebe zum Lohn; Liebe zum Gegengeſchenk.

Bei Philoſtratus (Standbilder 4 und 11) findet man äußerſt ſchwülſtige Schilderungen der Eroten von Praxiteles Auch unter Leſſings Gedichten finden ſich mehrere ziemlich froſtige Epigramme auf eine reizende Statue des Amor. Z. B. Er iſt nicht wirklich von Marmor, ſondern nur erſtarrt in der Bewunderung deiner Schönheit, o Mädchen — oder er

iſt wirklich nur von Stein und todt, aber das Leben, das ihm fehlt, kann dein Blick ihm geben.

Die ſchönſten noch erhaltenen Statuen des Amors ſind die lieblichen Gruppen Amors und der Pſyche, die ſich küſſen, zweimal vorhanden auf dem römiſchen Capitole und in Florenz. Ihnen reiht ſich nicht unwürdig der ſchöne ſinnende träumeriſche Amor eines neuern Bildhauers, unſers Dannecker, an. Das reichſte und ſchönſte aus der neuern Zeit ſind aber die berühmten erotiſchen Basreliefs von Thorwaldſen.

Unter den Malereien ſtehen obenan die lieblichen Fresken Raphaels in der Farneſina. Berühmt iſt auch der feurig blickende Eros von Mengs, der den Pfeil befühlt.

Geiſtreich war der Gedanke, das Diadem einer liebenswürdigen Königin aus lauter Eroten in Brillanten zuſammenzuſetzen, die nobelſte Arabeske, die ſich denken läßt.

Der antike Eros, den wir adoptirt, und deſſen Poeſie noch immer unter uns fortblüht, hat einen ältern Bruder in Indien, der ihm zwar in mancher Beziehung ſehr ähnlich iſt, ihm aber doch an plaſtiſcher Klarheit und Einfachheit nicht gleich kommt. Der indiſche Liebesgott Kama oder Kamadewa enthält ſchon in ſeinem Namen die Wurzel, die ſich nicht nur im hebräiſchen כָּמַה, ſchmachten, ſich ſehnen, buchſtäblich wiederholt, ſondern die wir auch in den lateiniſchen Worten Amor und amare, im griechiſchen γάμος Hochzeit, γαμέω heirathen, und wenn man will auch noch im deutſchen Worte Scham wiedererkennen. Da der indiſche Kama ſehr viel mit Blumen zu thun hat, erklärt ſich hieraus vielleicht auch das arabiſche Wort Kamaïl, der Blumenkelch, und

das lateiniſche Wort gemma, die Knoſpe, und wenn wir ſo oft Eroten auf antiken Gemmen oder Cameen finden, ſo ſollte man vermuthen, dieſe erotiſchen Gemmen ſeyen urſprünglich Amulete für Liebende geweſen.

Der indiſche Kama hat ſehr viele Namen, die ſein Weſen näher bezeichnen und den Beweis liefern, daß er dem griechiſchen Eros ſehr ähnlich war. Er heißt Pradjumna, der Kühne; Madana, der Muthwillige; Navamaliga, der alles Durchdringende, (der durch ſieben Mauern dringt); Mara, der Verborgene; Ciuda, der Trügeriſche; Manumatha, der Berauſchende ꝛc. Eigenthümlich iſt ihm der Name Anangas, der Körperloſe, wodurch das geiſtige Weſen der Liebe bezeichnet werden ſoll; ferner die Namen Kuſumeſhu, der Blumenfreund, und Kuſumayudhas, der mit Blumen Kämpfende. Auch iſt Vaſantas, der Frühling, ſein beſtändiger Begleiter. Ehemals war keiner ſeiner Tempel ohne einen Luſtgarten und Luſtwald, der vorzugsweiſe den Liebenden geheiligt war, in dem ſich junge Leute begegneten und kennen lernten. Dieß erſehen wir aus dem herrlichen altindiſchen Schauſpiel Mrichchakati (überſetzt im Theater der Hindu I. S. 113). Als die Muhamedaner Indien eroberten, ſchien ihnen, die ihre Mädchen einzuſperren und unſichtbar zu machen pflegten, ein ſolcher öffentlicher Verkehr junger Leute, ſo unſchuldig er auch war, anſtößig und jene Haine wurden ausgerottet. Unter allen Pflanzen war dem Kama vorzugsweiſe der Baum Amra mit ſeinen wohlriechenden Blumen und die um denſelben ſich rankende Winde Madhawi heilig.

Der indiſche Kama reitet auf einem bunten Papagai (Redſeligkeit und Putzſucht der Liebenden), oder auf einem Sperling oder Fiſch (Symbole der Fruchtbarkeit oder vielleicht an den Delphin des Eros erinnernd); oder auch ſtehend

und mit dem Pfeile zielend auf einem Löwen (Beſchreibung der Religion der malabariſchen Hindus S. 130). Auf einem Bilde bei N. Müller ſieht man ihn auf ſeinem Köcher reiten, aus dem ein Löwe hervorſpringt. Er führt gleich dem Eros einen Bogen, deſſen Sehne aber aus einer Reihe von Bienen beſteht, um die Süßigkeit der Liebe anzudeuten, und Pfeile von Zuckerrohr mit Blumenſpitzen. Zuweilen führt er auch einen Scepter, auf dem ein Sperling ſitzt, oder eine Fahne mit einem Fiſche. Sehr häßlich ſteht ihm die komiſche Mütze, die gewöhnliche Zier der indiſchen Götzenbilder. Er ſieht darin faſt wie ein kleiner Papſt aus.

Er gilt als ein Sohn des Wiſchnu, des erhaltenden Weltprincips, und zwar ſoll ihn Wiſchnu in ſeiner Menſchwerdung als Kriſchna gezeugt haben. Aber noch ſinnvoller machen ihn die Inder auch zu einem Sohn der Maja, der ſchönen Täuſchung. Zuweilen erſcheint er als Kind an ihrer Bruſt ruhend auf einer Lotosblume (dem Sinnbild der Natur), oder er ſcherzt mit ihr, ganz ſo wie Amor mit der Venus. Auch dieſelbe Macht wird ihm zugeſchrieben, wie dem Amor. In einem indiſchen Liede heißt es: Preis ihm, der ſelbſt Brahma, Wiſchnu und Schiwen zu Dienern rehaugiger Frauen macht, ganz ſo wie der griechiſche Eros als Ueberwinder aller Götter aufgefaßt wird.

Kama hat eine Gemahlin, Reti, welche den Genuß und die Sättigung der Liebe bezeichnet, während er nur die Sehnſucht iſt. Sie wird daher als eine wilde Amazone dargeſtellt, die auf einem ſchnaubenden Roſſe kniend Pfeile abſchießt. Zuweilen ſitzt ſie auch mit Kama vereint auf dem Papagai, oder ſie ruhen und ſpielende Vögel umher tragen ſich mit ihren Blumenpfeilen. Als ſie ihre Hochzeit feierten, waren alle Götter dabei anweſend, ganz ſo wie in der grie=

chiſchen Sage (Beſchreibung der Religion der malabariſchen Hindu S. 134). Auch ſollen ſie zuſammen einen Sohn erzeugt haben, Aniruddiren, der gleich nach der Geburt ein frommer Büßer wurde und die reinſte göttliche Liebe bezeichnet, im Gegenſatz gegen die irdiſche Liebe ſeiner Eltern. In dem genannten Werk über den Glauben der Braminen in Malabar iſt die Mythe vom Kama überhaupt ſchon etwas nach myſtiſchen Begriffen gemodelt. Ihm liegt ob, die Herzen aller Weſen weiblichen, ſeiner Gemahlin Reti liegt ob, die Herzen aller Weſen männlichen Geſchlechts zu verſuchen, und ihr Zweck dabei ſoll nur ſeyn, die Herzen zu prüfen, ob ſie ſich durch ſinnliche Reize von der göttlichen Betrachtung und Buße abwendig machen laſſen. So myſtiſch wurde er aber urſprünglich gewiß nicht aufgefaßt, vielmehr galt er als der Gott einer nicht nur erlaubten, ſondern auch ſogar gebotenen Liebe.

Da Kamadewa alles in Liebe zu vereinigen und neue Weſen hervorzubringen ſtrebt, befindet er ſich natürlicherweiſe in einem Gegenſatz zu Schiwen, dem Gott der Zerſtörung. Dieß iſt in einer äußerſt lieblichen Mythe ausgedrückt, die ich hier aus der anmuthigen Erzählung des Baldäus (Malabar, S. 604) und des Fra Paolino (Reiſen S. 360) wiedergeben will. Irora, das iſt Schiwen, war ſo anhaltend in heilige Betrachtungen verſunken, daß er darüber ſeiner Gattin, der Mondgöttin Parwati, gänzlich vergaß. Voll Kummer darüber flehte dieſe verlaſſene Göttin den Kamadewa an, im Herzen ihres Gemahls die erloſchene Liebe wieder zu wecken. Kamadewa that es, aber Irora wurde über dieſe muthwillige Störung ſo erzürnt, daß er den kleinen Gott mit ſeinem dritten Auge, das ganz voll Feuer war, vernichtend anſah und auf der Stelle in Aſche verwandelte. Parwati betrübte ſich

darüber zu Tode, wurde aber wiedergeboren auf dem Berge Timana und lebte hier als Büßerin. Alle Weiber in der Welt waren in Verzweiflung, aßen und tranken nicht mehr und faßten ſchon den Entſchluß, ſich gemeinſam zu erhängen, denn ſeit der Gott der Liebe todt war, gab es für ſie auf Erden nichts mehr zu thun. Da erbarmte ſich Jrora endlich ſeiner Gemahlin und der übrigen Weiber, und erlaubte, daß Kamadewa von den Todten erweckt werde. Dieß geſchah, indem alle Götter gemeinſchaftlich etwas von dem Amrita, dem Trank der Unſterblichkeit, auf ſeine Aſche träufelten. So nun wurde der todte Kamadewa wieder lebendig, aber körperlos. Nur in den Herzen, nur in der Einbildungskraft ſollte er fortleben und die Menſchen zur Liebe reizen. Zum Andenken an dieſes Ereigniß feiern die indiſchen Frauen in der Chriſtnacht ein großes Feſt, dem ſtrenges Faſten vorhergeht, wobei ſie Blumen, Milch und Reis opfern und im Mondſchein ſich ſchaukeln und tanzen. Dieſer Zeitpunkt läßt vermuthen, daß unter dem wiedergefundenen Kamadewa urſprünglich die Sonne verſtanden worden iſt, die um dieſe Zeit wieder ihre aufſteigende Bewegung beginnt. Mit Recht vergleicht Baldäus den Kampf zwiſchen Kamadewa und Jrora mit dem zwiſchen Eros und Pan, d. h. zwiſchen der geſtaltenden, harmoniſchen Weltkraft und dem geſtaltloſen disharmoniſchen Chaos, wovon oben ſchon die Rede war. Aber die aſtronomiſche Bedeutung iſt in der ſchönen Mythe ganz in den Hintergrund verſchwunden.

Man weihte dem Kama Blumenopfer, vor allem die wohlriechende Blume oder vielmehr Knoſpe des Baumes Amra (mangifera); die um dieſen Baum rankende Madhawi-Winde (banisteria) war ſeiner Gemahlin Reti geweiht. So heißt es in der Sakuntala:

Dich weih ich, o Knoſpe des Amra,
Dem bogenführenden Kama.

Vorzüglich dieſe Blumenknoſpe iſt Kama's Pfeilſpitze. Darum heißt es in Gita Govinda, die liebeſchmachtende Radha habe ſich auf lauter Pfeilen Kama's gebettet.

In einer indiſchen Hymne auf den Kamadewa, welche William Jones ins Engliſche übertragen hat, finden ſich manche ſchöne Gedanken. Gleich im Eingang wird geſagt, wenn der Liebesgott erſcheine, erblühe die ganze Natur, ſchmückten ſich Thäler und Wälder, hauchten buhleriſche Winde ſüßen Wohlgeruch und füllte jede Blume ſich mit einer Thauperle.

What potent God, from Agra's orient bow'rs
Floats thro' the lucid air, whilst living flow'rs
With sunny twine the vocal arbours wreathe
And gales enamour'd hea venly fragrance breathe?
Hail pow'r unknown! for at thy beck
Vales and groves their bosoms deck
And ev'ry laughing blossom dresses
With gems of dew his musky tresses.

Auch der Gedanke wiederholt ſich hier, daß alle Thiere dem Gott der Liebe als ihrem König huldigen:

All animals to thee their tribute bring,
And hail thee universal king.

Kamadewa's Gefolge bildet hier nicht die wilde Begierde, ſondern die ewige Treue in einem grünen Gewande und zwölf reizende Mädchen, perlengeſchmückte, welche goldene Saiten rühren und dazu tanzen und die rothe Fahne des Gottes ſchwingen, die mit neuen Sternen den Himmel deckt.

Thy comfort mild, Affection ever true,
Graces thy side, her vest of glowing hue,
And in her train twelve blooming girls advance
Touch golden string, and knit the mirthful dance.
Thy dreaded implements they bear
And wave them in the scented air;
Each with pearls her neck adorning
Brighter than the tears of morning.
Thy crimson ensign, which before them flies,
Decks with new stars the sapphire skies.

Ein anderer Gefährte des Gottes iſt Beſſent (Baſantas), der Frühling, der ihm ſein grünes Kleid webt, ſeinen Köcher mit Pfeilen anfüllt, Regen macht und die Blumen aufbrechen läßt, und ihm (aus Zuckerrohr) den ſüßen Bogen bringt und die Sehne mit ſüßen Bienen beſetzt, die dennoch ſo bitter ſtechen. Vorn an den Pfeil bindet er fünf Blumen zuſammen, um alle fünf Sinne zugleich zu durchbohren.

Thy lov'd companion, constant from his birth,
In heaven clop'd. Bessend, and gay spring on earth,
Weaves thy green robe, and flaunting bow'rs
And from thy clouds draws balmy show'rs;
He with fresh arrows fills thy quiver
And bids the many-plumed warbling throng
Burst the pentblossoms with their song.
He bends the luscious cane and twists the string
With bees how sweet! but ah bowkeen their sting
He with five flowers tips thy ruthless darts!
Which thro' five senses pierce enraptured hearts.

Die fünf Blumen werden auch genannt: Chumpa, Amor, Nagkeſer, Viticum, Loveshaft, mit welchen zum Theil willkürlichen Namen freilich nicht viel anzufangen iſt. Originell iſt ferner das Bild vom kleinen Kamadewa, wie er

den allmächtigen großen Gott Schiwa mit ſeinem Pfeile verwundet. Der alles ſchreckende Gott iſt nun ſelbſt erſchrocken und die Stimme ſeiner Furcht iſt der krachende Donner.

> But when thy daring arm untam'd
> At Mahadeo a loveshaft aim'd,
> Heav'n shook and smit with stony wonder,
> Told his deep dread in burst of thunder.

Wie Schiwa ſich rächte, iſt oben ſchon bemerkt worden. Der Brahmine, der dieſe ſchöne Hymne gedichtet, ſchließt mit einer Bitte, der Gott möge auch ihm ſeine milde Gnade zu Theil werden laſſen, wenn ihn ſein Roß mit den ſmaragdnen Flügeln (der Papagai) hoch über die Schlöſſer der Könige trage.

> When thy lory spreeds his em'rald wings
> To waft thee light above the tow'rs of kings.

Eines der ſchönſten und zugleich einfachſten indiſchen Lieder auf Kama findet ſich in der Sakuntala (hier nach Hirzel):

> O Liebesgott —
> Du und der Mond, wie quält ihr die euch vertrauenden Liebenden, denn
> Wohl haſt du nur Blumengeſchoſſe
> Und kühl iſt des Mondes Licht;
> Doch ach, wie täuſchet ihr beide
> Uns arme Liebende nicht!
> Der Mond mit wintrigem Strahle
> Er ſchleudert ja Flammen uns zu;
> Aus deinen blumigen Pfeilen
> Schaffſt gleich Diamanten du.
> Wahrhaftig,

Stets magſt du mich, o du Mächt'ger, aufs tiefſte verwunden,
Ich ſtimme ja bei;
Nur daß auch ſie mit den großen berauſchenden Augen
Beſiegt von dir ſey!

Auch die zwei lieblichen von Herder mitgetheilten Liedchen auf den indiſchen Liebesgott müſſen wir hier anreihen:

Kama's Erſcheinung.

Ueber den Wolken ſchwebte, von Flügeln der Weſte getragen,
Deſſen Wagen, dem rings alles auf Erden gehorcht.
Und leichtfertig lachte der Gott des murmelnden Meeres,
Dem er mit einem Wink Fluthen und Ruhe gebeut.
Ihn zu beſchatten, ſtieg aus glänzenden Wellen der Mond auf;
Und die Nachtigall ſang ihm ein willkommendes Lied.
Goldene Bienen flogen voran, die Boten der Liebe;
Jungfraun, ſchmachtenden Blicks, ſcherzten und buhlten um ihn.
Sey mir gegrüßet, o Gott! Du haſt die Holde bezwungen,
Die mit dem ſchüchternen Blick einer Gazelle bezwang.
Ihre Schwanengeſtalt, wie die glänzende Sambagomblume
Seiden; die Lippen zart, wie der Tamarei=Kelch,
Süßen Hauches; die Nachtigall ſchweigt der lieblichen Stimme —
Die, o gewaltiger Gott, haſt du im Scherze beſiegt,
Wie die Maligra=Blume der Morgenröthe ſich aufthut,
Thun ſich, blickſt du ſie an, zärtere Seelen dir auf.

Tamajandri.

O wer ſchildert Tamajandri's Reize,
Brama's Meiſterwerk! In Millionen Jahren
Hatte ſchaffend ſich der Gott geübet,
Und aus aller Herzensfeſſlerinnen
Feinſten Reizen ſchuf er Tamajandri.

Kama und die Anmuth, ſeine Gattin,
Legten, als ſie die Geſtalt erblickten,

Ihre Götterkränz' ihr an den Buſen.
Da erhoben ſich der Wolluſt Hügel,
Rund wie Wilwamfrüchte, leiſe wallend,
Wie der Ton der ſeufzend ſüßen Laute.

Fünf der Pfeile trägt der Gott der Liebe;
Drei davon verſchoß er in den Himmel,
Auf die Erd' und in des Abgrunds Reiche.
Die zwei übrigen, o Tamajandri,
Barg der Gott in deine holden Augen.

Verwandt mit der antiken Mythe von Eros und Pſyche iſt das indiſche Gedicht Gita=govinda, in welchem der Gott Kriſchna die Liebe und ſeine eiferſüchtige, kummervolle und zuletzt durch ihre Hingebung unendlich glückliche Geliebte die Seele iſt — und das hohe Lied Salomonis, in welchem die Braut und der Bräutigam in einem ähnlichen myſtiſchen Verhältniß zu einander ſtehen.

Auch die alten Slaven hatten einen kleinen Liebesgott, den Lelia, Sohn der Lada.

Im jüdiſchen Talmud kommt der Liebesengel Kasmiel vor (deſſen Name entfernt an den indiſchen Kama erinnert) im Gegenſatze gegen den Eheteufel Asmodi.

III.

Monographie der Biene.

Digitized by Google

Wer ſollte nicht erſtaunen, wenn er ſich in die Fülle von Poeſie vertieft, womit die Einbildungskraft der Völker von uralter Zeit her die geheimnißvolle Welt der Bienen umkleidet hat.

Man wird zugleich aus dieſem einfachen Beiſpiel erſehen, welche Aehnlichkeit zwiſchen den Mythen und Dichtungen der verſchiedenſten Völker ſtatt findet. Nachdem man den Werth der vergleichenden Anatomie für die Zoologie erkannt hat, ſollte auch der Gedanke einer vergleichenden Symbolik unſeren Alterthumsforſchern nicht mehr fremd bleiben.

Bevor wir uns aber in die Symbolik vertiefen, wird es nöthig ſeyn, eine kurze Naturgeſchichte der Bienen vorauszuſchicken.

Es gibt eine große Menge Bienenarten, die man noch lange nicht alle kennt. Man unterſcheidet darunter ſolche, die vereinzelt, und ſolche, die in großen Geſellſchaften und gleichſam in Staaten leben. Unter den erſtern ſind die merkwürdigſten bei uns bekannten Arten folgende: die einſam lebende Grabbiene, die ſich einfach ein Loch in die Erde gräbt und ein wenig Honigbrei hineinſtopft, in welchen ſie ihr Ei legt. — Die ſchwarze Ballenbiene, welche die Erde ſchon mit etwas Schleim präparirt und ſich eine Art von Erdhütte zum Neſt formt. Sie iſt ſehr haarig und pudert

ſich über und über mit Blumenſtaub ein, wenn ſie Honig ſammelt. Dieß gibt ihr ein ſehr niedliches Anſehen, beſonders wenn ſie mit dem roſenfarbenen Blumenſtaub der Lavatera bedeckt iſt; — die Wandbiene, die ſich Neſter in Lehmwände baut; — die Mauerbiene, die ſich Neſter aus Koth zuſammenklebt, ganz ſo wie die Schwalbe. Wahrſcheinlich gab dieß Veranlaſſung zu dem Aberglauben der Alten (deſſen Ariſtoteles und Plinius gedenken), daß die Bienen, um nicht vom Winde verweht zu werden, ſich mit kleinen Steinchen beſchweren. Doch können damit auch die ſogenannten Höschen gemeint ſeyn, die Wachsballen, welche ſich faſt alle Bienen an die Hinterbeine kleben, wenn ſie ihren Vorrath von Wachs aus den Blumen ſammeln. — Die ſehr große, ſchwarzhaarige, dicke und der Hummel ähnliche Holzbiene, die ſich ein Neſt aus Sägmehl bereitet. — Die Wollbiene, die ihr Neſt aus der Wolle von Quitten und andern wolligen Pflanzen bereitet. — Die Seidenbiene, die ſich aus einem Schleim, den ſie gleich der Schnecke auslläßt, ein Geſpinnſt macht. Anderer minder intereſſanter Arten hier nicht zu gedenken. Zuweilen wählen die wilden Bienen ſeltſame Wohnungen. Huber ſah ſie einmal in Schneckenhäuſern niſten.

Alle wilden Arten übertrifft die zahme Honigbiene, die zwar auch urſprünglich und noch überall in Urwäldern wild lebt, ſich aber zugleich, wie kein anderes Inſect, der Zucht und Pflege der Menſchen unterworfen hat. Dieß iſt die goldene Biene, die ſchon das hohe Alterthum pries. Ich will ſie hier nicht nach allen ihren Theilen beſchreiben, da ſie jedermann ſchon hinlänglich kennt, und erlaube mir nur einige Bemerkungen über ihre Form und ihre wichtigſten Gliedmaßen anzuknüpfen. Sie hat etwas Sanftes im Vergleich mit der Weſpe, etwas Zierliches im Vergleich mit der Hum-

mel, etwas Würdiges und Gewichtiges im Vergleich mit der nichtsnutzigen Fliege. Zwar iſt unſer Auge beſtochen, da wir ſie als ein harmloſes und nützliches Thierchen kennen, aber wenn dieß auch nicht der Fall wäre, würde man ſie den genannten Inſecten vorziehen müſſen. Die eigenthümlichen ſanften Bewegungen ihrer vielen Glieder und ihres weichen Unterleibs, und ein gewiſſes Zittern in der Ruhe ſcheinen zu verrathen, daß mehr Seele in ihr iſt, als in andern Inſecten. Und mit Recht ſagt Scheitlin in ſeiner Thierſeelenkunde: „wer ſähe dem Bienenköpfchen nicht an, wie viel Verſtand darin iſt.“

Die meiſten Bienen, die wir ſehen, ſind unfruchtbare Weibchen, die ſogenannten Arbeitsbienen. Weniger zahlreich ſind die Männchen, die ſogenannten Drohnen, die etwas größer und heller von Farbe ſind, als die Weibchen, und dickere Köpfe haben. Zu tauſenden von Arbeiterinnen und hunderten von Männchen gehört nur ein vollkommnes fruchtbares Weibchen, die ſogenannte Bienenkönigin, oder der Weiſel, wie man ſie früher nannte, da man noch nicht wußte, daß es ein Weibchen ſey. Dieſe Königin iſt viel größer als alle andern Bienen.

Die Bienen haben eine lange und haarige Zunge, in Geſtalt einer Rinne, womit ſie den Nektar aus der Tiefe der Blumen lecken (nicht eine Saugröhre, wie man früher glaubte). Den auf dieſe Weiſe eingeſogenen Nektar verarbeiten ſie in ihrem Magen und geben ihn als Honig durch den Mund wieder von ſich. Außer dem Nektar ſammeln ſie auch den Blumenſtaub, um daraus Wachs zu bereiten. Zur Sammlung desſelben ſind ihnen ihre Haare behülflich. Ihr ganzer Leib, ſogar das Auge nicht ausgenommen, iſt mit Härchen bedeckt, die wieder Seitenhärchen haben oder gefiedert ſind.

Darin bleibt der Blumenſtaub hängen. Ueberdieß ſtehen die Härchen am Schienbein der Hinterfüße dergeſtalt in der Runde, daß ſie kleine Körbchen bilden, in welche der Blumenſtaub in Maſſe aufgenommen werden kann. Das ſind die ſogenannten Höschen, die an den heimkehrenden Bienen ſehr deutlich auffallen und die bunten Farben des Blumenſtaubes annehmen. Am häufigſten ſind ſie weiß und gelb, zuweilen auch orange, roſenfarben und roth. Aus dieſem Blumenſtaub läßt ſich aber nicht unmittelbar Wachs machen, ſondern er muß erſt, wie der Nektar, von den Bienen verzehrt und verdaut werden. Häufig kommen andere Bienen und freſſen den heimkehrenden die vollen Höschen ab. Ob aber das Wachs als weißer Schaum durch den Mund oder als ein Schweiß durch die Poren des Körpers wieder herauskomme, darüber ſind die Naturkundigen noch nicht einig. Auch bereiten ſie verſchiedenes Wachs, das gelbe zu den Zellen, und das braune harzartige ſogenannte Stopfwachs zu gröbern Vermauerungen.

Flügel und Augen der Bienen kommen mit denen vieler andern Inſecten überein. Die großen Augen mit ihren tauſend Facetten gehen rings um den Kopf herum und füllen ihn faſt ganz aus, wie bei den Fliegen. Außerdem haben ſie noch drei kleine Augen (ocelli) oben am Kopf. Wenn man die großen Augen zudeckt, fliegt die Biene allzeit ſenkrecht in die Höhe. Deckt man die kleinen zu, ſo fliegt ſie wagrecht.

Der Stachel am Hinterleibe, den nur die Weibchen haben, liegt in einer Röhre und iſt ungemein glatt und fein. Im Mikroſcop mit einer feinen Nähnadel verglichen, beweist er, wie viel kunſtreicher die Hand der Natur iſt, als die menſchliche. An der Spitze des Stachels tritt, wenn die

Biene ſticht, ein kleines Tröpfchen Gift hervor, was den Schmerz und die Geſchwulſt verurſacht. Daß die Bienen ſterben müſſen, wenn ſie geſtochen, iſt eine Fabel. Nur zuweilen bleibt der Stachel in einem harten Stoffe ſtecken und dann reißt der weiche Unterleib der Biene ab.

Die Bienen leben geſellig und bilden zu tauſenden vereinigt, einen Staat. Mit Ausſchluß der Königin und der Drohnen, die nur dem Fortpflanzungsgeſchäft obliegen, theilen ſich die unfruchtbaren Weibchen in die Arbeit, und zwar unterſcheidet man unter dieſen wieder (nach Kirby) kleinere Honig= und größere Wachsbienen. Ihr erſtes Geſchäft iſt der Bau der ſenkrechten Waben mit wagrechten Zellen aus Wachs. Sie wählen dazu in Europa im wilden Zuſtand insgemein hohle Bäume, ſeltener Felſenritzen aus. Den zahmen Bienen bereitet man zu dieſem Behuf die ſogenannten Bienenſtöcke von Holz, oder Bienenkörbe aus Stroh geflochten. Sorgfältig ſuchen die Bienen alle äußern Zugänge zu ihrem Stocke zu verkleben, theils um ihre Feinde abzuhalten, theils um ſich in der kalten Jahreszeit beſſer zu wärmen.

Der Bau der Waben aus Wachs beginnt von oben. Jede Wabe iſt eine ſenkrecht herabhängende Scheibe. Der äußere Umriß derſelben iſt nicht immer regelmäßig. Mehrere ſolche Scheiben, ſo viel der Raum zuläßt, werden neben einander geſtellt und ein Zwiſchenraum gelaſſen. Die Wabe ſelbſt beſteht aus vollkommen regelmäßigen wagrecht liegenden Zellen, die alle ſechseckig ſind. Sie werden theils mit Honig, theils mit der jungen Brut angefüllt und mit einem feinen Wachsdeckel zugeklebt. Für die Eier, aus denen Königinnen kommen ſollen, werden beſondere unförmlich runde und ſehr große und dicke Zellen gewöhnlich am Rande der Wabe angelegt. Die Zellen aber, in welchen Drohneneier

aufgezogen werden, haben regelmäßig $3^1/_2$ Linien, die für Arbeitsbienen regelmäßig $2^2/_5$ Linien Durchmeſſer. Dieß Verhältniß bleibt ſich in allen Bienenſtöcken ſo vollkommen gleich, daß, wenn die Alten ihre Maaße auf die Bienenzellen reducirt hätten, wir über das Verhältniß dieſer Maaße zu den unſern nicht zweifelhaft ſeyn würden.

In jede Brutzelle legt die Königin nur ein Ei, und zwar legt ſie zuerſt nach einander alle Eier, aus denen für dieſes Jahr Arbeiterinnen werden ſollen, dann nach einander alle Eier, aus denen Drohnen werden ſollen, und zuletzt die wenigen Eier, aus denen Königinnen werden ſollen, in die ſchon dazu beſtimmten größten Zellen. Das Ei bleibt in der Zelle, und auch die Made, die daraus hervorkommt, wird in der Zelle mit dem eigens dazu dienenden Honigbrei gefüttert und verläßt dieſelbe nicht. Dann puppt ſie ſich ein und erſt aus der Puppe kommt die vollkommne Biene hervor und verläßt die Zelle. Dabei iſt bemerkenswerth, daß die Made nie Unrath von ſich gibt, den genoſſenen Honig bloß zu ihrem Wachsthum verwendet, aber die Zelle mit nichts verunreinigt.

Jede Bienengeſellſchaft hat das Intereſſe, ſo zahlreich als möglich zu ſeyn, theils um ſich gegen äußere Feinde zu ſchützen, theils um einen hinreichenden Vorrath von Nahrung (Honig) für lange Winter zu ſammeln; theils um eine möglichſt große Zahl von Zellen zu bauen, ohne die eine Vermehrung des Volkes durch die Brut nicht möglich iſt; daher findet man auch, wenigſtens für den erſtgenannten Zweck im wilden Zuſtand häufig eine Menge Bienengemeinden in demſelben Baum oder in derſelben Felſenhöhle vereinigt, wo es dann jedem Feinde, ſelbſt dem Menſchen, ſchwer wird, ihnen zu nahen. Indeß leidet der einzelne Bienenſtaat

auch wieder keine zu große Ausdehnung, weil dadurch die innere Ordnung gefährdet werden könnte. Die Natur hat dafür geſorgt, indem ſie den Staat zu einer Familie gemacht und jeder Mutterkönigin nur ein gewiſſes Maaß von Fruchtbarkeit verliehen hat. Keine fremde Biene wird im Stock geduldet, es müſſen alles Kinder oder Enkel derſelben Mutter ſeyn. Die Mutterkönigin kann in einem einzigen Jahr 12,000 Eier legen, davon ſind 11,000 Arbeiterinnen, 700 — 1000 Drohnen und 40 Königinnen. Da in einem geſunden Stock immer mehr Bienen erzeugt werden, als der Stock zu faſſen Raum hat, ſo wandern die überzähligen aus und gründen einen neuen Staat. Zu dieſem Behufe werden immer mehrere Königinnen erzeugt. Von den jungen Königinnen bleibt nur eine leben, wenn nur ein Bienenſchwarm auszieht, oder mehrere, wenn mehrere Schwärme ausziehen. Alle andern jungen Königinnen werden als überflüſſig von der alten Königin, zuweilen noch in ihrer Zelle, erſtochen. In neuerer Zeit glaubt man, nicht die junge Königin ziehe mit der Colonie aus, ſondern die alte.

In jedem Stock bleibt immer nur eine Königin. Nur als ſeltene Ausnahme hat man in ſehr zahlreichen Stöcken auch zwei neben einander gefunden. Sie wird nach einander von allen Drohnen befruchtet und ſo haben denn die Bienen hundert Väter, aber immer nur eine Mutter. Nachdem die Drohnen dieſes Geſchäft, das einzige, zu dem ſie geſchaffen ſind, verrichtet haben, werden ſie von den jungfräulichen Arbeiterinnen überfallen, erſtochen und aus dem Stock geworfen. Dieß nennt man die Drohnenſchlacht. Die Drohnen können ſich nicht wehren, weil ſie keinen Stachel haben und ſind der Geſellſchaft nichts mehr nütze, weil ſie nicht arbeiten.

Heſiod verwechſelte die Drohnen mit den Arbeiterinnen und nennt jene müßige Weiber, dieſe fleißige Männer (Theogonie 583). Nach Voß:

Wie in der Honigkörbe gewölbetem Baue die Bienen
Drohnengezücht aufnähren, das Theil an böſem Geſchäft hat;
Jene, den ganzen Tag bis ſpät zur ſinkenden Sonne,
Fleißigen Tagarbeit, und baun weißzelliges Wachs auf;
Dieſe, daheim im Verſchloß der gewölbeten Stöcke beharrend,
Mühen ſich fremden Ertrag in die eigenen Bäuche zu ſammeln.
Gleich ſo hat auch die Weiber zum Unheil ſterblichen Männern
Zeus der Donnerer eingeführt.

Dagegen hat die deutſche Sprache ſchon vor Alters das Geſchlecht der Bienen richtig unterſchieden: Pia *), Biene, Imme = die Arbeitsbiene weiblichen Geſchlechts; Treno, der Drohne, männlichen Geſchlechts. Erſt in neuerer Zeit ſagt man mißbräuchlich: die Drohne. Vergl. Grimm deutſche Grammatik III. S. 366.

Die Königin regiert nicht, ſie gebiert nur. Sie hat kein anderes Geſchäft, als ein Ei nach dem andern in die dazu beſtimmten Zellen zu legen, wobei ihr die Arbeiterinnen beiſtehen. Dieß Geſchäft hält ſie bei der großen Zahl von Eiern natürlicherweiſe lange auf. Daß die Königin außerdem die Bienen regiere, ihre Arbeit leite ꝛc. iſt nur Fabel. Gleichwohl haben die Bienen die innigſte Anhänglichkeit an ihre Königin und können ohne ſie nicht leben. Ein Zauber, ein magnetiſcher Rapport bindet ſie alle an ihre gemeinſchaftliche Mutter, oder doch an das Weſen, durch welches allein die Geſellſchaft erhalten und aufs neue vermehrt werden kann.

*) Sollte wohl das lat. pius und pietas damit zuſammenhängen? Pietät iſt in der That der beſte Ausdruck für das innige Zuſammenleben in der großen Bienenfamilie.

In jedem Jahr gehen eine Menge Bienen zu Grunde durch Inſecten, üble Witterung, Krankheiten ꝛc., denn die Biene iſt ein ſehr empfindliches Thier. Soll nun der Stock erhalten werden, ſo bedarf es der kinderreichen Mutter. Man hat gefunden, daß das geſellſchaftliche Intereſſe bei den Bienen das perſönliche überwiegt, und daß die Arbeiterinnen mit derſelben Bereitwilligkeit einer fremden Königin dienen, wie ihrer eigenen Mutter oder Schweſter, wenn dieſe ſterben oder dem Stock genommen werden. Nur die Königinnen ſelbſt ſind einander feindlich, die Arbeiterinnen huldigen jeder Königin, die man ihnen gibt. Und eben ſo geſellen ſich die Königinnen zu fremden Arbeitsbienen, während die letztern ſelbſt keine fremden Arbeitsbienen unter ſich dulden.

Wenn ein Stock ſeine Königin verloren hat und ſie durch keine andere erſetzen kann, ſo verliert er die Hoffnung der Fortdauer und alle Bande der Ordnung und Zuſammenwirkung ſind plötzlich gelöst. Es wird nicht mehr gearbeitet, es werden keine Zellen mehr gebaut. Jede Biene ſucht für ſich ihre Nahrung, bis ſie zu Grunde geht. Zwei geſchwächte Stöcke unter einer Königin zu vereinigen, iſt ſchwer, da die Arbeiterinnen zweier Stöcke einander als Feinde behandeln, wenn ſie ſich zu nahe berühren. Aber man hat beobachtet, daß ſie ſich plötzlich verſöhnen, wenn man ſie badet, d. h. ins Waſſer fallen läßt, und gleich wieder aufs Trockne ſetzt.

In den Stöcken herrſcht ſtets eine bewundernswürdige Reinlichkeit. Wenn man die Oeffnung dazu verſchließt, ſo ſterben die eingeſperrten Bienen lieber an Verſtopfung, ehe ſie ihre Wohnung verunreinigen (nach Kirby). Durch Verkleben mit Wachs ſichern ſie ſich vor dem Regen, vor Inſecten und jeder von außen ſie bedrohenden Unreinlichkeit.

Einmal ſah man, wie ſie eine Schnecke, die zu ihnen einge=drungen, ganz in Wachs begruben.

Im Winter liegen ſie erſtarrt, aber die erſte warme Luft weckt ſie und in ſehr gelinden Wintern wachen ſie oft zu früh auf, und zehren den Vorrath von Honig, den man ihnen gelaſſen hat, zu ſchnell auf. Dann ſind ſie am meiſten Krankheiten ausgeſetzt oder ſterben vor Hunger. Gegen die Kälte, wenn ſie nicht zu groß iſt, ſchützt ſie die ihnen eigen=thümliche Wärme, die ſie durch Ventilation, raſches gemein=ſames Schlagen der Flügel, noch verſtärken. Das thun ſie auch, wenn ſie ſchwärmen.

Die Bienen haben ſehr viele Feinde, oder vielmehr ſchlimme Freunde. Eine kleine Milbe nährt ſich auf ihrem Leibe. Eine Wachsmotte legt Eier in ihren Stock, und die daraus erwachſende Made frißt ſich durch das Wachs. Wilde Raub=bienen, Weſpen und Horniſſen ſtellen dem Honig der zahmen Bienen nach und erobern zuweilen einen Stock. Die großen Horniſſen fallen auch fliegende Bienen an, zerreißen ſie und freſſen ihnen den Honig aus dem Leibe. Ameiſen und Ohr=würmer ſchleichen ſich in derſelben Abſicht in die Stöcke. Schwalben haſchen die Bienen im Fluge. Die Meiſe ſetzt ſich vor den Stock und ſchnappt die aus= und eingehenden Bienen auf. Plinius fabelte vom Froſch, daß er das näm=liche thue (Naturgeſchichte XI. 18). Ein anderer kleiner Vogel Merops heißt der Bienenfreſſer, weil er vorzüglich den Bienen nachſtellt. Dagegen rühmt Stedmann in ſeiner Reiſe nach Surinam (deutſche Ausgabe S. 428). einen andern kleinen Vogel als Bienenfreund. Dieſe Vögel und die Bienen ſollen gemeinſam auf demſelben Baume niſten und ſich gegen ihre Feinde beiſtehen. Auch Mäuſe ſuchen den Honig auf und machen ſich zuweilen ſogar in den Bienenſtöcken ihre Neſter.

Daß der Bär die wilden Bienen in den Wäldern beunruhigt und ohne ſich durch ihre Stiche ſtören zu laſſen, ihren Honig wegfrißt, iſt bekannt. Man benutzt dieß in Polen und Rußland, um Bärenfallen vor den Bienenſtöcken anzulegen. Unter Münchhauſens Lügen kommt unter andern auch die artige Erzählung von einem Bären vor, den der edle Freiherr auf eine Deichſel aufſpießte, indem er dieſelbe mit Honig beſtrich. Der Bär leckte ſo lange an der Deichſel hinauf, bis er ſich dieſelbe ganz in den Leib geſtoßen hatte. Ein eben ſo tolles Jägerſtückchen erzählt ſchon Paulus Jovius de legat. Moscowit. in Grunaei nov. orbe. Da wollte einer den Honig eines hohlen Baumes ausnehmen, aber die Bienen waren ſo zahlreich, daß ſich von dem ausgelaufenen Honig im Innern des Baumes ein kleiner See gebildet hatte, in welchen der Honigdieb hinunterfiel. Er wäre rettungslos verloren geweſen, wenn ſich nicht glücklicherweiſe ein Bär eben dahin verirrt hätte, der auf demſelben Wege in den Honigſee hinabfiel, ſich aber mit ſeinen ſcharfen Krallen wieder emporarbeitete und den Honigdieb, der ſich an ihn feſthielt, mit hinaufzog. Ein berüchtigter Bienenfeind iſt auch die Viverre oder der Stinkdachs am Cap. Sparrmann hörte von ihm erzählen, er beiße die Bäume, auf denen wilder Honig ſey, aus Wuth, weil er nicht hinaufklettern könne, an, und an den Spuren des Biſſes erkennen die Einwohner, ob Bienenſtöcke in der Nähe ſeyen.

Die merkwürdigſten Feinde der Bienen ſind aber der Honigkukuk und der Todtenkopfſchmetterling. Der Honigkukuk (cuculus indicator) lebt in Oſtindien und im ſüdlichen Afrika und verräth den Menſchen durch ſein Geſchrei die Nähe eines wilden Bienenſtocks. Da er ſelbſt die Stacheln

der Bienen fürchtet, zeigt er den Menſchen den Weg, und erhält dann von dieſen zum Dank einen kleinen Reſt der Honigbeute. — Höchſt eigenthümlich iſt der Kampf der Todtenköpfe mit den Bienen. Dieſe großen Dämmerungsfalter, die ſich bekanntlich durch das braungelbe Bild eines Todtenkopfes auf ihrer ſchwarzen Schulter auszeichnen, greifen bei Nacht die Bienenſtöcke an und ſcheinen ihnen ſehr gefährlich zu ſeyn. Schon Aelian erwähnt eines ſolchen Kampfes und ſagt, man ſtelle ein Licht vor die Bienenſtöcke, um die Phaläuen, die blindlings in die Flamme ſtürzen, zu verbrennen. Doch iſt darunter wohl nur die Wachsmotte zu verſtehen, da die Todtenköpfe erſt mit den Kartoffeln aus Amerika kamen. Huber erzählt einen ungemein intereſſanten Zug von den Bienen eines Stocks, den er beobachtet. Der Stock wurde Jahr aus Jahr ein von den Todtenköpfen hart belagert. Da zogen die Bienen eine große Mauer von Wachs vor den Eingang und hielten dadurch den Feind glücklich ab. Aber plötzlich im Jahr 1805 zerſtörten ſie ſelbſt dieſe Mauer, und ſiehe da, in dieſem und dem folgenden Jahre zeigte ſich nicht ein einziger Todtenkopf. Die Bienen hatten alſo vorausgewußt, daß dieſe beiden Jahrgänge ihren Feinden verderblich ſeyn würden. Im Jahre 1807 fingen die Bienen eben ſo unerwartet wieder an, ihre Mauer von Wachs aufzubauen, und in dieſem Jahrgang zeigten ſich wirklich wieder viele Todtenköpfe.

Ferner iſt den Bienen die Näſſe feindlich. Sie fliegen niemals im Regen aus. In naſſen Jahrgängen befällt ſie zuweilen ein tödtlicher Durchfall. Auch üble Gerüche können ſie durchaus nicht vertragen und man vertreibt ſie deßhalb mit Rauch, wenn man ihnen den Honig nehmen will. Daß ſie aber ſterben müſſen, wenn ein Frauenzimmer, das ihre

Reinigung hat, dem Stock nahe kommt, iſt eine Fabel des Plinius und anderer älterer Schriftſteller. Eben ſo, was Plinius XXIX. 4. ſagt, daß, wer etwas von einer Eule oder von einem Specht bei ſich trage, von keiner Biene könne geſtochen werden.

Sobald die Frühlingsſonne die erſten Blumen hervorruft, fliegen die Bienen aus und beſuchen ſanftſummend eine Blume nach der andern. Wenn ſie Nektar und Blüthenſtaub genug geſammelt haben, kehren ſie, wo ſie auch ſeyn mögen, in ſchnurgerader Richtung nach dem Stocke heim. Sie fliegen oft ſehr weit vom Stocke weg und in Gebirgen ſehr hoch. Man ſieht ſie auf den Alpen nahe bei der Schneelinie die am höchſten wachſenden Blumen beſuchen und dann ſchwerbeladen wieder in die tiefen Thäler zu ihren Stöcken hinabſchweben. Bei trübem Wetter bleiben ſie im Stocke, daher iſt nicht ganz richtig, was ein lettiſches Volkslied ſagt (mitgetheilt in Kohls Oſtſeeprovinzen II. S. 149):

Nichts geht über die Ehre der Biene,
Im Nebel ſammelt ſie Gold,
In der Sonne ſitzend
Bereitet ſie die goldne Krone.

Die Elektricität der Luft ſcheint dem Nektar und Blüthenſtaub günſtig. Die Bienen ſammeln nie emſiger und reichlicher ein, als vor Gewittern und beim Südwind (Kirby von Oken IV. S. 138). Daraus mag ſich zum Theil der Glaube der Alten erklären, daß nicht nur die großen atmoſphäriſchen Phänomene, ſondern auch die Geſtirne ſelbſt auf die Bereitung des Honigs, als des reinſten Extracts der Pflanzenwelt, Einfluß üben. Plinius bemerkt in ſeiner Naturgeſchichte (XI. 14.), man ſolle wo möglich den Honig,

den die Bienen unmittelbar nach einem Regenbogen oder beim Aufgang eines glücklichen Geſtirnes geſammelt haben, beſonders ausſcheiden, weil derſelbe höchſt heilſam und ein wahres Geſchenk der Götter ſey.

Indem die Bienen Honig und Wachs ſammeln, dienen ſie zugleich, die Befruchtung der Pflanzen zu befördern, ſofern ſie den männlichen Blüthenſtaub von den Antheren auf die weibliche Narbe ſchütteln, oder ihn aus einer Blume zur Narbe der andern hinübertragen. Man hat geglaubt, jede Biene ſammle an einem Tage immer nur von einer Art Blumen ein, um nicht den Blüthenſtaub von der einen Blumenart auf die Narbe einer andern Blumenart überzutragen und dadurch eine Art von Ehebruch und Baſtardzeugungen unter den Blumen zu veranlaſſen. Man hat ſie wegen dieſes keuſchen Inſtinctes geprieſen. Allein die Erfahrung ſpricht nicht dafür; vielmehr ſieht man wirklich dieſelben Bienen in derſelben Stunde zu den verſchiedenartigſten Blumen fliegen. Dieß ſchadet auch den Blumen nicht, da nur ſehr nahe verwandte Arten zu Baſtardzeugungen fähig ſind, andre nicht.

Der Blumennektar, aus welchem die Bienen den Honig bereiten, findet ſich im Innern der Blumenkrone am Fuße der Befruchtungstheile und nur zur Zeit der vollen Blüthe und Befruchtung. Er darf, außer dem gleichzeitig in ſeiner vollen Kraft ſich entwickelnden Blumengeruch als der zarteſte Extract der Pflanzen betrachtet werden. Er iſt ſchon in der Blume ſüß und blicht, den eigenthümlichen Charakter als Honig nimmt er aber erſt in den Bienen an.

Die Beſchaffenheit des Honigs richtet ſich zum Theil nach den verſchiedenen Bienenarten, die ihn bereiten, hauptſächlich aber nach den Blumenarten, aus denen er bereitet

wird. Dieſelbe Bienenart bereitet ſehr verſchiedenen Honig aus verſchiedenen Blumen, und zwar nicht bloß nach Klimaten, ſondern auch wohl nach den Jahreszeiten. Der beſte Honig iſt immer der ſogenannte Jungfernhonig, der von ſelbſt aus der vollen Wabe fließt, wenn man ſie ausſchneidet. Im Alterthume war vorzüglich der Honig vom Berge Hybla in Sicilien und vom Berge Hymettus bei Athen berühmt. Es wächst dort ſehr viel Thymian, Lavendel, Meliſſe ꝛc., welche Kräuter den ſüßeſten und würzigſten Honig haben. In neuern Zeiten rühmt man beſonders den Honig von Languedoc, den die Bienen aus Rosmarin ſammeln. In Rußland, deſſen Steppen den Bienen reichliche Nahrung darbieten, ſieht man Honig von allen Farben, weißen, gelben, braunen, ja ſchwarzen in den reinlichſten Gefäßen verkaufen (Kohl St. Petersburg I. S. 124). Weißen Honig ſammeln die Bienen in Litthauen aus Lindenblüthen. In Sibirien ſoll es weiße Bienen geben, deren Honig ebenfalls weiß iſt. Ein waſſerheller und ſehr flüſſiger ſogenannter Steinhonig wird in Guiana von wilden Bienen in hohlen Bäumen bereitet. Auf den Inſeln Bourbon und Isle de France kommt ein grüner, ſehr koſtbarer Honig vor (nach Kirby). Ein grüner Honig kommt auch in Afrika vor und zwar in rothen Wachszellen (die wunderbarſte Erſcheinung des Farbengegenſatzes roth und grün). Er ſoll wie Pomeranzen riechen (Frorieps Notizen XXXII. S. 184). Ein ſehr dünner, aber brauner Honig wird auf Madagascar von kleinen ſchwarzen ſtachelloſen Bienen bereitet. In Braſilien gibt es ſchwarze Bienen, deren Wachs ebenfalls ſchwarz iſt. Eines giftigen grünen Honigs und ſchwarzen wohlriechenden Wachſes wird gedacht in Spix und Martius' Reiſen in Braſilien II. 523. In Kurdiſtan kommt ein ambraduftender Honig vor.

Es gibt auch bittern und giftigen Honig, der aus bittern und giftigen Blumen geſammelt wird, daher es nicht wahr iſt, was die Dichter ſagen, daß die Biene nur Heilſames aus den Blumen ſauge und das Gift darin laſſe. Luſſer hat in der Schweiz beobachtet, daß der Honig, den die Bienen aus dem ſogenannten Sturmhut, einer giftigen Blume ſammeln, dadurch ſelbſt giftig werde. In Sardinien ſoll der Honig vom Wermuth, aus dem ihn die Bienen holen, und in Corſica aus der Blüthe des Buchsbaumes bitter werden, wie ſchon Aelian bemerkt hat (V. 42). Berühmt iſt die Erzählung Xenophons, deſſen Heer, als es den ruhmvollen Rückzug aus Perſien machte, in der Gegend von Trapezunt vom Genuß des Honigs eine Zeit lang von Sinnen kam (Vergl. darüber auch Diodorus Siculus XIV. 29). Nach Strabo XII. 3. ſtellten in der nämlichen Gegend die Heptakometen Gefäße mit giftigem Honig auf den Weg, den die Römer kommen ſollten und machten dadurch drei Cohorten des Pompejus, die davon genoſſen, unſinnig. Tournefort hat bemerkt, daß in jener Gegend noch jetzt viel Rhododendron wachſe, der dem Honig jene Eigenſchaft mitgetheilt habe. Auch in Braſilien und Paraguay hat man giftigen Honig gefunden, der wahrſcheinlich ebenfalls von giftigen Blumen herrührt. St. Hilaire leitet den giftigen Honig der Lecheguanabienen in Braſilien von den Blüthen des kletternden Strauches Serjana ab.

Die Bienen gewöhnen ſich leicht an den Menſchen und bleiben in den Stöcken, die man ihnen zur Wohnung anweist, und aus denen man jährlich den Ueberfluß der Waben ausſchneidet, indem man den Bienen nur ſo viel läßt, als ſie zu ihrer eigenen Nahrung vor und nach der winterlichen Erſtarrung und ehe die Blumen ihnen neuen Honig

darbieten, bedürfen. In wieſen= und blumenreichen Gegenden legt man ganze Colonien von Bienenſtöcken an; am Altai gibt es, wie Ledebour in ſeiner Reiſe I. S. 67. erzählt, ruſſiſche Bauern, die ein Paar hundert Bienenſtöcke beſitzen. Doch erfordert die Zucht der Bienen Vorſicht und zarte Aufmerkſamkeit. Ueble Gerüche, Kälte, Lärm der Städte ſind ihnen feindlich. Am beſten gedeihen ſie in der Einſamkeit großer Steppen und in ſtillen Wieſenthälern in der Nähe der Wälder. In Deutſchland war vor Alters die Bienenzucht im Reichswald bei Nürnberg die berühmteſte. Die Bienenzeidler bildeten eine eigene Zunft, hatten ein eigenes ſogenanntes Zeidlergericht und ſtanden unmittelbar unter dem Kaiſer. Nürnberg hieß des heil. römiſchen Reichs Bienenkorb. Daher ſtammen auch die berühmten Nürnberger Honig= oder Lebkuchen.

Man nennt die Bienenpfleger mit einem patriarchaliſchen Ausdruck Bienenväter, was der milden Art dieſer Pflege entſpricht. Viele Bienenväter ſind berühmt worden durch die magiſche Gewalt, die ſie über die Bienen übten. Der Engländer Wildam ſetzte die Bienen mit der Hand, wohin er wollte, und machte ſich aus ihnen einen Bart, eine Mütze, einen Muff ꝛc., ohne daß ſie ihn ſtachen. Kirby erzählt von einem Mädchen, dem ſie ſich um den Hals und auf die Bruſt geſetzt hätten, ohne ſie zu verletzen. Skinner erzählt von nackten indiſchen Prieſtern, die einſam im Walde mitten unter den Bienen wohnen und ſtets von ihnen umſchwärmt ſind. Die allgemeine Hiſtorie der Reiſen II. 365. berichtet von einem Neger, den die Bienen überall begleitet hätten, der ſie als Mütze auf dem Kopf getragen habe ꝛc. Im Muſeum des Wundervollen X. S. 520. iſt eines Polen gedacht, dem die Bienen auf jeden Wink gehorcht haben ſollen. Man hat

dieſen magiſchen Bienenzauber einfach daraus erklärt, daß der Bienenvater entweder eine Königin bei ſich trage, durch welche die Bienen angezogen würden, oder Meliſſenkraut, was ſeit uralter Zeit, wie ſchon der Name ſagt, als ein die Bienen vorzugsweiſe anziehendes Kraut bekannt iſt, und mit dem man auch die leeren Stöcke einzureiben pflegt, wenn man einen Bienenſchwarm hineinlocken will.

Wo man die Bienenzucht ins Große treibt, muß man mit den Bienen wandern, weil ſie, wenn ſie in der nämlichen Gegend bleiben, dieſelbe zu bald ausſaugen und keine Nahrung mehr finden. Schon Columella meldet, die Griechen hätten jährlich eine Menge Bienenſtöcke aus Achaja nach Attika wandern laſſen. Deßgleichen ſagt Plinius (XXI. 12 und 13), zu ſeiner Zeit habe man in Italien die Bienen auf Kähnen den Po hinunter geführt und an den Ufern Honig ſammeln laſſen, und in Spanien habe man die Bienenkörbe ſogar auf Maulthieren umhergeführt. Dieſe alte Sitte hat ſich bis auf die neuere Zeit fortgepflanzt. Auf der Lüneburger Haide fährt man die Bienenkörbe auf Wagen herum. Auf dem Nil begegnete Niebuhr einer kleinen Bienenflotille von 4000 Stöcken. An den Ufern Theſſaliens werden die Bienen ebenfalls auf Kähnen umhergeführt, wie Urquhart in ſ. Geiſt des Orients erzählt. In den Steppen am ſchwarzen Meere ziehen die Armenier als Bienenväter nomadiſch umher, ſchlagen in blumenreichen Gegenden ihre Zelte auf und ſtellen die Bienenſtöcke in einer langen Reihe hin, bis aller Blumenhonig dieſer Gegend eingeſammelt iſt. Zuweilen ſieht man 1000 Stöcke beiſammen (Kohl Südrußland II. S. 171).

Zuweilen bedient man ſich der Bienenſchwärme ſogar als einer Waffe. Im Mittelalter kam einmal vor, daß die Burg Dielsburg am Neckar belagert, die Feinde aber durch

die Wuth der Bienen vertrieben wurden, indem man von der Burg aus die Bienenſtöcke unter ſie warf. Auf dieſelbe Weiſe vertrieb während des Bauernkriegs im Jahre 1525 ein Herr von Ende die aufrühreriſchen Bauern vom Schloß Hohnſtein in Thüringen. So ſagt auch Bonfinius (rer. hungar. dec. III. 4.), die Türken ſeyen einmal von Stuhlweiſſenburg, das ſie belagerten, durch herabgeworfene Bienenkörbe vertrieben worden. Olearius erzählt in der Schilderung ſeiner berühmten Reiſe nach Perſien (S. 26), daß ſeine ganze Reiſegeſellſchaft einmal aus einem ruſſiſchen Dorfe durch Bienenſchwärme vertrieben worden ſey. Die Bauern ſelbſt hätten die Bienen dazu aufgereizt, um ihre beſchwerlichen Gäſte dadurch loszuwerden, und ſie ſollen ſich dieſes Mittels öfters gegen unwillkommene Einquartirung bedienen.

Schon Ariſtoteles (hist. anim. IX. 27. 17). Plinius (hist. nat. XI. 18). und Aelian (V. 11). erzählen Fälle, in denen Roß und Reiter von Bienenſtichen getödtet worden ſeyen. Heber berichtet aus Indien, daß daſelbſt einmal eine ganze Schafheerde von Bienen angefallen worden ſey. Mungo Park erzählt, auf ſeiner zweiten afrikaniſchen Reiſe ſey einmal ſeine ganze Karawane durch Bienen auseinander geſprengt und mehrere Eſel getödtet worden. Daß ganze Städte von Bienen angefallen und die Einwohner vertrieben, oder Heere durch ungeheure Bienenſchwärme zum Rückzuge genöthigt worden ſeyen, melden die Alten mehrfach. Bochart hat die Stellen in ſeinem Hierozoikon geſammelt. Nach Jamblichus wurden die Babylonier, nach Antenor die Rhaukier in Creta von Bienen vertrieben. Nach Appian wurde Lucullus vor Themiſcyra von Bienen verjagt. Nach Herodot (V. 5.) verſicherten die Thraker, die Bienen duldeten nicht, daß man an einer gewiſſen Stelle die Donau überſchreite.

Im Jahre 1697 ſollen die Bienen in Polen mit ungeheurer Wuth über die Menſchen hergefallen ſeyn. Adanſon machte während ſeiner intereſſanten Reiſe auf dem Senegal die Erfahrung, daß ſich vom Ufer her eine Menge Bienenſchwärme auf ſein Schiff ſtürzten, angezogen vom Theergeruch, wie er vermuthet.

Die gleich unſerer Honigbiene geſellig lebenden Bienen der heißen Zone und der fremden Welttheile ſind von den unſern mannichfach verſchieden. Schon an den Gränzen Europa's zeigen ſich einige abweichende Arten. So ſieht man in Irland Bienenwaben in freier Luft an Brombeeräſten hängen, die durch ihre Schwere gebogen werden (Frorieps Notizen XXXII. S. 56). Fürſt Pückler-Muskau ſah dieſelbe Erſcheinung. In Kaſchmir fand Baron Hügel flaſchenähnliche Neſter einer ſtachelloſen Biene an den Zweigen der Bäume hängen, voll des köſtlichſten Honigs (Kaſchmir II. S. 300). Ein von Randſchit-Singh, dem Beherrſcher von Lahore, zu ſeiner Begrüßung abgeſandter Bramine trug als Friedenszeichen einen ſolchen Zweig in der Hand (III. S. 87). Der preußiſche Weltumſegler Meyen fand auf der Inſel Luzon 50 — 60 Pfund ſchwere Bienenneſter an den Aeſten hängen (Reiſe II. S. 265). Ueber die oſtindiſchen Bienen gibt Buchanan (journey I. 391.) eine ausführlichere Notiz. Man unterſcheidet dort die Togrida, eine ſehr kleine ſtachelloſe Biene, die in verlaſſenen Neſtern der Termiten (weißen Ameiſen) niſtet, die kleine Tuduvay, niſtend in engen Felsſpalten, die kleine Kadi, niſtend auf Bäumen, die große Hegenu, niſtend in Felslöchern. Eine indiſche Art iſt ſchwarz und mit grauen Haaren bedeckt, eine blaulicht.

Die Bienen des neuen Continents haben mit denen des alten viele Aehnlichkeit. Man unterſcheidet die ſogenannten

Dudelſackbienen, die große dudelſackförmige Neſter an die Aeſte der Bäume kleben, auswendig von Erde, inwendig voll Waben. Die ſogenannte Eirirucu in Braſilien iſt ſtachellos und niſtet in hohlen Bäumen. Die kleine gelbe Munbuca niſtet ebenfalls auf Bäumen und bereitet einen bittern Honig, aus dem man Wein macht. Humboldt rühmt eine niedliche kleine und ſehr haarige Biene, die ſich völlig zahm auf Hände und Geſicht der Menſchen ſetzt, ohne ſie zu verletzen, da ſie ſtachellos iſt. Man nennt ſie angelitos (Engelchen).

Die Wilden eſſen zuweilen ſtatt des Honigs die Bienen ſelbſt, weil ſie Honig in ihrem Leibe haben. Bergius in ſeinem Werk von den Leckereien meldet dieß von den Negern in Guiana. Die alten Mexicaner ſollen ſogar die Eier und Larven der Bienen gegeſſen haben und die Hottentotten es noch thun.

Als einen merkwürdigen Fall erwähnt Loyer, daß im Jahre 1702 die Bienen in einem franzöſiſchen Fort an der afrikaniſchen Küſte ſich ein leeres Pulverfaß zum Stock ausgewählt hätten. Schon die Alten berichten, daß in den Todtenkopf des Königs Oneſilus von Cypern, der über einem Thor befeſtigt geweſen, Bienen geniſtet hätten, um ihm die letzte Ehre zu erweiſen. (Herodot V. 114.)

Von einzelnen Bienenſtöcken weiß man, daß ſie ſehr alt geworden ſind. Zu Oxford befand ſich einer unter einem Bleidach, der 110 Jahr lang ſtets voll Bienen war. In der Krim in einem Felſenriß am ſchwarzen Meere leben ſeit undenklichen Zeiten eine ungeheure Menge wilde Bienen, die zu Millionen umherſchwärmen und Niemand zulaſſen. (Kohl Südrußland I. S. 273.)

Vom Alter der einzelnen Bienen iſt mancherlei gefabelt worden. Es iſt wahr, daß ſie aus ihrem magnetiſchen Schlafe

leicht wieder geweckt werden können, wenn ſie eine kurze Zeit im Waſſer oder gar im Kropf eines Vogels gelegen ſind; aber die drei Bienen, die man mitten in einem Steinbruch zu Liverpool gefunden haben will, ſcheinen eine Fabel zu ſeyn. Eben ſo fabelhaft ſind die todten Bienen von St. Domingo, aus deren Leibern, nach des Pater Torrubia Bericht, kleine Sträucher wachſen ſollen. Es wird wohl irgend eine Schimmelgattung auf ihnen gewachſen ſeyn.

Das iſt ungefähr das Wichtigſte, was von der wahren Natur der Bienen bekannt geworden iſt. Wir wollen uns nun zur Symbolik und Poeſie wenden, in denen alle Eigenſchaften der Bienen in ein neues und glänzendes Licht treten.

Die Symbolik der Bienen iſt ſehr reich:

Welche hohe Verehrung die Bienen im religiöſen Glauben des alten Heidenthums genoſſen, geht ſchon daraus hervor, daß man ihnen nicht nur eigne Gottheiten vorſetzte, ſondern ſie ſogar zuweilen mit der höchſten Gottheit identificirte. Bei den Indern erſcheint der Gott Wiſchnu, das erhaltende Weltprincip, unter der Geſtalt einer Biene. Eben ſo wurden bei den alten Griechen die epheſiſche Göttermutter und Zeus als Bienen vorgeſtellt. Die Römer verehrten eine eigene Göttin des Honigs, Mellona. Bei den Oſſeten im Kaukaſus kommt eine Göttin der Bienen vor, Meritta, die bei den Tſcherkeſſen Meriſſa oder Mereïme heißt. Die alten Liven hatten einen Bienengott Babilos und eine Bienengöttin Auſteja. Die alten Finnen beteten die Biene als heilbringendes Weſen an und flehten von ihr Honig und Balſam für Wunden.

Weil die Bienen den köſtlichen Honig, der ſie uns vor allem andern werth macht, auf wunderbare Weiſe aus gleichſam unſichtbaren Stoffen zuſammentragen, galten ſie im älteſten Heidenthume als ein Sinnbild der geheimnißvollen, in Fruchtbarkeit und Geburten thätigen Naturkraft. Vielleicht daß man dabei auch an die Verbindung der vegetabiliſchen und thieriſchen Productionskraft dachte, die ſich ſo auffallend und einzig in ihrer Art im Honig darſtellt.

Die Biene war bei den Griechen der großen Weltmutter, der gebärenden Naturkraft, der Mond- und Geburtsgöttin Artemis oder Demeter heilig. Die Prieſterinnen dieſer Göttin hießen ſelbſt Bienen (Meliſſen), und eine Biene war ihr Sinnbild auf den Münzen von Epheſus, wo die Weltmutter die größte Verehrung genoß. Nach Strabo X. 3. hieß die durch ihre Myſterien weltberühmte Inſel Samothrake auch Melite. Nach Serv. Virg. Aen. I. 434. wurde Meliſſa, die Prieſterin der Ceres, als ſie deren Geheimniſſe nicht offenbaren wollte, von den andern Weibern zerriſſen, aber aus ihrem Körper ließ Ceres die Bienen entſtehen. Die Göttin Ceres iſt hier dieſelbe Weltmutter, wie Artemis, nur daß die erſtere mehr auf die Erde, die letztere mehr auf den Mond bezogen wurde. Die Artemis ſelbſt hieß als ſchmerzlindernde Helferin bei ſchweren Geburten Meliſſa, nach Porphyrius (de antr. nymph. 18.). In demſelben Sinn verbanden die Inder das Sinnbild der Biene mit der Yoni. Auf einem von Nic. Müller mitgetheilten Bilde ſieht man die Biene ruhend auf der Yoni. Damit hängt aufs genaueſte die indiſche Sitte zuſammen, nach welcher bei Hochzeiten die Genitalien der Braut mit Honig beſtrichen werden. Bei den Litthauern herrſcht der Gebrauch,

Bräuten den Mund mit Honig zu beſtreichen. In Sicilien hatte man zur griechiſchen Zeit verwandte Gebräuche. Athenäus meldet (im 14ten Buch), daß man zu Syrakus an den großen Ceresfeſten (Thesmophorien) Kuchen von Sesam und Honig in der Form weiblicher Pudenda gebacken und mit Scherz und Jubel in Proceſſion herumgetragen habe.

In den „Volksliedern der Polen“ (Leipzig 1833 S. 91) wird ein Liedchen erwähnt, das bei polniſchen Bauernhochzeiten geſungen wird, indem man Meth (der bekannte Honigwein des ſlaviſchen Nordens) im Kreiſe herumtrinkt:

Fleißig wie der Biene Leben
Iſt das Ackerleben,
Und ſüß wie der Honig
Iſt der Eheſtand.

Gewiß ein ſehr ſchöner, einfacher und uralter Brauch. Daß auch im germaniſchen Norden ehemals bei Hochzeiten der Honig im verſchwenderiſchen Gebrauche war, meldet Vergius in ſeinem Werk von den Leckereien. Im Jahre 1500 brauchte die Tochter des ſchwediſchen Reichsraths Krogenoſe bei ihrer Hochzeit eine halbe Tonne Honig; im Jahr 1567 wurden auf Sigrid Sture's Hochzeit 453 Kannen Honig verbraucht.

Wie mit der mütterlichen Mond- und Geburtsgöttin, ſo ſteht die Biene auch in genauer Verbindung mit dem männlichen Sonnenprincip der Zeugung. In den indiſchen Geſängen des Nagha heißt es, wenn die Sonne aufgehe, ſchließe ſie auch die Lotosblume auf, und befreie aus ihrem Kerker die Bienen. Die Sonne iſt die zeugende Kraft der Natur, die Lotosblume iſt das Sinnbild der empfangenden Erde und die Biene mithin das Sinnbild der Geburt ſelbſt. Die erhaltende Kraft in der Gottheit war bei den Indern

bekanntlich Wiſchnu, von dem alles Gedeihen in der Natur herkommt. Wiſchnu ſelbſt aber wird als eine blaue Biene dargeſtellt — blau, weil es in Indien eine bläuliche Biene gibt, oder in ſymboliſchem Sinne, weil blau die Farbe des Himmels iſt. Wiſchnu erſcheint überall blau. Man dachte ihn als Biene wohl auch hauptſächlich, weil er die Welt in Ordnung und Harmonie erhält, wie die Biene ihr kleines liebliches Reich; und weil von ihm nur Gutes kommt, wie von der Biene nur Süßes. Wiſchnu wird abgebildet als blaue Biene, ruhend auf der Lotos, die Lotosblume aber bedeutet die Natur. So ruht der Himmel auf der Erde. Auch Kriſchna (eine Verkörperung Wiſchnu's) wird abgebildet mit einer blauen Biene über dem Haupte. Addiſon hat uns eine ſchöne indiſche Mythe von der Beziehung Kriſchna's zur Biene mitgetheilt (Indian reminiscence, im Auszug in Frorieps neuen Notizen I. S. 103). Kriſchna verwandelte eine ſeiner Geliebten in die Pflanze Toolsy (ocymum nigrum) und verordnete, man ſolle künftig ſeinen Gottesdienſt nie ohne die Gegenwart dieſer Pflanze feiern. Daher halten die Inder, wenn ſie den Honig aus den Stöcken nehmen, ſtets dieſe Pflanze in der Hand, weil die Bienenzucht religiöſer Cultus iſt, weil der Gott ſelbſt in den Bienen verborgen iſt. Dieß mag auch einigermaßen den uralten Namen und Gebrauch unſerer europäiſchen Meliſſe (Melia, Melissa, Melittis, Melianthus, Honigblume) erklären, durch die man die Bienen in den Stock lockt, weil ſie von dieſem Kraut unwiderſtehlich angezogen werden. Es iſt merkwürdig, daß man dieſes Kraut in Deutſchland auch Mutterkraut nennt und es für heilſam in weiblichen Geſchlechtskrankheiten hält. Dieß läßt auf einen ältern heidniſchen Volksglauben ſchließen, der das Kraut mit den gleichnamigen Meliſſen, Prieſterinnen

der Demeter, und mit dieſer Geburtsgöttin ſelbſt in Verbindung brachte. Hieher gehört auch eine merkwürdige Notiz, die ich in Hydrophyli Chymiſcher Schatzkammer, Land- und Hausapotheke gefunden habe. Dort heißt es (S. 380), man könne eine Sau abhalten, daß ſie nicht laufe, wenn man ihr todte Bienen zu freſſen gebe. Der Tod ſcheint hier das Verhältniß nur umgekehrt zu haben, und der alte Glaube, daß die Bienen ſich auf Fruchtbarkeit und Geburt beziehen, wird dadurch indirect beſtätigt.

Auch mit dem griechiſchen Sonnengott kommt die Biene in unmittelbare Verbindung. Nach Pauſanias X. 5. 5. waren es Bienen, die dem Apollo ſeinen älteſten Tempel in Delphi bauten. Auch war (nach Pauſanias X. 17.) Ariſtäos, der Bienenvater, von dem noch öfter die Rede ſeyn wird, ein Sohn Apollo's.

Da die Zeugungs- und Geburtskraft der Natur im Alterthume am häufigſten wie durch Sonne und Mond, ſo durch das Sinnbild des Stiers und der Kuh bezeichnet wurde, ſo kommt die Biene mit dieſen Sinnbildern in ſehr nahe Berührung. Die Meliſſen als Prieſterinnen der Demeter ſind Bienen, die aus dem Maule der Kuh fliegen, d. h. der Weltkuh, des mütterlichen Weltprincips. Apis, der lateiniſche Name der Biene, iſt genau der altägyptiſche Name des Weltſtiers, der zeugenden Naturkraft. Auf antiken Bildern des Zeus kommen öfters Bienen vor, die neben dem Zeus auf dem Füllhorn (dem Sinnbild des Segens) ſitzen (Vergl. Creuzer zur Gemmenkunde S. 50). Noch häufiger erſcheint auf Gemmen die Biene neben dem Stier, der den Dionyſos Sonnen- und Pflanzengott) bezeichnet. (Man ſehe bei Taſſie.) Virgil und Ovid theilen uns die Mythe von Ariſtäus mit,

der alle ſeine Bienen durch Hunger und Seuchen verlor, auf den Rath des Meergottes Proteus aber (des großen Verwandlers) Stiere und Kühe opferte, und dieſelben in einem verſchloſſenen Hauſe verfaulen ließ, worauf aus ihren Leichnamen eine unzählige Menge Bienen entſtanden und das ganze Haus anfüllten.

Virgil ſchildert in ſeinem Gedicht vom Landbau dieſe Scene ſehr anmuthig (nach der Voſſiſchen Ueberſetzung):

> Ariſtäos der Hirt, da er floh das peneiſche Tempe,
> Weil, nach der Sag', er die Bienen verlor durch Hunger und Krankheit,
> Stellte ſich wehmuthsvoll an die heilige Quelle des Stromes,
> Jammerte laut, und rief zur hohen Gebärerin alſo:
> Mutter Cyren', o Mutter! ꝛc.

Die Göttin weist ihn an Proteus und heißt ihn deſſen Rath befolgen; und nun:

> Vier untadliche Stiere mit großvorprangenden Leibern
> Führt er daher, auch Kühe ſo viel, unbelaſtetes Nackens.
> Drauf, ſobald die neunte der Morgenröthen emporſtieg,
> Bringt er des Orpheus Todtengeſchenk, und kehrt zu dem Haine.
> Aber o ſieh', urplötzlich ein ſtaunungswürdiges Wunder
> Schauen ſie dort: wie rings im geſchmolzenen Fleiſche der Rinder
> Bienen durchſchwirren den Bauch, und geborſtenen Seiten entſumſen;
> Dann endloſes Gewölk hinzieht, das im Wipfel des Baums ſich
> Jetzo vereint, und die Traub' an biegſamen Aeſten herabhängt.

Ariſtäus wird bei Diodor (III. 69.) der Erzieher des Bacchus genannt, Bacchus ſelbſt heißt dort ein Sohn des

Ammon. Ammon, der Goldwidder, iſt die Sonne, Bacchus ſein Sohn, iſt die Vegetation und ſomit liegt in der Mythe vom Ariſtäos der ſinnreiche Gedanke verborgen, daß die Bienen die Erzieher der Blumen ſeyen.

Auch in den Mithras = Myſterien der alten Perſer, die ins römiſche Abendland übergingen, kommt die Biene in Verbindung mit dem Stier. Dem Mithras nämlich, der den Weltſtier mit dem Dolche ſpaltet (die Erde durch Sonnenkraft befruchtet), wurden Reinigungen geweiht, wobei man ſich mit Waſſer wuſch, in das man Honig mengte. Daß zu ſolchen abendländiſchen Mithras-Myſterien auch die dreihundert goldenen Bienen, die man mit einem Stierkopf und Sonnenbilde im Grabe des Frankenkönigs Childerich zu Doornik (Tournay) aufgefunden, gehört haben mögen, haben ſchon Creuzer und Andre vermuthet. — Die Verbindung der Biene mit dem Stier kehrt auch in der abenteuerlichen, dem Albertus Magnus zugeſchriebenen Pflanzenlehre wieder (Deutſch. Nürnberg 1755. S. 157). Da heißt es, wenn man Meliſſenkraut bei ſich trage, könne man damit die Ochſen locken, wohin man wolle. Unter den geſchnittenen Steinen des Gorläus (Gorlaei dactyliotheca, bekannter unter dem Namen cabinet de pierres II. N. 231) findet man die äußerſt zierliche Darſtellung einer Biene, die mit zwei andern vorgeſpannten Bienen pflügt. Hier vertritt die Biene vollkommen die Stelle des Stiers.

Das Hervorgehen der Biene aus dem todten Stier iſt zweifach aufgefaßt worden, je nachdem man unter der Geburt, deren Sinnbild die Biene iſt, die erſte Schöpfung der Natur, oder aber die Wiedergeburt der Seele nach dem Tode verſtand. Ehe wir dieß näher erörtern, müſſen wir noch mit dem Sinnbilde des Stiers ein zweites zuſammenfaſſen,

nämlich das des Löwen. Wer kennt nicht die ſchöne bibliſche Sage von den Bienen, die im Rachen des von Simſon erſchlagenen Löwen ihren Bau anlegten und die das Räthſel der Süßigkeit, die von dem Starken kommt, veranlaßt? Aber auch ſchon im alten Indien finden wir die Biene mit dem Löwen, ja ſogar mit der Kuh zugleich verbunden. Ein Bild bei Nicolas Müller zeigt uns Bienen, die aus der Bruſt einer Kuh hervorgehen, die ſelbſt wieder aus dem Rachen eines Löwen heraustritt. Eine Erklärung dieſer Symbole aus dem Schwärmen der Bienen im Himmelszeichen des Stieres oder Löwens wäre zu trivial. Der Löwe iſt hier Sinnbild der Naturkraft überhaupt, zunächſt der Sonne, daher des perſiſchen Mithras. Und dieſen finden wir ſelbſt auf griechiſchen Denkmälern öfters dargeſtellt mit einer Biene vor dem Munde (Leo mithriacus). Ob die Bienen aus dem todten Löwen hervorgehen oder von lebendigen Löwen gefreſſen werden, es ſind immer nur zwei Momente desſelben Symbols. Die Sonne ruft Leben hervor und verzehrt es wieder. Das lieblichſte Opfer für die Sonne iſt die Biene, für das reinſte Licht das reinſte Erzeugniß der organiſchen Natur. Wenn der Leo mithriacus insbeſondere den ſogenannten Löwengrad der Mithra-Myſterien bezeichnet, und wenn die in dieſem Grade Stehenden ſich dadurch auszeichneten, daß ſie nur Honig opferten und nichts anderes, ſo floß auch dieſer Gebrauch nur aus der ſymboliſchen Lehre.

Wie die Biene mit den Symbolen der erſten und älteſten Schöpfungskraft in Verbindung ſteht, ſo ſoll ſie auch fortwährend an die Jugend der Natur, an das goldene Zeitalter, an die erſte paradieſiſche Unſchuld erinnern. Darauf deutet die wunderbare Süßigkeit ihres Honigs, die mit nichts anderem in der Welt zu vergleichen iſt. Darauf deutet aber

zugleich auch die innige Harmonie ihres kleinen Staates. Die Alten dachten ſich den Honig als weſentlichen Beſtandtheil des Nektar oder Göttertrankes, daher waren es auch Bienen, die den jungen Zeus, den Göttervater, als Amme mit ihrem Honig nährten. Milch und Honig floſſen einſt im goldenen Zeitalter der erſten Unſchuld. Der Honig der Bienen iſt nur ein ſchwaches künſtliches Nachbild des Honigs, der einſt von allen Bäumen träufelte. Der Staat der Bienen iſt nur ein Nachbild der Ordnung und des Friedens, die unter den erſten Menſchen herrſchten. Aber immer noch bewahren die Bienen die heilige Erinnerung und gleichſam den heiligen Geiſt, der durch das erſte Erdenparadies gegangen.

Dieß iſt am ſchönſten ausgedrückt in der herrlichen Schilderung Virgils (im Gedicht vom Landbau IV. 149. ff. überſetzt von Voß):

Auf, nun will ich der Bienen Natur, die Jupiter ſelber
Jenen verlieh, auslegen: um welchen Lohn ſie, dem lauten
Trommelgeroll der Kureten und klapperndem Erze gehorſam,
In diktäiſcher Grotte den Himmelskönig genähret,
Sie nur haben gemein die Erzeugeten, ſie nur vereinbart
Häuſer und Stadt, und leben in mächtiger Hut des Geſetzes;
Heimath kennen nur ſie, und eigenes Herdes Penaten;
Und vom nahenden Winter gewarnt, arbeitet im Sommer
Emſig ein jeder für All', und verwahrt den gemeinſamen Vorrath.
Einige wachen für Nahrung und Koſt, nach getroffenem Bündniß
Weit durchſchaltend die Flur; ein Theil im Gehege der Häuſer
Legt die Narziſſusthrän', und zähen Leim aus der Rinde
Unten zuerſt dem Gewirk zu Gründungen, hängt dann darüber
Zellen von bindendem Wachs; theils pflegen ſie dort des Geſchlechtes
Hoffnung, die kindliche Brut; dort andere häufen des Honigs
Klarſten Seim, und dehnen mit lauterem Nektar die Speicher.

Auch fiel manchen das Loos, die Thore der Burg zu bewachen:
Dieſe ſpähn in dem Wechſel die Güſſ' und Gewölke des Himmels;
Oder empfahn die Laſten der kommenden; oder in Heerſchaar
Wehren ſie ab die Dronen, das träge Vieh, von den Krippen.
Raſtlos glüht das Gewerb', und Thymian duftet der Honig.
Und gleich wie der Cyklopen Betrieb zäh flüſſige Barren
Emſig in Blitz ausdehnt, ein Theil mit Bälgen von Stierhaut
Luft einhaucht und verbläst, ein Theil in den ziſchenden Kühltrog
Tauchet das Erz; laut dröhnt von Amboßſchlägen der Aetna;
All' itzt, froh Wettſchwungs, krafvoll rings, heben die Arm' auf,
Nach dem Verhalt, und drehn mit kneipender Zang den Glutſtahl;
Weniger nicht, wenn Kleines geziemt zu vergleichen mit Großem,
Drängt cekropiſche Bienen die angeſtammte Gewinnſucht,
Jede nach eigenem Amt. Der bejahrteren Sorg' iſt die Feſtung,
Schanzen zu bauen dem Gewirk, und dädaliſche Häuſer zu wölben.
Aber müd' in der Späte der Nacht kehrt wieder die Jugend,
Voll von Thymus die Bein'; auch Arbutus koſten ſie ringsum,
Blaugrün Weidengeſproß, Zeiland, und feurigen Krokus,
Auch die balſamiſche Lind', und die dunkele Blum Hyacinthus.
Alle ſie ruhen zugleich, und fliegen zugleich an die Arbeit.
Frühe drängt aus den Thoren die Schaar; nicht Raſt noch Verzug iſt:
Drauf wann Heſperus endlich, die blühenden Au'n zu verlaſſen,
Angemahnt, dann ſucht man das Dach, dann pflegt man des Leibes;
Lärmvoll tönt's, und umſumst Eingäng' und Schwellen der Wohnung.
Bald, nachdem ſie in Zellen ſich lagerten, ſchweiget die Nacht durch

Tiefe Still', und es feſſelt ihr Schlaf die ermatteten Glieder.
Doch nicht fern vom Gehöfe, wenn Regenſchauer herabhängt,
Weichen ſie, oder vertraun vor nahendem Oſte dem Himmel;
Dicht um die Mauern der Stadt in Sicherheit ſchöpfen ſie Waſſer,
Und nur kürzere Fahrt wird gewagt; auch Kieſelchen oftmals,
So wie ſchwankende Kähn' auf ſchüttelnder Woge den Ballaſt,
Heben ſie auf, und wägen den Flug, durch leere Gewölk hin.
Ja es gefiel auch jene bewunderte Sitte den Bienen,
Daß ſie keiner Begattung ſich freun, noch die Stärke des Leibes
Träg' auflöſen in Luſt, noch mütterlich Junge gebären;
Sondern ſelbſt mit dem Mund' auf Laub' und lieblichen Kräutern
Sammeln ſie Brut; den Erben des Throns und die kleinen Quiriten
Schaffen ſie ſelbſt, und ergänzen die Höf' und wächſernen Reiche,
Manche zerrieb auch an hartem Geſtein umirrend die Flügel,
Ja freiwillig den Geiſt verhauchten ſie unter der Bürde:
Solch iſt der Blumen Geluſt, und der Stolz in Erzeugung des Honigs.
Drum obgleich ſie ſelber das Ziel des beſchränkteren Alters
Früh empfängt, weil kaum der ſiebente Sommer erlebt wird:
Dennoch dauert unſterblich der Stamm, und Räume von Jahren
Blühet das Haus glanzreich, und Ahnherrn zählt man von Ahnherrn.
Auch dem Könige hat nie ſo Aegyptos, die große
Lydia nie, und der Parther Geſchlecht, noch der Meder Hydaſpes
Aufgemerkt. Wenn der König nur lebt, iſt alles in Eintracht:
Stirbt er, ſofort iſt gebrochen der Bund; den geſpeicherten Honig
Plündern ſie ſelbſt, und trennen den Bau der geflochtenen Tafeln.

Er iſt Hüter des Werks; ihm ſtaunen ſie all' in Ehrfurcht;
Ihn umſtehn ſie mit dichtem Geſumſ' als geſchaarte Trabanten;
Oft auf den Schultern erheben ſie ihn, und dem Kampfe die Leiber
Bieten ſie dar, und ſuchen den rühmlichen Tod durch die Wunden.
Mancher, von ſolchem Beweiſe geführt, und ſolcherlei Beiſpiel,
Lernte, daß in den Bienen ein Theil des göttlichen Geiſtes
Wohn', und ätheriſcher Hauch. Denn die Gottheit gehe durch alle
Lande ſowohl, als Räume des Meers, und Tiefen des Himmels;
Schafe daher und Rinder, der Menſch, und des Wildes Geſchlechter,
Jedes bei ſeiner Geburt entſchöpf' ihr zarte Belebung;
Siehe, auch dorthin kehre dereinſt, der Verweſung entronnen,
Alles zurück, und nirgend ſey Tod; es ſchwinge ſich lebend
Mit in die Zahl des Geſtirns, und ſchweb' hoch unter den Himmel.

Als Zeugen der goldenen Zeit werden die Bienen in der griechiſchen Anthologie geprieſen (überſetzt von Herder):

Säuſelt hinaus, ihr Bienen, ihr Kinder des honigen Frühlings,
Schwärmt auf Blumen und bringt euren geſammelten Thau
Uns. Den Sterblichen ſtrömt aus ihren niedlichen Zellen
Goldener Strom, ein Quell aus der verlebeten Zeit,
Wo nicht Hacke noch Karſt, wo Pflug und Stiere nicht gruben,
Wo die Natur uns ſelbſt Nektar in Strömen verlieh.
Fliegt dann, Schwärme der Luft, ihr Nektar bereitenden Bienen,
Zeugen der goldenen Zeit, die ihr genießet und ſchafft.

Indem die Bienen der großen Weltmutter beigegeben ſind und bei der Geburt der Natur dienen, werden ſie ins-

beſondere mit Beziehung auf den ſüßen Nahrungsſtoff, den ſie bereiten, als die Ammen des neugebornen Naturlebens oder Naturgottes aufgefaßt. Sie flogen herbei und flößten dem jungen Gott Zeus ihren Honig ein, während die Kureten eine lärmende Muſik machten (damit Saturn den kleinen Gott nicht möchte ſchreien hören). Daher ſoll es kommen, daß noch jetzt die Bienen, wenn ſie ſchwärmen, durch Metallklang, den ſie gern hören, ſich zähmen und leiten laſſen. Auch die goldne Farbe ſoll den Bienen von Zeus verliehen worden ſeyn, indem ſich derſelbe ſeinen Ammen dankbar beweiſen wollte. Bienen niſteten auf Creta vor der Grotte, in der ſie einſt den jungen Zeus genährt haben ſollen, und wurden im Alterthume fortwährend als die Wächterinnen dieſes Heiligthums angeſehen. Nach einer Sage bei Antoninus Liberalis wurde auch der Honig, den die Bienen einſt für Zeus geſammelt, noch aufbewahrt, und Aegolius und ſeine Gefährten, die ihn rauben wollten, wurden in Vögel verwandelt.

Ganz in demſelben Sinn wurde auch Dionyſos (Bacchus) durch Makris, die Tochter des ſchon genannten Ariſtäus, mit Honig ernährt (nach Nonnus). Dionyſos war keineswegs Weingott allein, ſondern der Gott der Vegetation des in den Pflanzen wirkenden Sonnenfeuers. Ihm war daher der Honig als der reinſte Extract der Pflanzenwelt geheiligt. Dieß ſtimmt mit dem Sinnbild der vom Löwen verzehrten Bienen zuſammen, das wir ſchon oben kennen gelernt haben. Der Löwe iſt wieder Dionyſos.

Die Bienen ſind aber vorzugsweiſe Ammen der Seelen, nicht des Körpers, und Vorſteherinnen weniger der Geburt, als vielmehr der Wiedergeburt. Die Idee der Wie-

dergeburt liegt ſchon in der Mythe vom Herkommen der Bienen aus dem todten Stiere. Man muß dabei vielleicht auf den Stier Hazeioſch der alten Parſen zurückkommen. Nach dem Bun-Deheſch (XIX. Kleuker Zendaveſta III. S. 92) wird in den letzten Zeiten dieſer Stier erſcheinen, in ſich tragend die Keime aller Wiedergeburten. Sind hiebei auch die Bienen nicht als Sinnbilder dieſer Keime für eine zweite beſſere Welt genannt, ſo ſcheint es doch, ſie dürfen als ſolche gedacht werden, und man kann daraus ein näheres Verſtändniß der den Stier und die Bienen ſo vielfach verbindenden Symbolik gewinnen. Zumal da die Biene, wie wir oben ſahen, dem perſiſchen Mithra-Cultus, in dem auch der Stier eine ſo bedeutende Rolle ſpielt, nicht fremd iſt.

Uebrigens iſt zu bemerken, daß nach Plinius (hist. nat. XI. 20.) nicht nur die Bienen aus der Leiche des Stiers, ſondern auch die Weſpen aus der Leiche des Pferdes und die Käfer aus der Leiche des Eſels ſollen hervorgegangen ſeyn. Dem liegt wahrſcheinlich eine alte Naturanſchauung zu Grunde, nach welcher die Inſectenwelt für ſpätern Urſprungs gehalten wurde, als die höhere Thierwelt. Daß aber aus todten Thieren wieder lebendige hervorgehen, und zwar geflügelte, muß hier vorzugsweiſe ins Auge gefaßt werden. Dieß hängt genau mit der Mythe von der Pſyche zuſammen. Der Leib ſtirbt, die Seele fliegt davon und wird neu geboren. Auch in einer merkwürdigen tſcherkeſſiſchen Sage (bei Neumann) tritt dieſe Idee der Wiedergeburt hervor. Merime, die Mutter Gottes, konnte die Bienen, als der Gott des Donners ihnen zürnte, nicht ſchützen, und alle kamen um bis auf eine einzige, welche die Göttin unter ihrem Hemde verborgen hatte und von der ein neues Volk der Bienen ab-

ſtammte. Vergleiche Dubois de Montpereux, Reiſe nach dem Kaukaſus (deutſche Ausgabe I. 78).

Waren nun die Bienen Sinnbilder der Wiedergeburt, ſo mußte man ſie gern mit Gräbern verbinden. Dieſe Bienen, noch übrig aus dem erſten Paradieſe, führen auch hinüber in das zweite, das uns jenſeits des Lebens erwartet. Dorthin, wo ſie Göttern und Seligen den Honig bereiten, führen ſie die Colonie der Sterblichen, von der Erde hinweg zu den ſeligen Inſeln.

Daher das Vorkommen der Bienen, des Honigs und Wachſes beim Cultus des Todes. Das Werk der Bienen galt als Reinigungs= und Läuterungsmittel der Seele von der moraliſchen und phyſiſchen Unreinigkeit, in ihrem Zuſammenhange mit dem Körper, und als ein Schutzmittel gegen die Vernichtung, als eine Bürgſchaft der Wiedergeburt.

Nach dem Scholiaſten des Theokrit hießen nicht bloß die Prieſterinnen der Artemis (der Geburtsgöttin), ſondern auch die der Perſephone (der Todesgöttin) Meliſſen, d. h. Bienen. Aber es waren keine Dienerinnen des Todes, ſondern vielmehr Helferinnen aus dem Tode. Damit ſtimmt zuſammen, was die Alten von den Bienen rühmen, daß ſie ſich nämlich niemals auf die unreinen Bohnen (das Symbol des Todes) ſetzen.

Hieher gehört auch, was Plinius vom Volksaberglauben der Alten meldet: Honig, worin Bienen geſtorben ſind, ſoll die Augen klar machen, und vor Blindheit ſchützen. Und Jamblichus: wer durch Honig eingeſchläfert worden iſt, wacht ſchwer wieder auf. — In dem ſchnurgeraden Wege, den die Biene allemal nimmt, wenn ſie mit ihrer Beute beladen heimkehrt, wollte man den Flug der Seele zur himmliſchen Heimath vorbedeutet ſehen.

Die Griechen brachten dem Pluto bei Leichenbegängniſſen Honigopfer. Vergl. Homers Odyſſee XI. 27. Derſelbe Gebrauch herrſcht ſogar noch heute unter den Ruſſen. Man ſtellt die Kutja (Todtenſpeiſe), wobei Honig iſt, auf einem Teller neben den Sarg (Kohl Petersburg I. S. 198). Der Honig bedeutet nicht eine bloße Reinigung, ſondern ausdrücklich die Wiedergeburt. In dieſem Sinne ſagt die Mythe vom Glaukos: dieſer Knabe habe mit einer Maus (dem Symbol der Nacht, alſo mit dem Tode ſelbſt) geſpielt, ſey darüber in ein Honigfaß gefallen, darin ertrunken, aber durch die Kraft des Honigs wieder belebt und aufgeweckt worden. Auch der Philoſoph und Phyſiker Demokrit verſprach, die Todten wieder zu wecken, wenn ſie in Honig aufbewahrt wurden. Ageſilaus wurde in Honig begraben. Auch im alten Babylon wurden die vornehmen Leichen in Honig begraben. (Herodes I. 198.) Daß die Aſſyrer ihre Leichen mit Wachs überzogen in Honig begruben, meldet Strabo im 14ten Buch. Auf dieſelbe Weiſe ſoll nach muhamedaniſcher Sage (des Ebn Batrik bei Herbelot) die Leiche Alexanders des Großen in einen goldenen mit Honig gefüllten Sarg gelegt worden ſeyn. Im birmaniſchen Reiche werden noch jetzt königliche Prinzen eine Zeitlang in Honig einbalſamirt, bis die Zeit zu ihrer feierlichen Verbrennung herannaht (nach Symes).

Statt des Honigs brauchte man auch Wachs. Nach Herodot (I. 140) wurden die Leichen der alten Perſer, nachdem ſie in freier Luft von den Vögeln ſkelettirt worden waren, mit Wachs überzogen und in dem Erbbegräbniß beigeſetzt. Eben ſo wurden auch die Leichen der Skythenkönige mit Wachs überzogen (Herodot IV. 71).

Das oben ſchon erwähnte Vorkommen von Bienen im Grabe des Königs Childerich deutet eben dahin. Man hat

auch in dem Hervorkommen der Biene aus dem Stier das Sinnbild der aus der irdiſchen Natur entfliegenden Seele ſehen wollen, und gewiß mit vollem Recht, wenn auch damit andere Deutungen des Stier-Bienenſymbols nicht ausgeſchloſſen ſind.

In dieſer Bedeutung der Seelenreinigung erſcheint der Honig auch als Gabe der Weisheit und Dichtkunſt, als Gabe des göttlichen Geiſtes überhaupt, und die Bienen werden zu Muſen. Dem Apollo wurde als dem Bienengott am 24ten Julius ein Opfer gebracht. Muſen in Geſtalt von Bienen zeigten den Joniern den Weg nach Aſien. Varro (de re rust. III. 16.) nennt die Bienen Vögel der Muſen. Athenäus (XIV. 8.) erwähnt die bienengeflügelten Melodien der Muſen (*μέλεα μελιττοπτέρωτα Μουσᾶν*). Plato (im Jon) ſagt: der Dichter gleiche der Biene, ein leichtes, geflügeltes und heiliges Weſen, der Gottheit voll. Von Platon und Pindar erzählt man, daß ſie in ihrer Kindheit von Bienen genährt und mit der Gabe der ſüßen Rede beſchenkt worden ſeyen.

Dienend dem Gott der Seher und Dichter Apollon verfertigten, nach einer Sage bei Pauſanias 10, 5, zu Delphi, wo ſein großes Orakel war, die Bienen einen zierlichen Miniaturtempel aus Wachs, der den Hyperboreern als Ehrengeſchenk überſandt wurde.

Sehr anmuthig und galant werden in der griechiſchen Anthologie die Verſe der Sängerin Erinna mit den honigvollen Waben der Bienen verglichen:

Sieh hier Waben Erinnens, der Lesbiſchen! Wenn ſie nur klein ſind
Füllet ſie doch durchaus Honig vom Helikon an.

Dreimalhundert der Zeilen des neunzehnjährigen Mägdleins
Gleichen, erhabner Homer, deinem heroiſchen Lied.
Mochte die Spindel ſie drehn, dem Gebot der Erzeugerin folgſam,
Oder am Webſtuhl ſtehn, diente den Muſen ſie doch.
Um ſo viel Erinna in lyriſchen Weiſen der Sappho
Nachſteht, ſo viel ihr Sappho im epiſchen Maaß.

Mit dem Honig im Rachen des todten Löwen (in Simſons Räthſel) hat Pater Abraham a Sancta Clara recht glücklich die heiligen Geſänge im Munde der fühlloſen Mönche verglichen (Judas III. S. 103).

Auch in der nordiſchen Götterlehre bedeutet der Honig die Gabe der Dichtkunſt. Die jüngere Edda erzählt davon ein ſehr artiges Mährchen, das ich aus der Uebertragung von Rühs hier mittheilen will:

Die Götter führten Krieg mit dem Volk, das Vanen heißt. Sie verabredeten eine Zuſammenkunft, um Frieden zu ſchließen, der auf die Weiſe eingegangen ward, daß ſie beide in ein Gefäß ſpuckten. Dieſes Friedenszeichen ſchufen die Aſen hernach in einen Mann um, Namens Quaſir, der ſo weiſe war, daß niemand ihn wornach fragen konnte, worauf er nicht Beſcheid wußte. Er fuhr weit im Lande umher, um die Menſchen zu unterrichten. Einmal kam er zu den Zwergen Fialar und Galar, die ihn tödteten und ſein Blut in zwei Fäſſer rinnen ließen, Son und Boden, und in einen Keſſel, Odraerer. Sie miſchten Honig in das Blut, woraus ein ſo herrlicher Meth entſtand, daß wer davon trinkt, Dichter und weiſer Mann wird. Die Zwerge berichteten den Aſen, daß Quaſir in Weisheit ertrunken ſey, weil keiner ſo klug war, um ihn genug ausfragen zu können. Die Zwerge baten einen Rieſen, Namens Gilling, nebſt ſeiner

Frau zu ſich, und da er kam, baten ſie ihn, mit ihnen auf die See zu rudern. Da ſie etwas vom Lande gekommen waren, ruderten die Zwerge nach den Klippen, und ſtießen das Schiff um. Gilling, der nicht ſchwimmen konnte, ertrank, wogegen die Zwerge das Schiff umwandten, und wieder ans Land ruderten. Da ſie ſeiner Frau dieſe Begebenheit erzählten, nahm ſie es zu Herzen, und brach in lautes Weinen aus. Fialar fragte ſie, ob es nicht ihr Gemüth erleichtern könnte, nach der See hinaus zu ſehen, wo er umgekommen war. Da ſie es bejahete, ſagte er zu ſeinem Bruder Galar, hinauf über die Thüre zu gehen, und wenn ſie hinausginge, einen Mühlſtein auf ihren Kopf herabfallen zu laſſen, weil er ihr Geſchrei nicht ausſtehen könne. Der Bruder that nach ſeinem Verlangen. Da der Rieſe, Gillings Sohn, Suttung, dieß erfuhr, zog er hin, griff die Zwerge, führte ſie auf die See hinaus, und ſetzte ſie auf eine umfloſſenen Klippe. Sie baten Suttung, ihr Leben zu ſchonen, und boten ihm zur Verſöhnung der Blutrache den herrlichen Meth, was auch angenommen ward. Suttung nahm den Meth mit ſich nach Hauſe, und verbarg ihn auf der Stelle, die Knitberg heißt. Seiner Tochter Gunlödi übertrug er die Aufſicht. Davon hat die Dichtkunſt den Namen Quaſirs Blut, Zwerge Trunk, Odrers oder Bodnes oder Sons Naß, Zwerge Schiff oder Löſegeld, und Knitbergs Meth oder Naß. Aeger bemerkte dabei: es kommt mir etwas ſonderbar vor, der Dichtkunſt dieſe Namen zu geben. Aber wie bemächtigten ſich die Aſen Suttungs Meth? Bragi antwortete: auf folgende Weiſe gelangten ſie dazu: Odin zog von Hauſe, und kam nach einem Ort, wo neun Sklaven Heu mähten. Er fragte ſie, ob er ihre Senſen wetzen ſollte? Sie dankten für das Anerbieten. Er nahm alſo einen Wetzſtein aus ſeinem

Gürtel und ſchärfte die Senſen. Sie ſchienen ihnen jetzt weit beſſer zu ſchneiden, und ſie feilſchten um den Stein. Er antwortete: wer ihn kaufen wollte, ſollte geben, was billig ſey; alle ſagten, ſie wollten ihn kaufen, der eine lieber, als der andere. Er warf alſo den Stein in die Luft, und da alle ihn greifen wollten, kamen ſie ſo ins Handgemenge, daß ſie einander mit ihren Eiſen tödteten. Odin ſuchte Nachtherberge bei einem Rieſen, Namens Baugi, einem Bruder Suttungs. Baugi klagte ſeine Umſtände, indem ſeine neun Knechte einander getödtet hätten, und er nicht wiſſe, wie er Arbeiter bekommen ſollte. Odin nannte ſich Bölwerk. Er erbot ſich, die Arbeit der neun Männer für Baugi zu übernehmen, wenn dieſer ihm einen Trunk von Suttungs Meth verſchaffe. Baugi antwortete: es ſtehe nicht bei ihm, weil Suttung ihn für ſich behalten wollte; er würde ihn aber dahin begleiten und verſuchen, ob er ihn bekommen könnte. Im Sommer verrichtete Bölwerk die Arbeit der neun Männer, aber da der Winter kam, verlangte er ſeinen Lohn von Baugi. Da begaben ſie ſich beide zu Suttung. Baugi erzählte ſeinem Bruder, was er Bölwerk verſprochen hatte, aber Suttung ſchlug ihr Begehren geradezu ab. Bölwerk ſprach alſo mit Baugi, zu verſuchen, ob ſie ſich des Meths durch eine oder die andere Liſt bemächtigen könnten. Baugi war damit zufrieden. Bölwerk zog darauf einen Bohrer hervor, Namens Rati, und gebot Baugi, den Fels zu durchbohren, denn der Bohrer war ſcharf. Baugi begann zu bohren, und ſagte, es ſey durchgebohrt, aber Bölwerk blies ins Bohrloch, und da die Spåne gegen ihn flogen, merkte er, daß ihn Baugi betrügen wollte. Er verlangte alſo, daß Baugi ganz durchbohren ſollte. Baugi bohrte wieder, und da Bölwerk nun hineinblies, flogen die Spåne zur andern Seite hinaus. Böl-

14 *

werk verwandelte ſich in eine Schlange und kroch durch das Loch. Baugi ſtach nach ihm mit dem Bohrer, doch ohne ihn zu treffen. Bölwerk zog dahin, wo Gunlöde lag, und lag bei ihr drei Nächte. Sie erlaubte ihm dreimal vom Meth zu trinken. Beim erſten Trunk leerte er den ganzen Odreire, beim zweiten Bode, beim dritten Son, ſo daß er allen Meth hatte. Hierauf verwandelte er ſich in Adlergeſtalt, und flog in größter Eile fort. Suttung, des Adlers Flug ſehend, nahm ein Adlergewand und flog ihm nach. Da die Aſen Odin kommen ſahen, ſetzten ſie Gefäße in den Hof, und als er Asgaard erreichte, ſpie er den Meth in die Gefäße. Aber in der großen Verlegenheit, da Suttung ganz nahe bei ihm war, verlor er etwas von hinten, worum ſich keiner bekümmerte, ſo daß es nehmen konnte wer wollte. Das nennen wir der ſchlechten Dichter Theil. Suttungs Meth gab Odin den Aſen und allen guten Dichtern. Dieß iſt der Urſprung von dem, was wir Dichtkunſt, Odins Fang oder Fund, oder Trank, oder der Aſen Gabe und Trank nennen. (Rühs Edda, 239.)

Die Bienen und der Honig hatten noch viele gute Bedeutungen. Plutarch und Aelian (V. 11.) ſagen: die Bienen haſſen Unkeuſche und verfolgen ſie mit ihrem Stachel. Athenäus ſchreibt dem Honig die Gabe zu, das Leben zu verlängern und rühmt das hohe Alter der Corſikaner, welches ſie nur dem beſtändigen Genuß des Honigs verdankten.

Der Honig ſteht in Wahlverwandtſchaft mit der Milch. Von glückſeligen Ländern und Paradieſen ſagt man: es fließt Milch und Honig darin. Dieß Bild kommt nicht nur in der Bibel vor, 2. Buch Moſis 3, 8; ſondern auch bei Griechen und Römern, in den Bacchantinnen des Euripides 142, in Theokrits Idyllen V. 124, in Ovids Metamorphoſen I. 111.

Nach Didymus bei Lactantius im 22ſten Buch waren die Ammen des Zeus zwei Schweſtern Meliſſa (die Biene) und Amalthea (die Ziege). Jene bot ihm Honig, dieſe Milch, und das war überhaupt die berühmte Götternahrung Ambroſia und Nektar.

Dagegen bilden Wermuth und Honig einen Gegenſatz. Jener iſt das Bitterſte, dieſer das Süßeſte in der Natur. Auf eine ſehr ſinnige Weiſe deutete man dieſen Gegenſatz wieder um. Zu viel Honig erweckt Bitterkeit und macht die Galle groß; Wermuth dagegen reinigt den Körper und ſo kommt Bitteres aus Süßem, Süßes aus Bitterm. (Pierii hierogl. S. 556). Das Bittere beim Süßen wird auch ſchon durch den Bienenſtachel neben dem Honig vertreten, daher die Sprüchwörter: der Stachel iſt nicht weit vom Honig — Honig im Munde, Galle im Herzen.

Vorzüglich aber war der Bienenſtock das Sinnbild und Muſter eines wohlgeordneten Staates. Plotinus (Ennead. III. 4. 2.) nennt die Biene vorzugsweiſe das bürgerliche Thier. Weil aber der Bienenſtaat vom Weiſel beherrſcht wird, dachte man immer unter dem Bilde des Bienenſtaates eine Monarchie. So in Indien. In Wilſons Theater der Hindu heißt es (I. S. 205):

Die Bäume breiten ihre Blüthen aus,
Umſchwärmt von raſtlos vielgeſchäft'gen Bienen,
Die den Tribut für ihren König ſammeln.

Unter Aelians Thiergeſchichten (V. 11.) kommt folgende ſchöne Schilderung des Bienenkönigs vor (nach Jacobs):

„Der König der Bienen ſorgt für gute Ordnung des Schwarmes auf folgende Weiſe. Dem einen befiehlt er, Waſſer zu tragen; dem andern, im Innern Honigſcheiben zu bilden; eine dritte Abtheilung ſchickt er auf die Weide aus. Dann wechſeln ſie mit der Arbeit nach der Reihe; und auf das ſchönſte vertheilt, pflegen die Bejahrteren das Haus zu hüten. Dem Könige ſelbſt aber iſt es genug, für das zu ſorgen, was ich geſagt habe, und Geſetze vorzuſchreiben nach der Weiſe großer Herrſcher, welche die Philoſophen Politiker und Königliche nennen; im Uebrigen ruht er, und iſt von eigener Arbeit entbunden. Wenn es gut für die Bienen iſt umzuziehen, dann ändert der Regent ſeinen Aufenthalt; und ſo lange er noch jung iſt, führt er ſie an, die übrigen aber laſſen ſich führen; iſt er älter, ſo wird er getragen, und die andern Bienen nehmen ihn auf ſich. Die Bienen überlaſſen ſich auf ein gegebenes Zeichen dem Schlafe. Wenn es Zeit ſcheint zu ſchlafen, befiehlt der König einer das Zeichen zu geben; dieſe befolgt den Befehl und macht den Herold; die Bienen aber, die bis dahin geſummt haben, wenden ſich zu ihrem Nachtlager. So lange der König lebt, gedeiht der Schwarm in Frieden, und alle Unordnung iſt verbannt: die Drohnen raſten ruhig in ihren Zellen; die bejahrteren wohnen beſonders; die jungen beſonders, und der König für ſich; die Honigſcheiben ſind für ſich, das Futter und die Abtritte abgeſondert. Kommt aber der König um, ſo geräth alles in Unordnung und Anarchie."

Nach Horapollo bedeuteten die auf ägyptiſchen Denkmälern vorkommenden Bienen den König des Volks. Nach Artemidors Traumbuch bedeutet ein Bienenſchwarm dem, an den er ſich (im Traum geſehen) anhängt, die Königswürde. Nach Plinius (VIII. 42.) deutete ein Bienenſchwarm, der

ſich auf das in einem Sumpf ſteckengebliebene, aber ſich glücklich wieder herausarbeitende Pferd des Dionyſius von Syrakus ſetzte, dieſem die Königswürde an. Derſelbe Glaube herrſcht auch im hohen Norden. Von Weidewut, dem älteſten Prieſterkönig der alten Preußen und Litthauer, berichtet die Sage, er habe das wilde Volk durch das Beiſpiel eines Bienenſtocks vereinigt und an Ordnung gewöhnt. Der Bienenſtock erſcheint prophetiſch bei Königswahlen. Bei einer ſolchen Wahl in Polen hing ſich ein Bienenſchwarm an Michael Wisniowicky, und bloß wegen dieſes günſtigen Zeichens wurde derſelbe wirklich gewählt.

Auch ganz im Allgemeinen bedeutet ein Bienenſtock das Volk. So werden die Usbeken von ihren Nachbarn ein Bienenſtock ohne Honig genannt, deſſen Stachel ſich auszuſetzen gefährlich ſey, ohne daß die Beute der Mühe lohnen würde (Elphinſtone's Afghaniſtan). Wenn ſich ein Bienenſchwarm an einen Kirchthurm hängt, ſoll es fremdes Kriegsvolk bedeuten.

In noch engerm Sinn bedeuten die Bienen ein junges Volk, ein Wandervolk, eine Colonie. Das jährliche Schwärmen aus den Bienenſtöcken mußte zu dieſem Sinnbild Veranlaſſung geben. Daher die mehrfach wiederholten Sagen bei den Alten von den Muſen, die in Bienengeſtalt die Jonier nach Aſien geführt, von den Nymphen, die in Bienengeſtalt eine Colonie nach Epheſus geführt (nach Philoſtratus), von dem Bienenſchwarm, der ſich zu Laurentum auf einem heiligen Lorbeerbaum niederließ und die Ankunft des Aeneas und ſeiner trojaniſchen Colonie in Italien verkündete. Auch Ariſtäos, der Bienenvater, von dem oben ausführlicher die Rede war, erſcheint als Colonienführer, als Sonnenprieſter,

der den Sonnencultus in verſchiedene Länder bringt. Vergl. über ihn Ritters Vorhalle S. 352.

Gewiß nicht unmerkwürdig iſt die Erfahrung, daß die Bienen wirklich den Anſiedlungen der Menſchen vorhergehen. In den nordamerikaniſchen Urwäldern werden ſie von den Indianern „die Vorläufer des weißen Mannes“ genannt. Staunend ſahen dieſe Wilden einſt die erſten Bienen im Walde fliegen und koſteten den erſten Honig, unwiſſend, woher dieß neue Wunder der Natur. Aber bald tönte die Axt des Europäers in demſelben Walde. Die Bienen waren ihm vorangezogen. (Ausland 1835 S. 427).

Ein ähnliches Staunen über den erſten Fund des Honigs ſchildert Ovid in den Faſtis auf die lieblichſte Weiſe. Als Bacchus auf ſeinem großen Triumphzuge einſt durch Wälder kam, die der Erzklang ſeines muſicirenden Gefolges durchtönte, flogen neugierig die Vögel herbei und unter ihnen auch die bisher unbekannten Bienen. Bacchus aber ſchloß dieſe zierlichen Geſchöpfe in einen hohlen Baum ein und ſie gaben ihm den erſten Honig. Da ſchlich einmal der kahle Silen in den Wald, um auch von dem ſüßen Honig zu koſten, fand den Baum und ſtrebte hinauf, indem er ſich auf die Zehen ſtellte und ſeine kurze Geſtalt ausſtreckte; aber die Bienen flogen grimmig heraus und zerſtachen ihm die Glatze; er fiel auf ſeinen Eſel, dieſer ſchlug ihn und in jämmerlichem Zuſtand fanden ihn die um Hülfe gerufenen Satyrn am Boden liegen und trieben ihren Spott mit ihm.

Bienenſchwärme, die ſich während eines Kriegszuges im Lager oder Heere zeigen, bedeuten demſelben Unglück, den Ueberfall und Sieg des Feindes und Tod des Feldherrn. So wurde der Schwarm gedeutet, der ſich einſt im Lager

des Druſus niederließ (Dio Caſſius LIV. 33. Plinius Naturgeſchichte XI. 18). Wie lange derſelbe Glauben ſich erhielt, geht daraus hervor, daß eine Biene, die ſich kurz vor der Sempacher Schlacht auf die Waffen des Herzogs Leopold ſetzte, als Unglückszeichen angeſehen wurde (Vergl. Wackernagel Leſebuch S. 703).

Bei mehreren andern Volksmeinungen läßt ſich der Sinn weniger deutlich errathen. Man glaubt, wenn der Herr der Bienenſtöcke ſterbe, müſſe man dieſelben aus ihrer Stelle rücken. Vielleicht iſt dieſer Glaube urſprünglich durch die Sympathie veranlaßt worden, in der die Bienen zuweilen mit den kundigſten Bienenvätern ſtehen, oder überhaupt durch den Magnetismus, der in ihrem Inſtinct und Kunſttrieb ſich ausſpricht. Zu Labruquière in den Pyrenäen hält man für nothwendig, ein altes Kleid des Verſtorbenen unter den Bienenſtöcken zu begraben, auch die Bienen niemals zu verkaufen, ſondern nur zu verſchenken oder zu vertauſchen. Vergl. das Ausland von 1840 Nr. 43. Von jener Sympathie kam ein merkwürdiger Fall zu Nantes vor im Jahre 1777. Eine Dame, die ſich immer gern mit der Pflege der Bienen abgegeben, wurde krank. Da kamen ihre Bienen in großen Schwärmen aus den entfernten Stöcken herbei und flogen in ihr Haus und in ihr Zimmer. Scheitlin Thierſeelenkunde I. 272. — Hieher gehört auch ein komiſcher Zug. Jean Paul beſchreibt ſehr luſtig den Leichenzug eines Hofmarſchalls. Der Erbe hatte einem alten Aberglauben zufolge während des Zuges die Bienenſtöcke verrücken laſſen (weil man glaubt, ſie gedeihen dann unter dem neuen Herrn ſo gut wie unter dem verblichenen). Dadurch waren aber die Bienen in Unruhe und Aufruhr gerathen und überfielen den Leichenzug, der dadurch ſein ſteifes und feierliches Cere-

moniell aufzugeben und zu einer lächerlichen Flucht gezwungen wurde. J. Pauls Werke Band 59. vorn.

Noch andere Volksmeinungen. Die Biene ſoll das Echo nicht vertragen können und in keiner Gegend ſich anſiedeln, in der ein lautes Echo zu finden iſt (Wagner Schauplatz ungereimter Meinungen).

Im Traum geſehen ſollen die Bienen Feuer bedeuten, und wenn ſie ſich an ein Haus anhängen, den Brand desſelben Hauſes.

Dieß mögen alles Volksmeinungen ſeyn, die ſich noch von alten heidniſchen Zeiten her erhalten haben. Aber auch im chriſtlichen Glauben behielten die Bienen noch etwas Heiliges. Man ſagt, die Bienen können das Fluchen nicht vertragen. Von den Bienen kommt das Wachs, das ſo vielfach zum Gottesdienſt, insbeſondere zu den geweihten Kerzen gebraucht wird. Der Honig, den man bei der Taufe den Kindern zu koſten gibt, iſt ein Sinnbild des Paradieſes, das durch die Taufe verheißen wird. An vielen Orten wird am grünen Donnerstag Honig gegeſſen, wahrſcheinlich im alten Sinn der Reinigung und als Vorbereitung auf Oſtern. In den Legenden erſcheinen die Bienen häufig als fromme dienſtbare Weſen. Als der heilige Modomoc Irland verließ, ſollen ihm alle Bienen auf das Meer nachgefolgt ſeyn. Im Bergiſchen gibt es eine Immencapelle, wo einſt die Bienen um eine weggeworfene Hoſtie eine künſtliche Monſtranz aus Wachs ſollen geformt haben. An einem andern Ort ſollen ſie dasſelbe in einem hohlen Baum gethan haben. Nach einer andern Legende wollte ein Bauer ſeinen Bienenſtöcken dadurch, daß er eine Hoſtie hineinlegte, Segen bringen. Aber

wie ſtaunte er, als er am andern Morgen die Waben in einen kleinen Dom von Wachs verwandelt ſah, der ein Sanctuarium um die Hoſtie bildete (beſungen von Victor Strauß):

Kommen emſig alle Bienen,
Selbſt die Drohne will nicht raſten,
Mit den Füßchen baun ſie hurtig
Schlanke Säulenreihn von Wachſe,
Leichte Bogen, ſpitz ſich neigend,
Wölben droben ſich zur Halle.

Ebenſo fand man in der Hand der einſam verſchiedenen S. Bonizella einen kunſtreichen Wachskelch, den ihr die Bienen nach ihrem Tode in die Hand hinein gearbeitet hatten. So ſollen ſich im Grabe zweier heil. Jungfrauen zu Verona die Bienen in den jungfräulichen Leibern ihre Bienenſtöcke angelegt haben. Von der heil. Gobinate wird geſagt, ſie habe einſt durch ihr Gebet einen Bienenſtock in bewaffnete Krieger verwandelt, um die Feinde zu vertreiben. Vom heil. Ambroſius heißt es, wie von Plato, Bienen hätten ihn als Kind ernährt. Eben ſo vom heil. Iſidorus Hiſpalenſis und Dominicus. Deßgleichen hat der heilige Chryſoſtomus (Goldmund) wegen ſeiner Beredſamkeit einen Bienenkorb zum Attribut, und nicht minder Bernhard von Clairvaux, der überdieß wegen ſeiner entzückenden Rede doctor mellifluus hieß. Nur in der Geſchichte des heiligen Albericus haben die Bienen eine ſchlimme Bedeutung, ſofern er denſelben nackend ausgeſetzt und von ihnen zerſtochen wurde. Auch ſchon bei den alten Juden war es üblich, Ehebrecher nackt den Bienen vorzuwerfen (Bocharti hieroz. II. S. 510).

Auf einem ſchönen Gemälde von Tizian zeigt das Chriſtuskind der Madonna ſinnig eine Biene.

Originell iſt folgende wallachiſche Legende. Gott frug den Teufel um Rath, ob er nur eine Sonne machen ſolle, oder mehrere. Der Teufel rieth nur eine zu machen, denn er überlegte, wenn mehrere Sonnen am Himmel ſtünden, würde die Erde oben ſo heiß werden, daß man die Hölle unter ihr gar nicht mehr brauchen werde. Eine Biene ſaß auf ſeinem Kopf, ohne daß er ſie bemerkt hatte, und flog davon. Da ſah er ſie, und unwillig, von ihr behorcht worden zu ſeyn, ſchlug er mit der Peitſche nach ihr und traf ſie ſo, daß ſie ſeitdem mitten durchſchnitten blieb und auch ein wenig ſchwarz wurde.

Poetiſche Bilder und Gleichniſſe vom Bienenvolk kommen ſehr oft vor. Der heilige Ambroſius verglich die Kirche mit einem Bienenkorb und ſich ſelbſt mit einer Biene, die dem Stocke ſtets treu bleibe, fleißig in ihm arbeite, den Honig (der Beredſamkeit) eintrage, den Rauch (der Schmeichelei und Hoffart) haſſe ꝛc.

Auch der Dominicaner Thomas von Cantimprat ſchrieb ein Buch, in welchem er alle Tugenden des Chriſten in der Biene vorgebildet ſah. Deßgleichen ſahe Pater Abraham a Sta Clara in dem Staat der Bienen, von denen man glaubt, daß ſie alle jungfräulich lebten, ein Sinnbild des Kloſterlebens (Judas IV. 14).

Fiſchart verglich im Zeitalter der Reformation die Kirche ebenfalls mit einem Bienenkorb, aber im ſchlimmen Sinn, daher nicht glücklich, denn das fromme Volk der Bienen eignet ſich zur Verſpottung nicht *). — Die Bezähmung

*) Unter dem Namen „die Fabel von den Bienen“ ſchrieb Mandeville im Jahre 1729 ſogar ein Buch, das gegen das Chriſtenthum gerichtet war und in London vom Henker verbrannt wurde.

der wilden und kriegeriſchen Völker durch die Kirche (Weihrauch, Kirchenmuſik ꝛc.) hat man auch mit der Art und Weiſe verglichen, wie man die aufgeregten Bienen durch Rauch und Erzklang oder Trommeln bezähmt.

Sehr glücklich vergleicht der Koran das menſchliche Leben mit dem Leben der Biene. Der Menſch ſoll, wie die Biene, von allem genießen, aber aus allem nur das Gute ziehen und nach einem fleißigen und harmoniſchen Leben auf den von Gott gewieſenen Wegen wieder heimkehren (16te Sure des Koran).

Ein altes Loblied auf das friedliche Gemeindeleben der Bienen findet ſich in des Knaben Wunderhorn III. 60, nur von der beſchreibenden Art, die ſpäter Brockes in ſeinem irdiſchen Vergnügen in Gott noch mehr in die Breite gezogen hat.

Sinnreich iſt eine Fabel von Pfeffel, welche die franzöſiſche Revolution unter dem Bild einer Revolution im Bienenkorbe auffaßt. Die frommen und fleißigen Bienen werden plötzlich rebelliſch, hören auf zu ſammeln und zu arbeiten, bekämpfen und tödten einander und müſſen am Ende alle, weil ſie keinen Vorrath mehr haben, verhungern.

Ein Bienenkorb war oft auf Münzen und anderwärts das Sinnbild republicaniſcher Freiheit, Gleichheit und Brüderſchaft. Man brauchte dabei gern die Deviſe: mens omnibus una oder labor omnibus unus.

Moraliſche Gedanken ſind ebenfalls ſehr oft in Gleichniſſen von der Biene ausgedrückt worden. So ſagt St. Martin (im Geiſt und Weſen der Dinge), indem er die Biene mit dem Schmetterling vergleicht: jene iſt die lebendige Liebe, die alles in ſich hat, dieſer iſt die todte Schönheit, die alles nur auf ſich hat. — Sie bilden einen Gegen-

ſatz unter den Inſecten, wie die Lilien und Tulpen unter den Blumen, oder wie die Nachtigall und der Papagai unter den Vögeln.

Jean Paul ſagt einmal: die Biene braucht ihr Wachs nicht wie der Menſch, der es ihr raubt, zu Masken und Kerzen, ſondern nur zu Zellen für den Honig. So ſoll auch der Dichter nicht täuſchen noch enttäuſchen, ſondern nur das Leben verſüßen.

Ziemlich gemein iſt der Gebrauch der Biene als eines Sinnbildes für den Fleiß, das fleißige Sammeln, die Gelehrſamkeit, gelehrte Geſellſchaften, Zeitſchriften ꝛc. Edler iſt die Vergleichung, wenn man hervorhebt, daß die Biene zwar alles prüft, aber nur das Gute behält, und ſogar aus dem Bittern Süßes zieht, und ſogar aus giftigen Blumen geſunden und heilkräftigen Honig. Nicht minder ſchön iſt die Wendung, daß die Biene den Honig nicht für ſich allein, ſondern auch für andre ſammle, daß ihr Fleiß uneigennützig iſt. Daher ein beliebtes Sinnbild die Biene mit der Deviſe: sic vos non vobis. (nach Virgil).

Auch die Rüſtung und der kriegeriſche Muth der Biene iſt oft hervorgehoben worden, theils in erotiſchen Bildern, theils zur Bezeichnung des poetiſchen Witzes und der Rache, welche Dichter üben. „Die Biene, welche ſticht, die kann auch Honig geben“ oder umgekehrt, „nimm dich in Acht, auch dieſes ſüße fromme Geſchöpf hat einen gefährlichen Stachel.“

Dieß führt uns zu der erotiſchen Bedeutung der Biene. Die Liebe iſt ſüß, aber auch gefährlich. Deßhalb ſind ihre beliebteſten Sinnbilder von jeher theils die ſchöne Roſe mit

ihrem Dorn, theils die ſüße Biene mit ihrem Stachel geweſen. Die Biene aber eignete ſich um ſo mehr zu einem Symbol der Liebe, als ſie, wie wir oben ſchon ſahen, in der genaueſten Beziehung zur großen Naturmutter ſtand und zu Hochzeiten und Geburten. Das frühere, ſtrengere, hierarchiſche Heidenthum ſcheint mehr die tiefſinnigen und unſchuldigen, das ſpätere poetiſche und frivole Heidenthum mehr die witzigen und lasciven Nebenbegriffe hervorgehoben zu haben.

Schon bei den Indern iſt die Biene ein Attribut des Liebesgottes Kama. Er ſetzt ſeinen Fuß auf eine Biene. Die Sehne ſeines Bogens iſt eine Reihe von Bienen, wodurch ausgedrückt werden ſoll, daß, wenn ſeine Pfeile Schmerzen verurſachen, es nur ſüße Schmerzen ſind. — In ähnlicher Weiſe kommt die Biene auch mit dem griechiſchen Eros in Verbindung. Eros taucht ſeinen Pfeil in Honig. Eros wird von einer Biene geſtochen und klagt ſeiner Mutter. Eros ſtürzt einen Bienenkorb um (antike Paſte bei Winckelmann IX. 416). Davon war ſchon oben in unſerer Erörterung aller Mythen und Symbole des Eros die Rede. Die derben nugae venales (S. 37.) vergleichen den Amor ſelbſt mit einer Biene, quia in ore mel, in cauda aculeum habet. Pater Abraham a Sta Clara drückt dieß aus: vorn ſüß, hinten Spieß (Judas der Erzſchelm II. S. 69).

Vorzugsweiſe wurde die Emſigkeit, mit welcher Bienen von den Blumen Honig ſammeln, mit dem Bemühen der Liebenden um zärtliche Küſſe verglichen. Darauf gründete man ſogar eine ganz neue Mythologie der Bienen. Vor allen andern Dichtern aber hat in dieſer Beziehung unſer Logau die lieblichſte Mythe vom Urſprung der Bienen gedichtet:

Jungfern, habt ihr nicht vernommen,
Wo die Bienen hergekommen?

Oder habt ihr nicht erfahren,
Was der Venus widerfahren,
Da ſie den Adonis liebte,
Der ſie labt' und auch betrübte?

Wann im Schatten kühler Myrthen,
Sie ſich kamen zu bewirthen,
Folgte nichts als lieblich Liebeln;
Folgte nichts als tückiſch Bübeln,
Wollten ohne ſüßes Küſſen
Nimmer keine Zeit vermiſſen;
Küßten eine lange Länge,
Küßten eine große Menge,
Küßten immer in die Wette,
Eines war des andern Klette,
Bis es Venus ſo verfügte,
Die dieß Thun ſehr wohl vergnügte,
Daß die Geiſter, die ſie hauchten,
Immer blieben, nie verrauchten;
Daß die Küſſe Flügel nahmen,
Hin und her mit Heeren kamen,
Füllten alles Leer der Lüfte,
Wieſe, Thal, Berg, Wald, Feld, Klüfte,
Paarten ſich zum Küſſen immer,
Hielten ohne ſich ſich nimmer,
Saßen auf die Menſchentöchter,
Machten manches Mundgelächter,
Wenn ſie ſie mit Küſſen grüßten,
Wenn ſie ſie mit Grüßen küßten.

Aber Neid hat ſcheel geſehen;
Und Verhängniß ließ geſchehen,
Daß ein ſchäumend wilder Eber
Ward Adonis Todtengräber.

Venus voller Zorn und Wüthen,
Hat gar ſchwerlich dieß erlitten.

Als ſie mehr nicht konnte ſchaffen,
Gieng ſie, ließ zuſammen raffen
Aller dieſer Küſſe Schaaren,
Wo ſie zu bekommen waren,
Machte draus die Honigleute,
Daß ſie gäben ſüße Beute,
Daß ſie aber auch darneben
Einen ſcharfen Stachel gäben,
So wie ſie das Küſſen büßen
Und mit Leid erſetzen müſſen.

Sag ich dieſes einem Tauben,
Wollt ihr Jungfern dieß nicht glauben:
Wünſch ich euch, für ſolche Tücke,
Daß euch Küſſen nie erquicke!
Glaubt ihr's aber, o ſo ſchauet,
Daß ihr nicht dem Stachel trauet!

In einem andern kleinen Gedicht ſagt Logau:

Phyllis ſchlief: ein Bienlein kam,
Saß auf ihren Mund, und nahm
Honig oder was es war,
Koridon, dir zur Gefahr!
Denn ſie kam von ihr auf dich,
Gab dir einen bittern Stich.
Ei wie recht! Du, fauler Mann,
Sollteſt thun, was ſie gethan.

Logau's ſchöne Mythe iſt in dem Aemſen-Immenkrieg von Bereslas (Berlin 1841) nachgeahmt:

Venus, von glücklicher Liebe beſeelt zu dem holden Adonis,
Sprach: „Der ſeligen Zeit verbleib' ein lebendiges Denkmal!"
Da entquollen den Händen der Himmliſchen Wundergeſchöpfe.
Leicht auf ätheriſchen Schwingen entſchwebten ſie, gleichwie der Liebe

Süße Gedanken, durchs Frühlingsgefild in die lockende Ferne.
Immer nur ſuchend das Eine, des Lebens liebliches Labſal,
Wo es aus himmliſcher Höh' in Blumenherzen ſich ſenkte, —
Selig im Suchen und Finden, und ſelig im Wiedergeben.
Cypria lächelte ſüß, voll Freud' an dem ſinnigen Werke.
Aber das Schickſal lauerte ſchon heimtückiſch, und plötzlich
Brach es herein, und der Herrliche ſank vom Zahne des Ebers.
Nun in unendlichem Leid durchſchweifte die trauernde Göttin
Hain und Gebirg, — das bang nachrief die weinende Stimme, —
Bis ſich ihr Herz der Thränen geſättigt. Da rief ſie mit Wehmuth
Ihre kleinen Trabanten: die Roſe der Liebe hat Dornen,
Schmerzliche Dornen, auch euch nicht mangle der bittere Stachel.
Seyd denn, wie meine Liebe, Bereiter der Luſt und der Schmerzen.
Allen nun legte den Stachel ſie an. So wurde den Immen
Göttlicher Urſprung, ſüßes Gewerb und tödtliche Waffe.

In Verbindung mit den Küſſen erſcheinen die Bienen auch ſchon in der griechiſchen Anthologie (von Herder überſetzt):

Blumenkoſtende Biene, warum verläſſeſt du deine
Süßen Blumen und ſtörſt ſumſend den liebenden Kuß?
Oder willt du mir ſagen: o Freund, die Biene der Liebe,
Auch im ſüßeſten Kuß, drücket den Stachel ins Herz.
Ja, das willt du mir ſagen: geh' hin zu deinem Geſchäfte,
Gute Biene, das ſprach lang die Liebe mir ſelbſt.

Ein zärtliches Bienenliedchen ſteht auch in des Knaben Wunderhorn II. S. 60.

Wie die goldnen Bienlein ſchweben
Auf der bunten Blumenfahrt,
Hundert tauſend Küſſe geben
All den Kräutlein mancher Art,

So in meines Herzens Grunde
Treibt es mich nach deinem Munde,
Speiſ' und Wein,
Küß und Freude,
Mehrt die Pein,
Die ich leide,
Ohne dich, mein Leben!
Durch Umfangen
Stillt dein Mund
Mein Verlangen,
Bin ich wund,
Kannſt du mir Geſundheit geben.

Ein ſehr zärtliches ſicilianiſches Bienenlied von Meli (dem Honigreichen) hat Herder in die Stimmen der Völker aufgenommen:

Sage, ſag o kleine Biene,
Wohin eilſt du ſchon ſo frühe?
Noch auf keinem Gipfel taget
Nur ein Strahl der Morgenröthe.

Allenthalben auf den Wieſen
Zittert noch der Nachtthau funkelnd;
Nimm in Acht dich, daß er deinen
Goldnen Flügelchen nicht ſchade.

Sieh die Blümchen alle ſchlummern
Noch in ihren grünen Knoſpen,
Schließen noch die Köpfchen träumend
Dicht an ihre Federbettchen.

Doch du ſchlägſt ſo raſch die Flügel!
Eileſt emſig deines Weges!
Sage, ſage mir, o Bienchen,
Wohin gilt's? wohin ſo frühe?

Suchſt du Honig? Wenn nichts anders,
So laß ruhen deine Flügel,
Ich will dir ein Oertchen zeigen,
Wo du immer Honig findeſt.

Kenneſt du nicht meine Nice?
Nice mit den ſchönen Augen,
Ihre Lippen hauchen ſüße
Süßigkeiten unerſchöpflich.

Auf der ſchöngefärbten Lippe
Meiner einzig Hochgeliebten
Da iſt Honig! Auserleſ'ner!
Da, o Bienchen, ſauge, ſauge!

Auch die Bienenſtiche haben den Dichtern Anlaß zu zahlreichen, mehr oder weniger geiſtreichen Scherzen gegeben. Ein Mädchen wird geſtochen und weint bitterlich, als ihr aber der Dichter ſagt, die Biene ſey unſchuldig, denn ſie habe nur ihren Mund mit der ſchönſten Roſe verwechſelt, da lächelt ſie wieder. Zuweilen droht die Biene nur:

Süße, warme Frühlingsluſt,
Wenn bequem mit offner Bruſt
Lehnt im Fenſter meine Schöne,
Hört der Nachtigallen Töne,
Unbeſorgt, daß man ſie ſähe,
Weil ſich rings in dichter Nähe
Bäume vor ihr Fenſter drängen,
Welche ſchwer voll Blüthen hängen.
Ich geſchmiegt an ihre Seite
Zieh', indem ich mit ihr ſtreite,
Ob ihr Buſen weißer ſey,
Einen Blüthenzweig herbei.
Aber ehe wir's verglichen,
Iſt ſie ſchnell zurückgewichen,

Weil ein kleines Bienchen ſie
In den Blüthenſchnee verſteckt,
Plötzlich ſummend hat erſchreckt.
Kleiner Nebenbuhler, flieh!
Ruf ich aus und ſchüttl' ihn weg,
Und ein Kuß verſüßt den Schreck,
Und wir ruhen Bruſt an Bruſt,
Süße warme Frühlingsluſt!

In einem kleinen Gedicht von Haug iſt der erotiſche Gedanke wieder anders verfaßt.

Ich wallte jüngſt, o Cöleſtine,
Mit dir am Silberbach,
Als plötzlich lüſtern eine Biene
Dich in die Lippe ſtach.
Da küßt ich von dem Roſenmunde
Die Süße, wie den Schmerz;
Der Honig blieb auf meinem Munde,
Der Stachel ging ins Herz.

Bei Julius Moſen erſcheint der Bienenſtich als Rache:

Im Blumenkelch gefangen
Sie eine Biene trug,
Es glühten ihre Wangen,
Es flatterte das Tuch.

Sie rief: ich laß es brummen,
Und wär es auch dein Herz!
Es mag auf Freiheit ſinnen,
Es gilt mir alles Scherz!

Doch plötzlich war geſprungen
Ein Blumenblatt entzwei,
Die Biene vorgedrungen
So zornig, wild und frei.

Sie hat ſich auch gerochen
An ihrem harten Sinn,
Und in die Bruſt geſtochen
Die ſchöne Quälerin.

Auch noch in vielen andern Beziehungen werden die Bienen von den Dichtern ſinnbildlich gebraucht. Die Biene, die mit trocknen Flügeln mitten im Honig lebt, iſt ein Bild der Keuſchheit. Ein vollblühender, von unzähligen Bienen durchſchwärmter Lindenbaum iſt ein Sinnbild der üppigſten weiblichen Lebensfülle. Geſchäftige Bienen, die von Blume zu Blume fliegen, ſind oft als Sinnbilder für Liebesboten, beſonders der zutragenden Ammen gebraucht worden.—Bienen haben das Wachs zuſammengetragen zu der Kerze, bei deren Schimmer der Dichter mitten in rauher Winternacht ſich von Blumen umringt ſieht.

Mit vieler Liebe hat Spee vor zweihundert Jahren das Bienenleben beſchrieben. Doch kann ich hier nicht die ganze Beſchreibung aus ſeinem weitläufigen und hin und wieder ſehr zur Proſa herabſinkenden Gedicht mittheilen. Nur eine ſchöne Stelle:

Auf! auf! ihr kleinen Bienen, der Winter iſt vorbei;
ſchon gaffen jetzt und gienen die Blümlein allerlei.
Auf! auf, die Blümlein gaffen, zu Felde zieht noch heut.
Auf! auf! mit Wehr und Waffen ſchickt euch zur Blumenbeut.

Ei da, ſie ſchon erbrommen, zu Feld ſich ſtellen ein,
ſtark rühren ſie die Trommen, die gelben Kriegerlein.
Sie weit und breit mit Sorgen erforſchen ihren Raub,
der drauſen liegt verborgen in weichem Blumenlaub.

Vom Raub ſie nur ſich nähren, nur leben ſie der Beut.
Doch niemand ſie beſchweren, verſchonen Land und Leut.

Sie zielen ſcharf mit Augen zum reichſten Blümlein zart,
von ihnen Schäz ſie ſaugen, in Blättlein eingeſcharrt.

Das Beſt ſie gleich erheben, das beſte Blumenblut,
und bleiben doch daneben die Blümlein wohlgemuth.
Gar ſtark und immer zahlen die Blümlein ihren Zoll,
und bleiben allemalen jedoch noch eben voll.

Obſchon die Schätz erhoben, obſchon geplündert aus,
doch ſchweben ſie nach oben, verbleiben eben kraus.
Ihr Zähnlein wohl gewetzet die Bienlein ſchlagen an
doch allweg unverletzet die Blümlein laſſen ſtahn.

Kein Blättlein ſie zerbeißen, kein Härlein kränken's nit,
kein Aederlein zerſpleiſen, als wie man's täglich ſieht.
O wohl, wie friedlich's Rauben! wie ſüßer Blumenkrieg!
In Honig, muß ich glauben, verwandt ſich aller Sieg.

In lauter Wachs und Honig verwandt ſich alle Beut
ſo mancher Fürſt und König genießt mit Herzensfreud.
Was ſie von Blumen ſchaben, was da ſie früklen aus,
wird gleich zur Honigwaben, wenn's ihnen kömmt nach Haus.

Drum zeitlich dann ſie rühren die ſchwanken Federlein,
den ſüßen Raub entführen, und heimwärts kehren ein.
Mit Flüglein dünn gezogen von güldnem Pergamen
ſie oftmals, ungelogen, zwo kleine Meilen gehn.

Wann wohl dann hat gezehret das Völklein Honig ſüß,
es mit dem Reſt beſchweret die beiden Hinterfüß.
In Luft ſie muthig treten, mit Brommen und Geſaus,
Bei Trommel und Trompeten ſie fahren reich nach Haus.

Oft fürchten ſ'unterwegen, daß nit von ihrem Zweck,
wann Wind ſich gunnt zu regen, er ſie möcht blaſen weg.
Sich drum dann baß beladen mit kleinen Steinelein;
ſo ſchweben ſ'ohne Schaden, weil dann ſie ſchwerer ſeyn.

Eine ähnliche ältere deutſche Beſchreibung des Bienenlebens findet ſich in des Knaben Wunderhorn (III. S. 6.)

In den lieblichſten poetiſchen Bildern kommen die Bienen bei den Indern vor. In einem Gedicht des Magha werden ſie die Thränen der Lotosblume genannt, aus deren Kelch ſie des Morgens, wie Thränen aus dem Auge, hervorquellen. Die Sonne, ſagt der Dichter, befreit ſie aus dem ſüßen Kerker, der ſie verſchloſſen hielt. (Siehe hinten am Schluß der Geſänge des Bhatti-Kavya von Schütz). Auch deutſche Dichter haben das Bild der im Blumenkelch gefangenen Biene öfter gebraucht. Am artigſten iſt wohl das Bild der in einer Blume geſtorbenen Biene von Nicolaus Becker:

Eine Biene fand ich liegen
In der Blume ſüßem Schooß.
Sucht nicht Honig, lebenlos
Kann ſie nicht von dannen fliegen.
Rings die Blätter zugeſchlagen,
Daß ſie ganz darin ſich barg,
Lag ſie in dem Blüthenſarg,
Den die Winde ſchaukelnd tragen ꝛc.

Uebrigens gibt es wirklich eine Biene, apis campanularis, deren Männchen faſt beſtändig im Kelch einer Glockenblume (campanula) wie berauſcht liegt und dieſelbe nicht verläßt. Nach Kirby.

In dem indiſchen Gedicht Gita Govinda werden die Augenbrauen einer zornigen Schönen mit einem ſchwarzen Bienenſchwarm verglichen, der ſich um eine eben erſchloſſene Lotosblume drängt.

Sehr oft kommt in indiſchen Gedichten das Bild von Bienen vor, die ſchaarenweiſe die Schläfe eines Elephanten umſchwärmen, denn zur Brunſtzeit ſchwitzt der Elephant an

den Schläfen einen ſüßen Saft aus, der die Bienen herbeilockt.

In Kalidaſa's Jahreszeiten kommt eine Biene vor, die ſich in ein Pfauenrad verirrt, weil ſie die prächtigen Farben des Pfaues für Blumen hält. Höfers indiſche Gedichte. I. 82. Dasſelbe Bild wiederholt ſich in dem von P. v. Bohlen herausgegebenen Gedichte Rituſanhara, S. 84. Hier ſehen die Bienen den Pfauenſchweif für eine Lotosblume an. In einem Liede des indiſchen Dichters Dſjajadever (in William Jones aſiatiſchen Abhandlungen, deutſche Ausgabe I. S. 363.) werden ſchwarze Bienen an den Lotosblättern mit den Krallen an der Tatze des Löwen verglichen. Dieß weist wieder auf den oben ſchon beſprochenen Zuſammenhang des Bienen= und Löwenſymbols hin. Das Lied, von dem hier die Rede iſt, preist den Gott Wiſchnu und dieſer iſt zugleich die Biene und der Löwe.

In Martials Epigrammen wird eine im Bernſtein gefundene Biene erwähnt, wie in ihrem eigenen Honig begraben und unſterblich durch ihr eigenes Werk.

Auch bei Shakſpeare findet ſich ein ſehr artiges Bild. Im Sommernachtstraum befiehlt Titania den Elfen, der Biene ihre wachsbeladenen Beine auszureißen und als Fackeln am Licht des Glühwurms anzuzünden.

Das Verhältniß der Bienen als Ammen iſt in einem franzöſiſchen Feenmährchen carikirt. Der Prinz Biribinker wird daſelbſt von koloſſalen Bienen als Ammen bedient, und er wird von ihrer Koſt ſo durchſüßt, daß er nichts mehr von ſich gibt als Honig und Pomeranzenblüthwaſſer.

Napoleon nahm die Bienen unter die Embleme ſeines Kaiſerreichs auf und ſetzte ſie namentlich ſtatt der alten

Lilien auf Mäntel und Teppiche. Ihm bedeuteten ſie das Einſammeln. Eine ähnliche Bedeutung haben ſie im Wappen der habgierigen Barberini. Papſt Urban VIII., der aus dieſem Hauſe ſtammte, nahm, als er die Kirche della sapienza in Rom baute, die Bienenform zum Grundriß. (Winckelmanns Werke, Donaueſchingen IX. S. 196).

Das neue Sternbild der Bienen iſt nur willkürlich gewählt und hat keine mythiſche Bedeutung.

IV.

Die Mythen des Regenbogens.

Digitized by Google

Digitized by Google

In der Hoffnung, daß es den Freunden der Poeſie angenehm ſeyn wird, die erhabenen, lieblichen oder wenigſtens ſonderbaren Vorſtellungen kennen zu lernen, welche die verſchiedenſten Völker mit einer der ſchönſten Naturerſcheinungen verbunden haben, will ich ſie hier, ſo weit ich ſie zu ſammeln im Stande war, an einander reihen.

Eine der älteſten ohne Zweifel und einfachſten Vorſtellungen iſt die indiſche. Man glaubt in Hinduſtan ſeit uralten Zeiten, der Regenbogen ſey der Bogen des Donnergottes Indra, von welchem derſelbe die Pfeile des Blitzes abſchieße und den er nachher, wenn ſein Zorn nachgelaſſen, in Ruhe ſtelle.

Auch die alte chineſiſche Vorſtellung hat eine gewiſſe Einfachheit. Ihr zufolge nämlich iſt der Regenbogen die Stütze des Himmelsgewölbes. Der böſe Geiſt Kou-kong ſtieß, wie die Mythe ſagt, eine Säule des Himmels um, aber Nin-hoa, die Gattin des guten Gottes Fohi, ſchuf den Regenbogen, um den ſinkenden Himmel wieder zu ſtützen. Die Mythe bringt den Regenbogen auch ſchon mit der Mutter des Fohi in Verbindung. Dieſe nämlich, die göttliche Hoa-ſü, ruhte in ſanftem Schlummer, als ein Regenbogen ihr leiſe nahe ſchwebte, ſie von allen Seiten umgab

und auf magiſche Weiſe in dieſer zarten Umarmung mit ihr den Fohi zeugte.

In der weitverbreiteten Glaubenslehre des Buddha finden wir den Regenbogen aufs großartigſte angewandt auf die ganze Schöpfung. Nach dieſer Lehre iſt die Welt in viele über einanderliegende Regionen eingetheilt, jede in einer Farbe des Regenbogens. Die Welt ſelbſt iſt nur ein großer Regenbogen. Dieſelbe Vorſtellung kehrt im weſtlichen Aſien wieder. Die ſiebenfachen Mauern von Ecbatana trugen die ſieben Farben des Regenbogens und waren ein Sinnbild des Himmels und der Regionen, in welche ſich derſelbe nach den ſieben Planeten abtheilt. Die Beziehung der Farben auf die Planeten kehrte auch ſpäter im Mittelalter wieder und noch in dieſem Jahrhundert hat der tiefſinnige Oken in ſeiner Naturphiloſophie jeden Planeten aus einem der farbigen Ringe entſtehen laſſen, die gleich einem Regenbogen die junge Sonne am Schöpfungsmorgen umgaben.

Auch im alten Peru gab es einen bunt mit allen Farben bemalten Tempel, der aber nicht den Planeten, ſondern ausſchließlich dem Regenbogen (Cuychu) geweiht war. Die Peruaner bezeugten dem Regenbogen ſo große Ehrfurcht, daß ſie, ſo oft ſie einen am Himmel ſahen, verſtummten und die Hand auf den Mund legten.

Eine anmuthige Einbildung herrſcht bei den Bewohnern der Marianen-Inſeln. Sie glauben nämlich, der Regenbogen ſey aus den Augenbrauen des Urweſens Puntan entſtanden, als daſſelbe ſterbend ſeinen Leib habe zertrennen laſſen, um aus allen Gliedern deſſelben die verſchiedenen Theile der Welt zu bilden. Vergl. Otto von Kotzebue's erſte Reiſe II. S. 131. Noch ſpielender aber ſehr lieblich iſt der Glaube der Karaiben, daß der Regenbogen das Diadem des Meer-

gottes ſey, zuſammengeſetzt aus buntfarbigen Fiſchen und feurig glänzenden Colibris. Auch die Kamtſchadalen glauben, der Regenbogen ſey Schmuck eines Gottes, nämlich der bunte Franzenbeſatz am Gewande des Bullikai.

Bei den Hauptvölkern des Nordens kehrt die indiſche Vorſtellung wieder. Wie nämlich die Inder den Regenbogen vorzugsweiſe in Verbindung mit Regen und Gewitter dachten, nach deren Beendigung er am häufigſten zu erſcheinen pflegt, ſo auch die ſogenannten finniſchen und keltiſchen Völker des Nordens, mit Ausnahme der Germanen und Skandinavier. Die alten Eſthen ſahen im Regenbogen die Sichel des Donnergottes, mit der er die böſen Dämonen verfolge. Vergleiche Grimms deutſche Mythologie, Anhang vom Aberglauben, N. 65. Die Lappländer aber bewahrten ſogar buchſtäblich die indiſche Vorſtellung und ſahen im Regenbogen den Bogen des Donnergottes Thoran, von dem er Blitzespfeile gegen die böſen Geiſter ſchieße. Vergl. Scheffer Lappland, S. 107. Und auch die alten Britten dachten ſich den Regenbogen in einer verwandten Beziehung. Als ihre Vorfahren einſt von böſen Zauberern auf unerträgliche Weiſe mit Ungewitter, Sturm und Regen gepeinigt wurden, zog die Göttin Arianrhod einen Regenbogen um ihre Halle und wehrte dadurch allem Unheil ab. Vergl. Mone's nordiſches Heidenthum II. S. 532. Bei Oſſian iſt der Regenbogen immer ein Bild ſanfter Freude und Weiblichkeit und wird immer der blumige genannt. Das iſt wohl nicht ächt alterthümlich. Doch findet ſich neben dem Aberglauben der Eſthen, nach welchem der Regenbogen die Sichel des Donnergottes iſt, noch eine alte eſthniſche Dichtung (das höchſt merkwürdige Gedicht Kalevala, von dem die Geſellſchaft für eſthniſche Alterthümer in Dorpat unlängſt in ihren gedruckten Verhandlungen Kunde gegeben),

worin es heißt, die reizende Tochter der Göttin Lonhi ſitze auf dem Regenbogen und webe ein goldenes Gewebe (die Sonnenſtrahlen?). Die alten Lithauer ſahen im Regenbogen den bunten Gürtel der Göttin Laima.

Von den Vorſtellungen der ſlaviſchen Völker iſt mir nicht viel bekannt worden. Nach Vuk herrſcht bei den Serben ein ſonderbarer Aberglaube, daß nämlich alles, was durch den Regenbogen gehe, ſein Geſchlecht verwandle. Die moſaiſche Vorſtellung vom Regenbogen als einem Unterpfande der göttlichen Gnade findet ſich ſchon in der altheidniſchen Mythologie der Lithauer: der Gott Pramzimas zerſtörte die verderbte Welt durch eine Sündfluth. Nur ein ſehr bejahrtes Menſchenpaar blieb übrig und war ſehr traurig, da es ſich keiner Nachkommenſchaft mehr zu erfreuen hatte. Da erſchien ihnen Linrmine, der Regenbogen, tröſtete ſie und rieth ihnen, über die Gebeine der Erde (Steine) zu ſpringen. Das thaten ſie und ſiehe, es entſtanden neun junge Menſchenpaare. Nach Narbutta in Hanuſch erſt in dieſen Tagen erſchienenem Slaviſchen Mythus S. 235.

Bei den Völkern germaniſchen Stammes herrſchte vorzugsweiſe die Anſicht, daß der Regenbogen eine Brücke zwiſchen Himmel und Erde ſey. Nach der Edda hieß dieſe Brücke Bifröſt, das iſt der bebende oder zitternde Weg. Nur die Götter (Aſen) ritten auf derſelben auf und ab. Damit die böſen Rieſen dieſe Straße der Götter nicht beträten, wurde der Aſe Heimdall an den Fuß derſelben als Wächter geſetzt. Wenn auch zitternd und nur von leichter Luft gebaut, ſollte dieſe Brücke doch bis zum Weltende dauern. Dann erſt, glaubte man, werde Surtur, der gewaltige Feuergott, mit ſeinem Heer aus dem Süden kommen und unter ſeinen Flammen den Regenbogen einſtürzen. — Die alte Heiligkeit des Regen-

bogens erhellt aus dem deutſchen Aberglauben, man ſolle niemals mit dem Finger gegen ihn deuten. Vergl. Grimm deutſche Mythologie, Anhang vom Aberglauben N. 422.

Sehr gemein iſt in Deutſchland der alte ſchöne Kinderglaube, daß man unter dem Regenbogen kleine goldene Schüſſelchen finde, aber nur unſchuldige Kinder könnten ſie finden und ſie brächten großes Glück. Veranlaſſung zu dieſem Glauben gaben wahrſcheinlich die hohlen altkeltiſchen Goldmünzen, die zuweilen vom Regen aus der Erde ausgewaſchen wurden. Damit hängt vielleicht auch der Glaube der Traumbücher zuſammen. Wenn man nämlich träumt, man ſehe einen Regenbogen gegen Morgen, ſo ſoll man ein Geſchenk erhalten; wenn im Abend, ſo bedeutet es, daß man eines geben werde. Dagegen heißt es ſchon im Freydank: auf den Regenbogen bauen, = ſich täuſchen.

In den drei Hauptfarben der Brücke Bifröſt ſahen die nordiſchen Commentatoren der Edda das Vorbild der drei Stände (Vergl. das eddiſche Rigsmal), im Gold den Stand der Edlen oder Jarle, im Roth den Stand der Freien oder Karle, im Blau den Stand der Sklaven oder Thrälle, und ſie bemühten ſich, darin ſogar einen urſprünglichen Unterſchied der Stämme zu erkennen. Schwarzhaarige Finnen ſeyen von rothhaarigen, und dieſe zuletzt von noch edlern blondhaarigen Germanen überwunden und in eine niedere Stellung hinabgedrückt worden. Leo (rectitudines etc. der Angelſachſen. Halle 1842. S. 153) nimmt dagegen an, die Stufenleiter der Stände ſey bedingt durch die Zunahme des Lichts in den Farben. Das Blau bedeute die Sklaven, weil es die dunkelſte, das Gold die Edlen, weil es die hellſte Farbe ſey.

Dem heitern Geiſt der Griechen angemeſſen verband das claſſiſche Alterthum mit dem Regenbogen eine ungemein liebliche und poetiſche Vorſtellung. Es perſonificirte denſelben, wie Alles in der Natur, und zwar unter dem Namen der Iris, in der Geſtalt einer reizenden Jungfrau mit Schmetterlingsflügeln, auf denen alle Regenbogenfarben glänzten, zuweilen auch (nach Plutarch) mit kleinen Flügeln an den Ferſen, ja ſogar einmal (an einer kleinen Bronze) mit Flügelchen in den Kniekehlen, wodurch man ſinnig die Schnelligkeit und das plötzliche Hervortreten des von allen Seiten fertigen Regenbogens andeuten wollte. Im homeriſchen Hymnus an Apollo 114 und in den Vögeln des Ariſtophanes 575 ſchwebt ſie heran „einer ſchüchternen Taube vergleichbar", wodurch das ſanfte Hervortreten des Regenbogens ſehr ſchön ausgedrückt wird. Johann Heinrich Voß hat ſich im erſten Theil ſeiner mythologiſchen Briefe viele Mühe gegeben, zu beweiſen, daß ſowohl die Iris, als auch alle andern geflügelten Gottheiten der Alten zu Homers Zeit noch keine Flügel, ſondern nur goldne Schwungſohlen gehabt hätten. Die Dichter hätten wohl von einer geflügelten Iris geſprochen, um ſinnbildlich ihre Schnelligkeit anzudeuten, aber erſt ſpäter hätten die bildenden Künſtler dieß wörtlich genommen und der Iris, dem Eros ꝛc. wirkliche Flügel gegeben. Das macht ihnen nun Voß ſehr zum Vorwurf und nennt es eine Herabwürdigung der reinmenſchlichen Göttergeſtalt zur Thierheit. Gewiß eine irrige Anſicht. Das kann man von indiſcher und ägyptiſcher Bildnerei ſagen, aber nie von der griechiſchen, die im Gebrauch des Thieriſchen ſtets Maaß hielt und in Verbindung thieriſcher Theile mit der menſchlichen Geſtalt ſtets den edelſten Geſchmack bewährte, wie unter andern gerade die liebliche Iris beweiſt. — Auch gab

man ihr einen Heroldſtab in die Hand, als einer glückverkündenden Götterbotin. Man dichtete, ſie ſey eine Tochter des Thaumas. Dieſer ſelbſt war ein Sohn des Oceans und der Erde, der wunderreiche Hervorbringer plötzlicher Lufterſcheinungen, daher nicht nur Vater des Regenbogens, ſondern auch der Orcane (die man ſich unter dem Bilde der Harpyen dachte). Als die Mutter der Iris aber ſah man die Electra an, d. h. die Klarheit und den durchſichtigen Glanz des Waſſers (in den Regentropfen). Electra war eine Tochter des Oceans und der Thetis, welche letztere eine Perſonification der ſanften und wohlthätigen Eigenſchaften des Meeres war. In dieſer ganzen Genealogie iſt die Naturerſcheinung aus ihren nächſten ſcheinbaren Urſachen hergeleitet. Beſonders wichtig war aber das Verhältniß der Iris zur Göttermutter Here oder Juno. Dieſe war die Luft, und die Iris wurde als ihre Botin und Dienerin gedacht. Nach der ſchönen Dichtung des Kallimachus legte Iris niemals ihren Gürtel und ihre Sandalen ab und ſchlief nie in eignem Bette, ſondern ruhte wachend am Throne ihrer Gebieterin. Theokrit (XVII. 134.) malt ſie, wie ſie dem Zeus und der Here als dienende Magd das eheliche Lager bereitet. Denkt man ſich die Wolken als das Bett des Donnergottes und der Luftgöttin, ſo bezieht ſich auf dieſen geheimen Kammerdienſt auch die Stelle in Ovids Metamorphoſen (I. 270), wo Iris das Amt verſieht, aus dem Meere den Wolken Nahrung zu ſchöpfen.

Wenn bei den Alten auch eine Ἶρις ἐρωτική (Iris amatoria) vorkommt, die mit dem Zephyr ſich vermählt und demſelben den Eros geboren haben ſoll, ſo hat dieß ſchon Euſtathius Il. V. 99. als eine poetiſche Licenz erklärt, vermöge welcher die Iris ihrer Schönheit wegen mit der Venus identificirt

worden ſey. Es war gewiſſermaßen pars pro toto, ſofern der Regenbogen nur ein flüchtiges Phänomen in der Atmoſphäre iſt, welche ſelbſt als Göttermutter gedacht wurde. Wie aber in den Begriff der Göttermutter ſich viele Weſen theilen und außer der Here namentlich auch Venus, iſt bekannt. Als Gattin des Zephyr aber und als Schweſter der Harpyen wurde Iris gedacht, weil man glaubte, der Regenbogen kündige Wind an, oder noch wahrſcheinlicher, weil Regenbogen und Wind beide in der Luft raſch entſtehen und wieder verſchwinden.

Als Botin der Here oder auch des Zeus kommt Iris ſehr oft in den Dichtungen des claſſiſchen Alterthums vor und zwar in den maleriſcheſten Situationen, ſo daß es der Mühe werth wäre, ſie in einer Art von Galerie zuſammenzuſtellen. Ich will hier nicht alle unbedeutenden Fälle aufzählen, in welchen die Iris vorkommt, wohl aber die charakteriſtiſchen und reizenden hervorheben. Ich übergehe alſo, wie oft ſie von Zeus ſowohl als von Here zu den Heeren vor Troja hinabgeſendet wird, um Botſchaften auszurichten. Intereſſanter und thatkräftiger erſcheint ſie, als der wilde Diomedes die Liebesgöttin verwundet und für die Theilnahme an einem Kampfe ſtraft, in den die Zarte ſich nicht hätte wagen ſollen. Wie Homer ſingt (Ilias V. 334 ff. nach Voß):

Als er nunmehr ſie erreicht, durch Schlachtgetümmel verfolgend;
Jetzo, die Lanze geſtreckt, der Sohn des erhabenen Tydeus,
Traf er mit eherner Spitze daher ſich ſchwingend die Hand ihr,
Zart und weich; und ſofort in die Haut einſtürmte die Lanze
Durch die ambroſiſche Hülle, gewebt von den Chariten ſelber,
Nah am Gelenk in der Fläche: da rann unſterbliches Blut ihr.
Jetzo erhub die Stimme der Rufer im Streit Diomedes:

Weiche zurück, Zeus Tochter, aus Männerkampf und Entſcheidung!
Nicht genug, daß du Weiber von ſchwachem Sinne verleiteſt,
Wo du hinfort in den Krieg dich einmengſt; wahrlich ich meine,
Schaudern ſollſt du vor Krieg, wenn du fern nur nennen ihn höreſt!

Jener ſprach's: und verwirrt enteilte ſie, Qualen erduldend.
Iris nahm und enttrug ſie windſchnell aus dem Getümmel,
Ach vom Schmerze betäubt, und die ſchöne Hand ſo geröthet!
Jetzo fand ſie zur Linken der Schlacht den tobenden Ares
Sitzend, in Nacht die Lanze gehüllt, und die hurtigen Roſſe.
Und auf die Knie hinfallend vor ihrem theuerſten Bruder,
Bat ſie und flehete ſehr um die goldgeſchirreten Roſſe:

Theuerſter Bruder, ſchaffe mich weg, und gib mir die Roſſe,
Daß zum Olympos ich komm', allwo die Unſterblichen wohnen.
Heftig ſchmerzt mich die Wunde; mich traf ein ſterblicher Mann dort,
Tydeus Sohn, der anjetzt wohl Zeus den Vater bekämpfte.

Jene ſprach's; und er gab die goldgeſchirreten Roſſe.
Und ſie trat in den Seſſel, das Herz voll großer Betrübniß.
Neben ſie trat dann Iris, und faßt in den Händen die Zügel;
Treibend ſchwang ſie die Geißel, und raſch hin flogen die Roſſe.
Bald erreichten ſie dann die ſeligen Höhn des Olympos.
Allda hemmte die Roſſe die windſchnell eilende Iris,
Schirrte ſie ab vom Wagen, und reicht' ambroſiſche Nahrung.
Aber mit Wehmuth ſank in Diona's Schooß Aphrodite;
Mütterlich hielt nun jene die göttliche Tochter umarmet.

Thatkräftig erſcheint die Iris auch, indem ſie zu den Troerinnen auf die Inſel Sicilien hinabſteigt und ſie antreibt, die Schiffe des Aeneas zu verbrennen. Da ſie aber hier ihre Geſtalt ablegt und als ein altes Mütterchen erſcheint, ſo hört ihre maleriſche Bedeutung auf (Virgils Aeneis V.

606. ff.) Aber höchſt reizend malt ſie derſelbe Dichter, wie ſie der ſterbenden Dido beiſteht. Von Aeneas verlaſſen hat ſich Dido einen Scheiterhaufen bereiten laſſen und erſticht ſich auf demſelben (IV. 688 ff. nach Voß):

Jene verſucht zu heben das ſtarrende Auge, doch kraftlos
Sinket es; tiefgebohrt giſcht unter der Bruſt ihr die Wunde.
Dreimal hebt ſie empor auf ſtützendem Arme ſich; dreimal
Rollt ſie aufs Lager zurück; und hoch mit irrenden Augen
Sucht ſie das Licht am Himmel, und ſeufzt des gefundenen Lichtes.

Doch die allmächtige Juno, der langen Qual ſich erbarmend,
Und wie ſchwer ſie verſchied, ſandt' Iris herab vom Olympus,
Daß ſie die ringende Seel' auflöst' und die Bande der Glieder.
Denn weil nicht durch Geſchick, noch ſchuldiges Todes ſie hinſtarb,
Nein vor der Zeit, die Arme, da raſch ſie entflammte der Wahnſinn;
Hatte Proſerpina noch das goldene Haar von der Scheitel
Nicht ihr entwandt, und das Haupt dem ſtygiſchen Orkus verurtheilt.
Iris mit Safranſchwingen im thauigen Lauf durch den Himmel
Gegen die Sonn' hinziehend den tauſendfarbigen Bogen,
Flieget hinab, und das Haupt ihr umſchwebet ſie: dieſes geweihte
Trag' ich zum Dis auf Befehl, und dich entbind' ich des Leibes!
Sprach ſie, und ſchnitt mit der Rechten das Haar ab. Alle zugleich nun
War verflogen die Wärm' und ſchwand in die Winde das Leben.

So hilft Iris auch dem vergifteten und auf dem Scheiterhaufen ſchmachtenden Hercules, der nicht leben und nicht ſterben kann. Sie kommt herab und ſchneidet ihm das Haar

ab, wodurch der Zauber gelöst wird und er ſtirbt (Vergl. Mythogr. Vatic. III. 9).

Eine ähnliche Hülfe leiſtet Iris bei Ovid (Metamorphoſen XIV. 830.) der Herſilia, einer der geraubten Sabinerinnen, die des Romulus Gemahlin wurde und als ſeine Wittwe ihn zärtlich beweinte. (Nach Voß):

Ihn beweint als verloren das Weib. Doch die Herrſcherin Juno
Heißt zur Herſilia ſchnell auf gekrümmetem Pfade die Iris
Niedergehn, und ſo der Verödeten bringen die Botſchaft:

Du vom latiſchen Volk, und zugleich vom Volk der Sabiner,
Ausgeſonderte Zierde der Fraun, du würdigſte Gattin
Solches erhabenen Mannes zuvor, und jetzt des Quirinus!
Hemme der Wehmuth Thränen; und wann du den Gatten zu ſchauen
Sehnſucht haſt, ſo folge zum Haine mir, der den Quirinus-Hügel umgrünt, und den Tempel des römiſchen Königs beſchattet.

Iris gehorcht; und zur Erd' im farbigen Bogen entgleitend,
Naht ſie, Herſilia, dir, und ſagt die befohlenen Worte.

Sie mit verſchämtem Geſicht, und kaum die Augen erhebend:
Göttin! (denn welche du ſeyſt, iſt mir zwar dunkel, doch deutlich,
Daß du der Göttinnen ſeyſt) o führe mich, ruft ſie, und zeige
Mir des Gemahls Anblick! Wenn ihn zu ſchauen nur einmal
Mir das Schickſal vergönnt; wie in himmliſcher Seligkeit ſchweb' ich!

Stracks nun wandelt ſie hin mit der thaumanteiſchen Jungfrau
Zum romuliſchen Hügel. Ein Stern dort, gleitend vom Aether,
Fällt auf die Erde herab: von deſſen Schimmer entbrennend
Schnell der Herſilia Haar mit dem Stern aufſliegt in die Lüfte.

Jetzo ſchließt ſie bekannt der Stifter Roms in die Arme,
Welcher, den vorigen Namen zugleich mit dem Leibe verändernd,
Ora ſie grüßt, die als Göttin nunmehr dem Quirinus geſellt iſt.

Eigenthümlich iſt auch die Erſcheinung der Iris als Retterin ihrer Schweſtern, der häßlichen Harpyen, die von den Boreaden verfolgt werden, bei Apollonius Rhodius (II. 288. ff.).

Die reizendſten Contraſte des Zarten im Regenbogen mit der Rauhigkeit der Elemente und dem Schauerlichen der Nacht treten in folgenden Dichtungen hervor. Nach Heſiod (Theog. 777.) mußte die Iris in die Unterwelt hinabſteigen, um das zum großen Schwur der Götter erforderliche Waſſer in goldenem Kruge aus dem Styx zu ſchöpfen. Der Dichter hat es aber unterlaſſen, dieſes Bild genauer auszumalen. Von unübertrefflicher Schönheit iſt dagegen Ovids Dichtung von der Iris, die von Juno geſendet, den Traumgott in ſeiner Höhle aufſucht, um einen die verlaſſene Halcyone beglückenden Traum von ihm zu erbitten (Metamorphoſen XI. 583. ff. nach Voß):

Nicht mehr duldet die Göttin das Flehn für einen Geſtorbnen;
Und um trauernde Hände von ihrem Altar zu entfernen:
Iris, ſagt ſie, du treuſte Verkünderin meines Befehles,
Eil' und beſuche den Hof des ſchlummerbringenden Schlafes,
Daß er Träum' in Geſtalt des abgeſchiedenen Ceyx
Zur Halcyone ſende, das wahre Geſchick zu erzählen.

Juno ſprach's; in Gewande von tauſend Farben verhüllt ſich
Iris, und zeichnend am Himmel den weitgewölbeten Bogen,
Eilet ſie, nach dem Gebot, zu des Königes Felſenbehauſung.

Nächſt den Kimmeriern iſt die lang eingehende Steinkluft
Tief in dem Berg, wo hauſet der unbetriebſame Schlafgott.

Nimmer erreicht, aufgehend, am Mittag, oder ſich ſenkend,
Phöbus mit Strahlen den Ort. Ein mattumdüſternder Nebel
Haucht vom Boden empor, und Dämmerung zweifelndes Lichtes.
Kein wachhaltender Vogel mit purpurkammigem Antlitz
Kräht die Aurora herauf; auch ſtört durch Laute die Stille
Kein ſorgfältiger Hund, noch die aufmerkſamere Hofgans.
Weder Gewild, noch Vieh, noch von Luft geregete Zweige,
Geben Geräuſch, noch Rede, von menſchlichen Zungen gewechſelt.
Stumm dort wohnet die Ruh. Doch hervor am Fuße des
Felſens
Rinnt ein lethäiſcher Bach, durch den mit leiſem Gemurmel
Ueber die Kieſelchen rauſcht die ſanft einſchläfernde Welle.
Rings um die Pforte der Kluft ſind wuchernde Blumen des
Mohnes,
Und unzählbare Kräuter, woraus ſich Milch zur Betäubung
Sammelt die Nacht, und thauig die dumpfigen Lande be-
ſprenget.
Keine knarrende Thür' auf umgedreheter Angel
Iſt in dem ganzen Haus, und keine Hut an der Schwelle.
Tief im Gemach iſt ein Lager, erhöht auf des Ebenus Schwärze
Dunſend von bräunlichem Flaum, und mit bräunlicher Hülle
bedecket,
Wo ſich der Gott ausdehnet, gelöst von Ermattung die Glieder.
Rings um jenen zerſtreut in vielfach gaukelnder Bildung,
Liegen die luſtigen Träume, ſo viel, als Aehren das Kornfeld,
Als Laub träget der Wald, und geſpületen Sand das Geſtade.
Wie ſie die Grotte betrat, und die ſperrenden Träume die
Jungfrau
Weg mit den Händen gedrängt, da erhellte der Glanz des
Gewandes
Schnell das heilige Haus; und der Gott, der in laſtender
Trägheit
Kaum die Augen erhob, und zurück und von neuem zurückſank
Und mit nickendem Kinne die obere Bruſt ſich berührte,
Schüttelt ſich nun aus ſich ſelber hervor, und auf ſtützendem
Arme

Fraget er, die er erkannt, warum ſie komme. Doch Iris:

Schlaf, du Ruhe der Weſen, o Schlaf, huldreichſter der Götter,
Friede dem Geiſt, der du Sorgen verbannſt, und ermüdete Herzen
Nach des Tages Geſchäft einwiegſt, und erneueſt zur Arbeit.
Laß doch Träume, die wahrer Geſtalt Nachahmungen gaukeln,
Nach der herculiſchen Trachin, gehüllt in des Königes Bildung,
Zur Halcyone gehn, und genau darſtellen den Schiffbruch.
Das iſt der Juno Gebot. — Da den Auftrag Iris vollendet,
Eilt ſie hinweg; denn ſie konnte nicht mehr ausdulden des Qualmes
Taumelkraft; und ſobald ſie den Schlaf auf die Füße geglitten
Schauete, geht ſie zurück auf dem jüngſt bewandelten Bogen.

Bei Homer wird Iris auf ähnliche Weiſe in die Höhle der Winde geſandt, weil ohne die Hülfe der Winde der Scheiterhaufen des Patroklos nicht brennen will. Dieſe Dichtung iſt eben ſo ſchön, wenn auch etwas weniger ausgeführt (Ilias XXIII. 198. ff. nach Voß):

Die hurtige Iris
Hörete ſeine Gelübd', und kam als Botin den Winden.
Sie nun ſaßen geſellt in des ſauſenden Zephyros Wohnung,
Froh am feſtlichen Schmaus; und Iris, fliegendes Laufes,
Trat auf die ſteinerne Schwell'. Als jene ſie ſahn mit den Augen,
Sprangen ſie alle vom Sitz, und neben ſich lud ſie ein jeder.
Doch ſie weigerte ſich des gebotenen Sitzes, und ſagte:
Nöthiget nicht: denn ich eile zurück an Okeanos Fluthen,
Dort wo die Aethiopen den Ewigen jetzt Hekatomben
Feſtlich weihn, daß ich ſelber des Opfermahls mich erfreue.
Aber, o Boreas, dir und dem ſauſendem Zephyros flehet
Peleus Sohn zu kommen, und heilige Opfer gelobt er,
Daß ihr in Gluth aufregt das Todtengerüſt des Patroklos,
Wo er liegt, den ſeufzend das Volk der Achaier bejammert.

Alſo ſprach ſie, und eilte hinweg. Da erhuben ſich jene,
Mit graunvollem Getöſ', und tummelten rege Gewölk her.
Bald nun kamen ins Meer ſie geſtürmt; da erhub ſich die Brandung
Unter dem brauſenden Hauch; und ſie kamen zur ſcholligen Troja,
Stürzten ſich dann ins Gerüſt; und es knatterte mächtig empor Gluth.

Noch ſchöner iſt der Contraſt des Regenbogens mit dem Abgrund des Meeres in Homers herrlicher Dichtung. Iris wird abgeſandt, um die ſchöne Meergöttin Thetis, die Mutter des Achilles, in den Himmel zu holen. (Ilias XXIV. 77. ff. nach Voß):

Iris erhub ſich, die windſchnell eilende Botin.
Zwiſchen Samos hinab, und die rauhumſtarrete Imbros,
Sprang ſie ins finſtere Meer; und es ſcholl die Woge des Sundes.
Jene ſank, wie geründetes Blei, in die Tiefe hinunter,
Welches, über dem Horn des geweideten Stieres befeſtigt,
Sinkt, den gefräßigen Fiſchen des Meers das Verderben zu bringen.
Jetzo fand ſie Thetis in wölbender Grott', und die andern
Meergöttinnen umher; ſie ſelbſt in die Mitte geſetzet
Weinte des Sohns Schickſal, des Untadlichen, welchem beſtimmt war,
Ferne vom Vaterland' in der ſcholligen Troja zu ſterben.
Nahe trat und begann die windſchnell eilende Iris:
Hebe dich, Thetis; es ruft, der unwandelbar ordnet, Kronion.
Ihr antwortete drauf die ſilberfüßige Thetis:
Warum heißt mich ſolches der Mächtige? Blödigkeit hält mich,
Ewigen Göttern zu nahn, weil Gram mir die Seele belaſtet.
Aber ich geh; kein Wort auch entfalle mir, welches er redet.
So die heilige Göttin, und nahm ein Trauergewand um,
Dunkelſchwarz, noch keinen umhüllete ſchwärzere Kleidung.

Raſch nun wandelte ſie, und die windſchnell eilende Iris
Führete; ſeitwärts fuhr die getrennete Woge des Meeres.
Als ſie den Strand nun erſtiegen, entſchwangen ſich beide gen
Himmel.
Und ſie fanden den waltenden Zeus, und rings um den Herrſcher
Saßen, zum Rathe geſellt, die unſterblichen ſeligen Götter.

Eine andere gewiß ſehr glückliche poetiſche Idee hat Nonnus (Dionysiaca, gleich im Eingang des 13ten Buchs) leider nur angedeutet, nicht ausgeführt. Zeus ſendet ſeine Botin Iris zu Dionyſos, um denſelben aufzufordern, die Inder, die ihn beleidigt hatten, zu bekriegen. Iris tritt in die rauſchende Halle, in welcher die Korybanten in trunkener Luſt zuſammen zechen. Sogleich bietet ihr der tolle Haufen einen Becher voll des ſtärkſten Weines dar, und ſie nimmt ihn mit jungfräulicher Sittſamkeit an und trinkt, aber bald wird das Haupt ihr ſchwer. Es iſt gewiß ein ſehr origi= neller Gedanke, den im Waſſer gebornen Regenbogen einmal Wein trinken zu laſſen. Aber Nonnus hat dieſen Gedanken nicht näher ausgebildet, ſondern ſich mit dem kurzen Bericht in wenigen Zeilen begnügt.

Höchſt anmuthreich iſt die Erſcheinung der Iris auch im Reiche der Vögel bei Ariſtophanes. Die Vögel haben ſich eine große Stadt mitten in die leere Luft gebaut, aber nur in ihrer Einbildung. Niemand kann ſie ſehen. Der Regenbogen ſteht mitten darin, ohne die Stadt gewahr zu werden. Die Vögel aber halten die reizende Iris an und ſuchen der Ungläubigen die Herrlichkeit ihrer Capitale be= greiflich zu machen.

Unter den hier angeführten Beiſpielen kommen einige vor, in denen Iris auch als Führerin der abgeſchiedenen

Seelen erſcheint, wie ſonſt Mercur. Doch iſt es ein Irthum, wenn Natalis Comes S. 902 behauptet und als Regel feſtſtellt, Iris befreie die Seelen der Weiber, Mercur die der Männer aus ihren Körpern. Das oben erwähnte Beiſpiel von Hercules, deſſen Seele die Iris befreit, beweist, daß hier das Geſchlecht keinen Unterſchied macht.

Noch willkürlicher und nur durch das Wortſpiel hervorgerufen ſcheint die Beziehung der Iris zur Eris, Göttin der Zwietracht. Wenn die mythographi Vatic. I. 6. und II. 4. 6. behaupten, Mercur werde von den Göttern abgeſandt, um Frieden und Vereinigung, Iris aber nur um Zwietracht zu ſtiften, ſo iſt das keineswegs ganz richtig, wie aus den eben mitgetheilten Beiſpielen erhellt. Iris erſcheint oft tröſtend und rettend, während Mercur ſelbſt hin und wieder als Bote der Zwietracht vorkommt. Daß Eris, die den goldenen Apfel auf die Göttertafel wirft, nicht die Iris iſt, leuchtet ein, aber gerade Mercur iſt es, der die drei um die Schönheit ſtreitenden Göttinnen vor den Hirten Paris führt, damit er entſcheide, welche den Apfel haben ſolle. Paſſend iſt die Bemerkung des zweiten vatic. Mythographen in der citirten Stelle nur inſofern, als hier die Scheinherrlichkeit des Regenbogens den reellen Gütern des Mercur (als des Kaufmannsgottes) entgegengeſetzt wird.

Unter den pompejaniſchen Wandbildern kommt ein ſehr merkwürdiges vor, das wahrſcheinlich eine Iris darſtellt (Herculanum und Pompeji. Hamburg 1841. III. tab. 39). Sie hat zwar keine Schmetterlings-, ſondern roſenfarbene Vogelflügel, aber ſie hebt ihren violetten Schleier im Bogen über ſich, ſie hat blondes Haar und ein grünes Kleid, mithin vereinigen ſich in ihr die Regenbogenfarben nur auf eine neue und geniale Weiſe. Im Alterthum war ein unvollendet

gebliebenes Bild der Iris vom Maler Ariſtides wegen ſeiner ſeltenen Schönheit ſehr berühmt, wie Plinius in ſeiner Naturgeſchichte XXXV. 11. meldet.

Man muß ſich wundern, daß die Alten gar nicht daran gedacht haben, den Regenbogen auf die Sonne und demnach die Iris auf Apollo oder Helios zu beziehen. Welche neue Quelle der zärteſten Poeſie wäre ihnen aufgegangen, wenn ſie den Sonnen- und Mondregenbogen unterſchieden und eine Iris solaris und lunaris gekannt hätten!

Eine ſehr liebliche Sage findet ſich noch bei Plinius (hist. nat. XII. 24). Ein gewiſſer Balſamſtrauch nämlich, Aspalathus genannt, ſoll ganz ohne Geruch bleiben, bis ein Regenbogen erſcheint, der ihm ſogleich den herrlichſten Wohlgeruch verleiht.

Nach Artemidors Traumbuch (II. 39.) bedeutet der Regenbogen, wenn man ihn im Traum ſieht, Gutes, beſonders den Armen und Bedrängten, aber nur, wenn man ihn zur rechten Hand, nicht wenn man ihn zur linken ſieht. Als ein Wahrzeichen für die Menſchen habe Zeus den Regenbogen in die Wolken geſtellt, ſagt ſchon Homer (Ilias XI. 27.), was freilich ein ſehr allgemeiner Ausdruck iſt. Bei Plautus kommt das Sprüchwort vor: bibit arcus, pluet hodie, weil man (gemäß der oben erwähnten ovidiſchen Vorſtellung) glaubte, der Regenbogen ziehe Waſſer und verkündige noch mehr Regen. Wenn es in Schottii physica curiosa S. 1312 heißt, die goldnen Regenbogenſchüſſelchen ſeyen Trinkſchalen der Iris, ſo kann damit vielleicht auf das Waſſerſchöpfen dieſer Göttin (wenn ſie die Wolken aus dem Meere anfüllt) Bezug genommen ſeyn.

Es ſey mir erlaubt, hier noch eine Vermuthung über den Urſprung des Glaubens an die Regenbogenſchüſſeln anzu-

knüpfen. Dem Pauſanias (II. 16. 3.) zufolge erhielt die Stadt Mykene ihren Namen von μύκης, dem Deckel der Degenſcheide, der dem Perſeus hier entfallen war, als er in der Luft über dieſe Gegend ſchwebte. Sein Degen aber iſt der Golddolch, derſelbe, den auch Mithras, der perſiſche Sonnengott, führt. Perſeus ſelbſt iſt der perſiſche Mithras. Unter dem Golddolch iſt der in die Erde eindringende Sonnenſtrahl, aber auch der die Erde befruchtende Regen (der goldene Regen, in den ſich einſt Zeus verwandelte, um zur Danae zu kommen) verſtanden. Einer zweiten Sage zufolge erhielt Mykene ihren Namen von μύκητα, dem Pilz, den einſt der durſtende Perſeus aus der Erde riß und hinter dem ſogleich Waſſer nachlief, das ſeinen Durſt löſchte. Vergleiche darüber die dritte Auflage von Creuzers Symbolik I. S. 282. Nach einem fruchtbaren Sommerregen ſchießen Pilze auf, und hier ſcheinen namentlich goldfarbne Pilze verſtanden zu ſeyn, da ſie auf den Deckel einer goldnen Waffe bezogen werden. Ich glaube nun die Erörterung des ehrwürdigen Creuzer über dieſen Gegenſtand noch durch die Hinweiſung auf den nordiſchen Glauben an die goldnen Schüſſeln, die nach einem Regenbogen ſichtbar werden, ergänzen zu dürfen.

Wir müſſen nun zu den biblischen und chriſtlichen Vorſtellungen übergehen. Jedermann kennt die hohe Bedeutung des Regenbogens als des Friedens- und Bundeszeichens, das Jehovah nach der Sündfluth aufrichtete und durch das er dem Noah und ſeinem Geſchlecht Gewähr leiſtete für die Dauer der aus der Fluth neu hervorgegangenen Schöpfung und für die ungeſtörte Entwicklung der neuen Menſchheit. Es iſt klar, daß hier der Regenbogen als eine ganz neue und

höchſt wunderbare, zuvor nie geſehene Erſcheinung aufgefaßt werden muß, und in dieſem Sinn mußten die Erklärer auch annehmen, daß es in der vorſündfluthlichen Periode der irdiſchen Natur weder einen Regenbogen, noch überhaupt Regen gegeben habe.

Wie ſich das die Phyſiko-Theologen in ältern und neuern Zeiten zu erklären verſucht haben, wollen wir hier nicht näher erörtern. Alles läuft dabei auf die Vorausſetzung einer ehemals anders gemiſchten Atmoſphäre hinaus. Doch hat man unter den Ueberreſten vorweltlicher Pflanzen und Thiere, die unter einem ſo ganz andern Himmel gelebt haben mögen, noch nie und nirgends Menſchenknochen gefunden, durch welche das Daſeyn des in der Sündfluth untergegangenen Geſchlechts ſich nachweiſen ließe. Es genügt aber an der poetiſchen Idee, deren Erhabenheit durch die Phyſik nichts gewinnen und nichts verlieren kann.

Gleich erhaben iſt die bibliſche Vorſtellung des Regenbogens als des hohen Thrones, auf welchem einſt der Herr ſeinen Stuhl ſetzen und über die Lebendigen und Todten richten werde. Minder großartig erſcheint der Regenbogen als Nimbus um den Kopf des großen Engels, der einen Fuß auf die Erde, den andern auf das Meer ſetzt. Ebenfalls in der Offenbarung Johannis.

Aber dieſe altbibliſchen Vorſtellungen ſind von chriſtlichen Dichtern ſpäter noch weiter ausgeführt worden. Mit Beziehung auf den noachiſchen Regenbogen lehrte der heilige Beda, ſo lange die Menſchen dieſes Zeichen am Himmel ſehen würden, ſo lange würden ſie auch der göttlichen Gnade verſichert ſeyn. Da die zunehmende Verderbniß der Menſchen aber am Ende doch das letzte Strafgericht nothwendig machen werde, ſo werde ſich die Nähe deſſelben und der bevorſtehende

Untergang des Menſchengeſchlechts und der alten Erde durch das plötzliche Ausbleiben des Regenbogens ankündigen. Dieß werde ſtattfinden vierzig Jahre vor dem jüngſten Tage. — In Beziehung hierauf findet ſich auch eine ſehr merkwürdige Deutung der Regenbogenfarben bei Gervaſius Tilberienſis I. 24. (Leibnit. script. rer. Brunsvic. I. S. 9 8). Auch hier nämlich wird die Sage wiederholt, daß vierzig Jahre vor dem Weltuntergange kein Regenbogen mehr werde zu ſehen ſeyn. Die Art des Weltunterganges aber ſey vorbedeutet in den Farben des Regenbogens. Wie Gott der Herr dem Noah und ſeinen Nachkommen ſeine Gnade zuſicherte innerhalb des Weltalters, das zwiſchen der Sündfluth und dem künftigen Weltuntergang im Feuer in der Mitte liegt, ſo bedeutet auch in der Erſcheinung des Regenbogens die äußere blaue Farbe das Waſſer, die innere rothe aber das Feuer.

Unter den Sinnbildern der katholiſchen Kirche kommt der Regenbogen öfter vor. Sofern er in der Luft ſtehend einen Schenkel auf die Erde, den andern auf das Meer ſtellt, alſo die drei Naturreiche verbindet, dachte man ſich ihn als ein Sinnbild der heiligen Dreieinigkeit. Sofern er, ein zartes und vergängliches Luftbild, durch den ganzen Himmel reicht und das ganze Weltall umfaſſen zu wollen ſcheint, dachte man ſich ihn als die Jungfrau Maria, die als ſchwaches und ſterbliches Weib den unendlichen Gott in ihrem Schooße trägt. Ein Regenbogen mit der Deviſe circumdat immensum bei Piccinelli. Sofern er aber aus vielen Farben harmoniſch zuſammengeſetzt iſt, nahm man ihn zum Sinnbild der chriſtlichen Kirche, in der ſich alle Völker der Erde harmoniſch einigen. Ein Regenbogen mit der Deviſe circumdata varietate bei Broſchius. Wieder in anderer Weiſe wurden

die ſieben Farben des Regenbogens auch häufig auf die ſieben Sacramente gedeutet, namentlich von Dante.

Auf den Kirchenbildern, welche den Bund Gottes mit Noah darſtellen, fehlt natürlich der Regenbogen nie. Eines der älteſten iſt wohl das einer antiken chriſtlichen Gemme in Gori's Dactyliothek (oder Cabinet des pierres) I. N. 118, darſtellend die Taube mit dem Oelzweig, unter ſich die Arche, über ſich die Wolken mit einem ſchmalen Abſchnitt des Regenbogens. Eben ſo auf Bildern des Weltgerichts. Von vorzüglicher Schönheit iſt der Regenbogen in dem berühmten Danziger Weltgericht, das unſerm Johann von Eyck zugeſchrieben wird. Hier ſieht man ihn ſogar noch ſich ſpiegeln in der goldenen Kugel, die dem ewigen Richter zum Fußſchemel dient. Auf einem ähnlichen und nicht minder berühmten Weltgericht des Schoreel in Brügge ſpiegelt ſich der Regenbogen im Meere.

Warum der Regenbogen (in Lothringen) die Krone des h. Lienhard oder Bernhard heißt, iſt mir nicht bekannt. Bezieht ſich das Sinnbild vielleicht auf die ſieben ſchweren Eiſenringe, welche der ſtrenge Aſcet Bernhard zu St. Omer im 12ten Jahrhundert angelegt hatte?

Ich will hier noch einige wenige Notizen von geſchichtlich merkwürdigen Regenbogen beibringen, die ein poetiſches Intereſſe darbieten. Als der berüchtigte Schwärmer Thomas Münzer das bethörte Volk bei Frankenhauſen dem Heer der Fürſten und Ritter entgegenführte, verkündigte er ihnen, ſie würden ohne Schwertſtreich allein durch die Hülfe des Himmels ſiegen und nahm deſſen zum Zeugen den ſchönen Regenbogen, der eben am Himmel ſtand. Aber er wurde überfallen, geſchlagen und ſelbſt gefangen. — Bei dem großen Blutgericht in Prag im Jahr 1621, als Kaiſer Ferdinand II. nach der Schlacht auf dem weißen Berge die böhmiſchen Directoren und Hauptanhänger der huſſitiſchen Lehre und des vertriebenen

Königs Friedrich hinrichten ließ, flehte der Bürgerhauptmann Kutnauer noch auf dem Schaffot den Himmel an, ein Zeichen der Gnade zu geben, da die irdiſchen Fürſten keines geben wollten, und ſiehe da, plötzlich zeigte ſich am Himmel ein ſchöner Regenbogen.

Für die Albertiniſche Linie des ſächſiſchen Hauſes iſt der Regenbogen auf eine merkwürdige Weiſe verhängnißvoll geworden. Als Kurfürſt Johann Georg I. mit der Lauſitz belehnt wurde (zu Camenz), erſchien ein Regenbogen, den er für ein glückliches Zeichen nahm, aber es folgten die unglücklichen Zeiten des dreißigjährigen Krieges. Als wieder im Jahr 1806 Kurfürſt Friedrich Auguſt von Napoleon die Königswürde annahm, erſchien abermals ein Regenbogen, den man wieder für ein glückliches Zeichen hielt. Aber es folgten die großen Kriege, in deren Folge Sachſen getheilt wurde.

In der widrigſten und unnatürlichſten Verbindung erſcheint der Regenbogen als das von ihr ſelbſt gewählte Symbolum der berüchtigten Megäre Frankreichs, Katharina von Medicis.

Unabhängig von religiöſen und mythologiſchen Bedeutungen haben die Dichter noch viel Schönes an die Erſcheinung des Regenbogens geknüpft. Schon der berühmte indiſche Dichter Kalidaſa verglich, von der herkömmlichen Vorſtellung abweichend, den Regenbogen mit dem bunten Gürtel eines Mädchens und die Wolken mit ihrem vollen Buſen (Höfers indiſche Gedichte I. S. 84). Noch ſchöner iſt der Regenbogen benutzt in dem altindiſchen Drama Mrichchakati (Theater der Hindu, Weimar 1828. Theil I. S. 190). Die reizende Vaſantaſena hat ihren Geliebten Charidatta in Sturm und Gewitter gefunden. Da ruft er:

Mag ſchwarz der Himmel ſeyn, und aus den Wolken
Viel hundert Blitze brechen; ſie ſind freundlich,
Und haben ſie, nach der umſonſt ich ſeufzte,
Mir hold gegeben. — Glücklich, dreimal glücklich
Iſt jeder, deſſen Wände in ſich ſchließen
Die Schöne, die er liebt, der in den Armen,
An ſeiner Bruſt die Zitternde erwärmt.
Geliebte, ſieh; dort wölbt ſich Indra's Bogen
Am Himmel, Armen gleich, die ausgebreitet
Ermüdet ſind; der Himmel ſchleudert Blitze,
Und ſeine Wolken hängen tief herunter.
Es ladet alles uns zur Ruhe ein;
Laß uns hineingehn; ſieh, die Tropfen fallen
Melodiſch tönend auf der Palme Laub,
Und auf den Kieſelbruch und in den Bach
Und geben ſolche holden Klänge wieder,
Wie lieblich Laute und Geſang ſie wecken.

In einem andern, in demſelben Werke mitgetheilten Drama, Malati und Madhava, heißt es (Theil II. S. 101):

Den Jubelruf zu hören ringsumher,
Mit dem die Pfauen froh den Regenbogen,
Der ihrer Liebe günſtig iſt, begrüßen.

Die himmliſche Erſcheinung ſteht wegen ihrer Farbenpracht mit den Pfauen in einer poetiſchen Wahlverwandtſchaft.

Am Ende des Mittelalters deutete Theophraſtus Paracelſus den Regenbogen auf eine freilich ſehr unwiſſenſchaftliche, aber gewiß ſehr poetiſche Weiſe, indem er ihn eine himmliſche Blume nannte, die unſichtbar und im Stillen auf dem Feld der Sterne wachſe und nicht eher von uns geſehen werde, als bis ſie den großen farbigen Blüthenkelch öffne, aber dann ſchnell wieder verblühe. Die neuern Dichter haben nichts aufgebracht, was dieſem Bild an poetiſcher

Tiefe gleich käme. — Auch der ſogenannte philoſophiſche Regenbogen der Alchymiſten iſt eine ungemein poetiſche Vorſtellung. Sie verglichen die Efflorescenz vieler metalliſcher Farben, die der Ausſcheidung des reinen Goldes vorhergehe, mit dem Regenbogen, der da verkündige, daß der Kampf der Elemente beendigt ſey, daß Frieden herrſche und daß nun der König im Purpur erſcheinen werde.

Im allegoriſchen Zeitalter nach der Reformation wurde der Regenbogen oft zu Sinnbildern benutzt, zuweilen ſehr poetiſch. Ein Regenbogen im drohenden Gewölk mit der Deviſe inter nubila gratior bedeutete eine ſchöne Fürſtin unter Gefahren, oder einen gegen die beſiegten Feinde gnädigen Fürſten. Eine vor dem Regenbogen fliegende Wolke mit der Deviſe auget splendorem bedeutete die Niederlage des Feindes. Die Wolke wollte die Sonne verfinſtern und macht ſie nur noch glänzender und ſchöner. — Pater Abraham a Santa Clara ſagt in ſeinem Erzſchelm (III. S. 2.) ſehr ſinnreich vom Prunk der damaligen Höfe: die Liberey der Lakayen und Bedienten hat faſt allerlei Farben, wie ein Regenbogen; es kann wohl ſeyn, daß es naſſes Wetter bedeute in den Augen der Unterthanen.

Jean Paul vergleicht die Waſſergalle mit der kurzen Freude des trüben Erdenlebens. Sehen wir auch nur ein kurzes Stück des ſchönen Bogens, ſo denken wir ihn doch fortgeſetzt und voll im Himmel. Ich erinnere mich nicht mehr, welcher neuere Dichter das ſchöne Bild eines Regenbogens mitten im noch ſtürmiſchen Meere ausgeführt und als Hoffnungszeichen ſinnig gedeutet hat.

Herder dichtete ein ſehr ſchönes Lied auf den täuſchenden Schein des Regenbogens:

Schönes Kind der Sonne,
Bunter Regenbogen,
Ueber ſchwarzen Wolken
Mir ein Bild der Hoffnung.

Tauſend muntre Farben
Bricht der Strahl der Sonne
In verhüllten Thränen
Ueber grauer Dämmrung.

Und des weiten Bogens
Feſte Säulen ſtehen
Auf des Horizontes
Sichrem Felſenbogen.

Weh! der Bogen ſchwindet,
Seine Farben blaſſen;
Von den feſten Säulen
Glänzet noch ein Wölkchen.

Aber ſeht, der Himmel
Bläuet ſich; die Sonne
Herrſchet allgewaltig
Und die Auen duften.

Schwindet, holde Kinder
Schöner Jugendträume,
Schwindet! Nur die Sonne
Steig' hinauf und walte.

Hoffnungen ſind Farben,
Sind gebrochner Strahlen
Und der Thränen Kinder;
Wahrheit iſt die Sonne.

Ein andrer Dichter nahm die liebliche Täuſchung des Regenbogens zugleich in der antiken Bedeutung:

Digitized by Google

In finſtrer Höhle lagen die Träume,
Gefeſſelt am Boden, am harten Stein,
Es drang in die tiefen dunklen Räume
Kein Schimmer des Lichtes je hinein.

Da klagten ſie leiſe und klagten bange:
„Warum hat uns Zeus in die Nacht gebannt,
In die alte Jahrtauſend lange,
In der wir die Sonne nie gekannt?

Dürfen wir frei die Schläfer umſchweben,
So ſterben wir doch im Morgenroth,
Die ſehnend hin zum Lichte ſchweben,
Im Lichte finden wir den Tod.

Wir bilden ſo liebreich in der Stille,
Was immer des Menſchen Herz erfreut,
Möchten's ihm bieten in goldner Fülle
Und werden doch nie zur Wirklichkeit.

Wir ſind der Armuth reiche Gäſte,
Wir baun mit unerſchöpflicher Kunſt
Blühende Gärten und weite Paläſte
Und alles verrinnt doch wieder in Dunſt.

Wir legen, die ſich heimlich ſehnen,
In der entbehrten Liebe Schooß,
In Freude verwandelnd alle Thränen,
Leiden wir ſelbſt der Thränen Loos."

So weinten die kleinen Träume leiſe.
Der finſtre Traumgott hörte zu,
Und in der Sklavenhändler Weiſe
Schwang er die Peitſche: habt nun Ruh!

Sie ſchwiegen und zitterten und krochen
Zuſammen, nur heimlich jeder weint.
Da hört man's an der Thüre pochen
Und eine lichte Geſtalt erſcheint.

Denn Iris iſt's, die ſich verſtohlen
Ins nächtliche Reich des Traumgotts ſchlich,
Für Juno einen Traum zu holen.
O ſeht, ſie bangt, ſie fürchtet ſich.

Vorſichtig ſchreitet ſie durch die engen
Höhlungen mit geſenktem Blick
Und ſchiebt die Träume, die ſie umdrängen,
Mit ihrem zarten Fuße zurück.

Sie lauſchen entzückt und wie geblendet
Vom ſanften Regenbogenlicht.
„Biſt du's, die unſer Leiden endet,
Auf ewig unſre Feſſeln bricht?

Biſt du, o Liebliche, die Sonne,
Die uns aus der langen Nacht befreit?
Führſt du uns zu des Tages Wonne
Und in die ſchöne Wirklichkeit?"

Sie breitet weit aus ihr Gefieder
Und leuchtet mild in die Nacht hinein
Und lächelt: ihr armen kleinen Brüder,
Ich bin wie ihr ein bloßer Schein.

Den Regenbogen, wie er in Waſſerfällen ſichtbar wird, hat C. G. Ritter von Leitner (Veſta 1832 S. 212) ſinnig auf die badende Iris bezogen:

Hoffend ſenke den Leib, den ſterblichen, in das Gewäſſer,
Das Unſterbliche ſelbſt nicht zu beſuchen verſchmähn,
Iris labet hier oft geheim die ätheriſchen Glieder,
Wie es am Ufergebüſch hangend ihr Schleier verräth.

Er ſpricht insbeſondere vom Regenbogen im Waſſerfall der Gaſteiner Ache.

Juſtinus Kerner ſingt:

Wenn Schmerz mit Luſt des Sängers Bruſt durchglüht,
Entſpringt aus ihr das farbenreichſte Lied.
Wenn Regen in den Glanz der Sonne quillt,
Entſteht des Regenbogens buntes Bild.

Ein ſehr liebliches Bild hat uns Rückerts reiche Phantaſie ausgemalt:

Die Göttin Iris ſtand in lichter Zier
Und lächelte herab vom Farbenbogen,
Der Brücke von Rubin, Smaragd, Sapphir,
Die über einem Eiland ſtand gezogen,
Ihr einer Fuß auf Meereswogen hier,
Und dort ihr andrer Fuß auf Meereswogen;
Und mitten in am Eiland ſaßen wir,
Von Liebesſcherz und Grazien umflogen.

Nicht ſelten haben aber auch die Dichter, wie die Maler, den Regenbogen mißbraucht zu Effectſcenen und ihn bei ſentimentalen und feierlichen Gelegenheiten gar zu oft erſcheinen laſſen. Was insbeſondere die Maler betrifft, ſo haben ſelbſt die glänzendſten Verſuche von Rubens, Pouſſin, Koch ꝛc. nur beweiſen können, daß ſich der Regenbogen nicht malen läßt.

J. G. Jacobi fingirt einen Wettſtreit zwiſchen der Morgenröthe und dem Regenbogen und tadelt die (übrigens nur in ſeiner Einbildung vorhandenen) Verächter der Iris. In dieſem etwas geſchraubten Gedicht iſt doch folgender Gedanke ſchön:

Hätte je mit reinerem Feuer
Euch der Muſe Geſang durchglüht,
Euer Ohr geachtet auf der Leyer
Siebenfach tönende Harmonie,
Auf den Wechſel der Saiten, und wie

Schweſterlich eine die andre verkündet,
Jetzt im tieferen Ton der höhern ſchwindet,
Alles ſich trennt und wieder findet,
Alles ſich ordnet zu ſüßem Verein,
O der ſiebenfarbne Schein
Würd' euch höhere Dinge lehren;
Staunen würdet ihr und ehren
Die geheimnißvolle Hand,
Welche Strahlen und Sterne band,
Und die Wunderkraft des Schönen,
Das in Farben und in Tönen
Unſern Geiſt dem Staub entzieht.

Mehrere Gedichte auf den Regenbogen ſind in Räthſelform gegeben. So ein älteres aus den Kurzweiligen Fragen (S. 23.) aufgenommen in des Knaben Wunderhorn I. S. 209.

Es iſt die wunderſchönſte Brück,
Darüber noch kein Menſch gegangen,
Doch iſt daran ein ſeltſam Stück,
Daß über ihr die Waſſer hangen,
Und unter ihr die Leute gehn
Ganz trocken, und ſie froh anſehn,
Die Schiffe ſegelnd durch ſie ziehn,
Die Vögel ſie durchfliegen kühn;
Doch ſtehet ſie im Sturme feſt,
Kein Zoll noch Weggeld zahlen läßt.

So das berühmte Räthſel von Schiller:

Von Perlen baut ſich eine Brücke
Hoch über einen grauen See;
Sie baut ſich auf im Augenblicke,
Und ſchwindelnd ſteigt ſie in die Höh'.

Der höchſten Schiffe höchſte Maſten
Zieh'n unter ihrem Bogen hin,

Sie ſelber trug noch keine Laſten,
Und ſcheint, wie du ihr nah'ſt, zu fliehn.

Sie wird erſt mit dem Strom, und ſchwindet,
So wie des Waſſers Fluth verſiegt.
So ſprich, wo ſich die Brücke findet,
Und wer ſie künſtlich hat gefügt?

Eines der großartigſten und ſchönſten poetiſchen Bilder iſt die Erklärung der Planetenſchöpfung durch den Regenbogen in Okens Naturphiloſophie (2te Ausgabe S. 69.), deren ich oben ſchon gedacht habe, ſofern ſie gewiſſermaßen nur eine uralte orientaliſche Vorſtellung wiederholt. Oken ſagt: „Die Farben ſind nichts als Abbilder der Sonne in der Finſterniß, Selbſterſcheinungen der Sonne in der finſtern Materie. Ein Lichtpunkt in die Finſterniß geworfen, iſt Farbe. Dieſes gilt rings um die Sonne, daher iſt die Sonne von einer Hohlkugel von Farben, von ihrem eigenen Widerſchein umgeben. Der Regenbogen iſt ein Ring um die Sonne von unendlichen Poſitionen der Sonnenbilder in der Finſterniß. — Jedes Verdichten des Aethers durch das Licht iſt mithin Production der Farbe; und umgekehrt, jedes Produciren der Farbe iſt ein Verdichten des Aethers. — Die Geſetze der Färbung gehen alſo denen der Materiewerdung parallel, oder vielmehr ſind dieſelben. — Die Planeten ſind alſo nach den Geſetzen des Lichts, die es in den Farben ausübt, producirt. — Es gibt ſo viele Weltkörperproductionen als es Farbenproductionen gibt, alſo vier. — Die Sonne iſt die Verleiblichung des Rothen und des Feuers, die Planeten der drei irdiſchen Farben. Die Kometen gehören dem Reiche der Finſterniß an. — Die Planeten ſind nur abgeſpiegelte Sonnen in der Finſterniß; ſie ſind urſprünglich Farbenhohlkugeln geweſen, dann Farbenbahnringe (ſolare Regenbogen),

dann Farbenpunkte geworden. — Die Planeten ſind geronnene Farben, denn ſie ſind geronnenes Licht. — In derjenigen Entfernung von der Sonne, wo das Licht anfängt ſich zu trüben, wo es, im newtoniſchen Sinne zu reden, anfängt ſich zu brechen, da entſtehet Planetenmaſſe. Die Planetenmaſſe gerinnt alſo rings um die Sonne zuſammen, wie ein Regenbogen. — Dieſe planetaren Farbenbogen verhalten ſich zur Sonne, wie die drei irdiſchen Farben zu der kosmiſchen oder wie die drei irdiſchen Elemente zum Feuer. — Es müſſen alſo drei Planetenproductionen um die Sonne ſich gebildet haben, weil das Licht ſich in drei Momenten verdichtet, materialiſirt. — Zur erſten Production gehören Mercur, Venus, Erde, Mars, Veſta, Juno, Ceres und Pallas. Sie ſind die erſte Abweichung vom Roth, das Gelb. Das Erdige überwiegt in ihnen. Zur zweiten Production gehören Jupiter und Saturn, das Waſſer regiert ſie und wogt ſelbſt uns ſichtbar auf ihnen, Grün. — Zur dritten, entfernteſten Production gehört der Uranus; er iſt das Blau, in dem die Luft überwiegt.“

Es ſey mir erlaubt, an dieſe Sammlung mythiſcher und poetiſcher Vorſtellungen noch einige Notizen über die landſchaftliche Schönheit des Regenbogens anzuknüpfen. Eine phyſikaliſche Erklärung möge man hier nicht erwarten, da ſie dem Zwecke des vorliegenden Werkes nicht entſprechen würde und da man ſich darüber in allen guten Handbüchern der Phyſik und namentlich in Gehlers Wörterbuch hinlänglich unterrichten kann. Ich habe hier nur das Schöne im Auge. Doch muß der poetiſchen Beziehungen wegen, die darin liegen, voraus bemerkt werden, 1) daß jeder Menſch nur

ſeinen eigenen Regenbogen ſieht und daß der Regenbogen überhaupt nur vorhanden iſt, ſofern er geſehen wird, d. h. wenn alle Menſchen und Thiere blind wären, ſo würde er nicht nur nicht geſehen werden, ſondern auch gar nicht vorhanden ſeyn. Die Sonne bewirkt ihn nur vermittelſt unſers Auges und für unſer Auge. Er iſt nur durch die eigenthümliche Organiſation unſeres Auges hervorgerufen. Es gibt daher keinen objectiven Regenbogen, ſondern nur einen ſubjectiven für jedes Auge, das ihn ſieht. Der Beweis dafür liegt einfach darin, daß der geradlinichte Weg von der Sonne, als der Quelle des Phänomens, zum Mittelpunkt des Farbenringes, von dem wir im Regenbogen nur die obere Hälfte ſehen, immer mitten durch unſer Auge geht. Demnach iſt 2) zu beachten, daß wir den Regenbogen nur ſehen, wenn wir die Sonne im Rücken haben, etwas ſehr Natürliches, das aber eine tiefe poetiſche Bedeutung hat. So ſehen wir die ganze Schönheit der Natur vor uns, beleuchtet durch eine unſichtbare Sonne hinter uns, die wir nur an ihren Wirkungen erkennen — Gott. Daran knüpft ſich 3) die Bemerkung, daß wir den Regenbogen immer nur als eine in Farben zerlegte Abſpiegelung der Sonnenſcheibe ſehen, weßhalb er rund iſt. Wäre die Sonne ſtatt einer Kugel ein Würfel oder eine Pyramide, ſo würden wir auch den Regenbogen vier- oder dreieckig ſehen müſſen; und 4) daß der Regenbogen immer als Spiegelbild vor uns bleibt, daß wir, obgleich er uns immer anlockt, durch ſein ſchönes Thor hindurchzugehen, ihn doch nie erreichen. Dieß macht ihn zum lieblichſten Sinnbild einer unerreichbaren, himmliſchen Schönheit oder eines ewig erſehnten und nie zu erlangenden Glückes.

Je klarer die Luft iſt, je reiner und kräftiger die Sonne ſtrahlt und eine je dunklere Wolkenwand den Hintergrund

bildet, um ſo heller iſt auch der Regenbogen und treten ſeine Farben in der größten Pracht hervor. Dann bildet ſich gewöhnlich auch über ihm der Nebenregenbogen, der immer etwas bläſſer iſt und deſſen Farben in umgekehrter Ordnung ſtehen, nämlich das Violett am äußern und das Roth am innern Rande. Seine Stellung iſt eben ſo regelmäßig wie die des Hauptregenbogens. Die innere violette Farbe bildet mit der Achſe, die vom Mittelpunkt des Kreiſes durch unſer Auge zur Sonne geht, beim Hauptregenbogen ſtets einen Winkel von 40° 29′, die äußere rothe Farbe einen Winkel von 42° 23′; dagegen beim Nebenregenbogen die innere rothe Farbe einen Winkel von 50° 21′, die äußere violette einen von 53° 46′. Man hat die Entſtehung des Nebenregenbogens aus einer zweiten Reflexion des Sonnenlichts in denſelben Regentropfen erklärt, die bei der erſten den Hauptregenbogen bilden.

Am obern Rande heller Regenbögen zeigen ſich häufig ſchwächere Wiederholungen einiger Hauptfarben. Dieſe ſogenannten ſecundären Regenbögen hat man ſich theils aus der Interferenz des Lichts, theils aus der Reflexion in unregelmäßig gebildeten, abgeplatteten Regentropfen — noch immer ungenügend — zu erklären verſucht.

Im Innern des Bogens zeigt ſich die Luft oder Wolkenwand gewöhnlich viel heller und weißer, auf der äußern Seite des Bogens aber viel dunkler und ſchwärzer. Das kommt daher, weil ſich innerhalb des Kreiſes alle Farbenſtrahlen decken, woraus die weiße Farbe entſteht, und daß ſie nur am Rande des Kreiſes in Farben auseinandertreten. An der Gränze dieſes Farbenkreiſes hört die Spiegelung auf und erſcheint die Wolke wieder in ihrer natürlichen Dunkelheit. Wäre der Sonnendurchmeſſer kleiner und würden die Regen-

tropfen die Farbenſtrahlen weiter auseinanderſtreuen, ſo würden viele Bogen, jeder von einer beſondern Farbe entſtehen müſſen. Was die Phyſik nur theoretiſch nachweiſt, kann die Phantaſie als verwirklicht denken in andern Sonnenſyſtemen. Je nach der Verſchiedenheit des ſehenden Auges, des leuchtenden Körpers und des reflectirenden Mediums laſſen ſich unendlich verſchiedene Formen und Farben der Iris denken.

Die Verſchiedenheiten, die uns unſer irdiſcher Regenbogen darbietet, ſind weſentlich folgende.

Zuweilen erſcheint ſtatt des ganzen Regenbogens nur ein Stück davon, eine ſogenannte Waſſergalle, die gewöhnlich viel breiter iſt, als ein ganzer Regenbogen. Sie zeigt an, daß es noch mehr regnen wird. Zuweilen iſt auch der ganze Regenbogen ungewöhnlich breit, was von der Nähe des Wolkenhintergrundes und von der Beſchaffenheit der Luft abhängt, die uns die Gegenſtände näher oder entfernter zeigt. Iſt der Hauptregenbogen ſehr breit, ſo ſteht auch der Nebenregenbogen ſcheinbar weiter von ihm ab, was beſonders zur hohen Mittagszeit auffallend iſt, wenn der Regenbogen ſehr tief ſteht und nur einen niedern brückenartigen Kreisabſchnitt bildet. Eine merkwürdige Abweichung von der Kreisform hat man an den auf Schneewolken mitten im Winter gebildeten Regenbögen in den Dauriſchen Gebirgen beobachtet. Hier bildet das Farbenband zuweilen keinen Halbkreis, ſondern lagert ſich nur wie ein gekrümmter Balken auf die Wolken. Vergl. Ritters Erdkunde III. S. 319.

Man ſieht den Regenbogen zuweilen ſcheinbar oval, wenn der eine Schenkel desſelben auf einem Berge aufſteht. Ganz rund ſieht man den Regenbogen unter ſich, wenn man in einem Luftballon über der Regenwolke ſchwebt, oder bei-

nahe voll, wenn man auf einer vorragenden Felſennaſe über einem auf allen Seiten umher ſchäumenden Waſſerfall ſteht, was am Reichenbach im Haslithal vorkommt und bei Plürs an einem Waſſerfalle des Berges Savon (nach Scheuchzer itin. alpin. II. 107). Ueberhaupt ſind Waſſerfälle häufig die prachtvollſten Folien der Regenbogen. So iſt der Regenbogen, der, ſo lange die Sonne ſcheint, unbeweglich im Toben des Rheinfalls ſteht, eines der ſchönſten Naturphänomene und tief poetiſch, wenn man ihn ſinnbildlich deutet, z. B. auf die ſegenvolle Erſcheinung des Chriſtenthums mitten im Sturm der Völkerwanderung. Nicht minder berühmt, aber von mehr idylliſcher Schönheit iſt der Regenbogen im Staubbach im Lauterbrunner Thal. Nicht zu gedenken unzähliger andrer berühmten Waſſerfälle, denen der Regenbogen nicht fehlt. Beſonders ſollen ſich die heiligen Gangesquellen durch die Regenbögen in ihren erhabenen Cascaden auszeichnen.

Wir ſehn zuweilen den Regenbogen, ohne daß wir die hinter einer Wolke verborgene Sonne ſelbſt ſehn können, wenn dieſe nur auf die uns gegenüberſtehende Regenwolke ſcheint. Zuweilen zeigt ſich auch der Regenbogen vor Sonnenaufgang und nach Sonnenuntergang, indem die Sonne bereits die hohen Wolken beſcheint, ohne uns ſelbſt ſichtbar zu ſeyn. In den Breslauer Sammlungen findet man mehrere ſolche Fälle verzeichnet (Jahrgang 1718 S. 1607, 1719 September, 1722 Juli). Ich ſelbſt ſah am 7 September 1841 in Stuttgart einen Regenbogen nach Sonnenuntergang ſtufenweiſe von unten her verſchwinden und zuletzt noch hoch in der Luft einen kleinen Kreisabſchnitt bilden.

Man ſieht den Regenbogen zuweilen auch im blauen Himmel ſtehen ohne Wolke. So ſah ihn Kämtz. Die ſehr ſchöne Schilderung eines ſolchen Regenbogens, der noch in

vollem Glanze ſtehen blieb, nachdem alle Wolken ſchon verſchwunden waren, findet man in Schweiggers Journal Band 56. S. 388 vom Jahr 1838. Faſt noch merkwürdiger aber war der Regenbogen, den man 1830 in Erlangen noch vor Sonnenaufgang beobachtete und der einen ungeheuer großen vollen 180 Grad umfaſſenden Halbcirkel über den heitern, nur von wenig Gewölk getrübten Himmel zog. Beſchrieben in Kaſtners Archiv II. S. 391. Kaſtner vermuthet, er ſey durch Erhebung oder Luftſpiegelung aus weiter Ferne nahe gebracht worden.

Zu den merkwürdigſten Beobachtungen gehört die eines ebenfalls 1830 in Frankfurt a. M. erſchienenen Regenbogens. Derſelbe zeigte ſich in der hinterſten Regenſchicht und war durch mehrere im Mittel- und Vordergrunde ſtehende Regenſchichten zum Theil gedeckt.

Bisweilen zeigen ſich zwei oder gar drei Nebenregenbögen, was viel nachfolgenden Regen anzeigen ſoll. Noch merkwürdiger aber ſind die Regenbögen, welche ſich durchkreuzen. Solche kann es natürlicherweiſe nur dann geben, wenn die Sonne ſich im Waſſer ſpiegelt und aus dem Waſſer heraus nach denſelben Geſetzen, wie vom Himmel aus, einen zweiten Regenbogen bildet. Dieſer zweite ſteht immer höher als der erſte (weil das Sonnenbild im Waſſer nothwendig tiefer ſteht), und zuweilen gerade über dem erſten, zuweilen rechts oder links abgeneigt, in welchem Falle er einen Schenkel des erſten durchſchneidet. Ein Fall der erſten Art iſt ausführlich beſchrieben in Poggendorfs Annalen IV. S. 111; ein Fall der zweiten Art in Gilberts Annalen, LXII. S. 124. Im Jahre 1792 beobachtete man zu Gosport in Hampſhire

an der engliſchen Küſte ſogar vier ſchräg gegen einander geſtellte Regenbögen, weil jeder der beiden Hauptregenbögen noch einen Nebenbogen hatte. Eben ſo merkwürdig und wohl noch ſeltner iſt das Vorkommen zweier Regenbögen, die verkehrt auf einander ſtehen, einer auf dem Lande wie gewöhnlich, der andere verkehrt über ihm hoch in der Luft. Ich finde nur einen Fall verzeichnet, den die Memorie di matematica e fisica (Modena. XI. Band) beſchrieben haben. Er wurde am 22 Julius 1798 beobachtet und erklärt ſich nur aus der Luftſpiegelung.

Nicht ſelten herrſcht im Regenbogen eine Farbe vor oder iſt er ganz einfarbig. Dieß rührt theils von der Beſchaffenheit der Luft, theils von der Färbung der Sonne her, welche letztere aber ebenfalls nur aus der Schwängerung der Atmoſphäre mit ungewöhnlichen Dünſten herzuleiten iſt. Ganz weiß ſieht man den Regenbogen im Nebel. Beiſpiele findet man in den Breslauer Sammlungen von 1722, Monat December, und in den actis acad. naturae curios. 1730 appendix. S. 61. Cranz ſpricht auch davon in der Hiſtorie von Grönland (deutſche Ausgabe S. 59). Vielleicht erſcheint er in den nordiſchen Nebeln öfter ſo. In den Breslauer Sammlungen von 1718 S. 1607 iſt bemerkt, daß man den Aberglauben hege, wenn ein weißer Regenbogen erſcheine, ſo ſtehe die Peſt bevor.

Roth erſcheint der Regenbogen, wenn die Sonne ſelbſt ungewöhnlich roth gefärbt iſt. Auffallend rothe Regenbogen ſind beſchrieben in den Breslauer Sammlungen 1720 Auguſt und 1724 März. Sie ſollen, wie überhaupt Röthe der Sonne und des Mondes, Wind bedeuten. Auch hat man ſich davon ein gutes Weinjahr verſprochen. Ein gelber Regenbogen ſoll

dagegen ein gutes Kornjahr bedeuten nach den Breslauer Sammlungen 1720 Auguſt. Am ſeltenſten iſt der grüne Regenbogen, doch iſt er auch ſchon vorgekommen. Er ſoll große Näſſe bedeuten.

Der Mondregenbogen (Iris lunaris) übertrifft den Sonnenregenbogen noch an geiſterhafter Zartheit. Man kann ſich nichts Feenhafteres denken. Die Stille der Nacht, der Schlaf der Menſchen erhöhen den poetiſchen Reiz dieſer Erſcheinung, die meiſt unbeachtet und ungeſehen vorübergeht. Die Schwärze der Nacht aber iſt die ſchönſte Folie ſeines Farbenglanzes. Wie man ihn überhaupt ſelten ſieht, ſo noch ſeltner in vollem Glanze; gewöhnlich iſt er nur bleich, weißlich oder gelblich. Doch hat man auch außerordentlich helle beobachtet mit den lebhafteſten Farben und ſogar mit dem Nebenregenbogen. Die Beſchreibung eines ſo herrlichen Phänomens findet man in Gilberts Annalen XI. S.480. und in Schweigger's Journal LIII. S. 126.

Den in letzterm Journal beſchriebenen Mondregenbogen ſah man am 29 Mai 1828 zu Löwen, gegenüber dem Vollmond, aber von der ſchwärzeſten Nacht umgeben, prangend in glänzenden Farben und doppelt. Man hat ſogar einmal einen ſchönen Mondregenbogen geſehen, als der Mond im erſten Viertel nur eine ſchwache Sichel zeigte, wie das Philoſ. Magazin von 1833 Monat April, S. 317 berichtet. Von einem ſehr ſeltſamen Mondregenbogen, der nichts Gelbes noch Rothes, aber Weiß und Hellblau im herrlichſten Glanze zeigte, melden die acta acad. nat. cur. von 1673 S. 17. Dieſes werthvolle Werk, das nach einem Jahrhundert wieder fortgeſetzt worden iſt, erſchien bekanntlich damals noch unter dem Titel Ephemerides cur. med. phys.

Außer dem Regenbogen iriſirt bekanntlich noch unendlich Vieles in der Natur. Nicht nur die Regentropfen, ſondern auch zahlloſe andere durchſichtige und reflectirende Körper zerlegen das Licht in das Farbenſpectrum, worauf ſich die ganze Wiſſenſchaft und Praxis des Prisma gründet. Aber ich glaube ſchließen zu müſſen, da ich hier nur das große atmoſphäriſche Phänomen ins Auge faſſen wollte.

Nachträge.

Zu Seite 41. Der Vollſtändigkeit wegen entlehnen wir hier noch den Hauslehren des Heſiod (nach der Voſſiſchen Uebertragung) die ſchöne Stelle, die von der Schöpfung des Weibes handelt: Zeus iſt aufs heftigſte erzürnt,

Weil ihn getäuſcht der Betrug des ſchlaugewandten Prometheus.
Drum nun dem Menſchengeſchlecht mühſelige Leiden erſinnend,
Barg er das Feuer. Doch er, des Japetos herrlicher Sprößling,
Bracht' es den Menſchen zurück, von dem Donnerer heimlich entwendet,
Drinnen im markigen Rohr, unbemerkt Zeus waltender Vorſicht.
Jetzo begann voll Zornes der Herrſcher im Donnergewölk Zeus:

Du des Japetos Sohn, vortrefflichſter Kenner des Rathes,
Du frohlockſt, daß du Feuer entwandt, und den Sinn mir getäuſchet:
Traun, dir ſelber zum Weh, und den kommenden Männergeſchlechtern!
Jenen geb' ich für Feuer ein Unheil, deſſen ſich alle
Sollen erfreun, herzinnig ihr eigenes Uebel umfangend.

Alſo ſprach hohnlachend der Götter und Sterblichen Vater.
Und er gebot, daß eilig der kunſtberühmte Hephäſtos
Erde mit Blut einmengt', und menſchliche Stimm' ihr ertheilte,
Stärke zugleich, und Geſtalt, unſterblichen Göttinen ähnlich,

Mit holdſeliger Schöne der Jungfraun; dann daß Athene
Zierliche Werk' anwieſ', und Kunſtarbeiten des Webſtuhls;
Daß anmuthigen Reiz um das Haupt ihr göß' Aphrodite,
Unruhvolle Begier, und ſchmachtende Sorgen der Sehnſucht;
Ihr dann dreiſte Geſinnung zu leihn, und bethörende Schalkheit,
Gab er dem Hermes Befehl, dem beſtellenden Argoswürger.

Alſo Zeus; ſie aber geſammt willfahrten dem König.
Schleunig aus Erd' erſchuf der hinkende Künſtler Hephäſtos
Jungfraungleich ein edles Gebild, nach dem Rathe Kronions.
Solche gürtete nun, und ſchmückte ſie, Pallas Athene.
Auch die Chariten ſchlangen umher, und die herrliche Peitho,
Ihr ein goldenes Buſengeſchmeid', und rings um die Scheitel,
Wanden die lockigen Horen den Kranz von Blumen des Frühlings.
Allen Schmuck um den Leib dann ordnete Pallas Athene.
Ihr auch legt' in die Bruſt der beſtellende Argoswürger
Sanft einnehmende Wort' und Lug und bethörende Schalkheit,
So wie Zeus ihm geboten, der Donnerer; redende Stimm' auch
Legete Hermes hinein. Und allbegabte Pandora
Ward ſie genannt, weil alle die Seligen auf dem Olympos
Eigene Gab' ihr beſcheert, zum Leid den erfindſamen Männern.

Als ſie den ſchlüpfrigen Trug, den ſchwervermiednen, gefertigt;
Sendete zum Epimetheus den rüſtigen Hermes der Vater,
Daß er der Götter Geſchenk hinführete. Doch Epimetheus
Dachte nicht mehr an das Wort des Prometheus, nie ein Geſchenk doch
Anzunehmen von Zeus dem Olympier, nein zu entſenden
Jegliches, eh' es vielleicht den Sterblichen würde zum Unheil.
Siehe, zuvor ja lebten die Stämm' erdbauender Menſchen
Fern den Leiden entrückt, und fern mühſeliger Arbeit,
Auch Krankheiten des Weh's, die Tod' herbringen den Männern;

Digitized by Google

Denn in dem Unglück pflegen die Sterblichen frühe zu altern.
Aber das Weib hob jetzo den mächtigen Deckel des Faſſes,
Rüttelte dann, daß den Menſchen hervorging Jammer und
Trübſal.
Dort die Hoffnung allein, in dem unzerbrechlichen Hauſe,
Blieb inwendig dem Faſſe zurück, tief unter der Mündung,
Und nicht flog ſie heraus; denn zuvor ſchloß jene den Deckel'
Nach Zeus heiligem Rathe, des donnernden Aegiserſchüttrers.

Zu S. 45. Indem ich das mir abhandengekommene Citat zu der Notiz, die Sage der Andreasinſeln betreffend, vergebens ſuchte, fand ich dieſelbe Sage vollſtändiger von den Pelewinſeln erzählt in Hockies Reiſe (deutſche Ausgabe 1805 Einleitung S. XXIII). Dieſe Inſeln liegen bekanntlich im Süden von Japan, öſtlich von den Philippinen. Die Sage lautet: die Gottin Lingobund ſchwebte ſchwanger in der Luft, ſenkte ſich aber auf die damals noch ganz kahle Erde herab und gebar hier drei göttliche Kinder. Während ihrer Geburt aber entſtanden zugleich die Pflanzen, Thiere und Menſchen. Die Menſchen waren anfangs noch dergeſtalt mondſüchtig, daß ſie jederzeit mit abnehmendem Monde ſtarben, mit zunehmendem Monde aber wieder auflebten.

Zu S. 61. Die Stelle bei Ariſtophanes lautet nach der Voſſiſchen Ueberſetzung:

Nur Chaos und Nacht und Erebos war Anfangs und des Tartaros Abgrund;
Nicht Erde, noch Luft, nicht Himmel auch war. In des Erebos
ödem Bezirk nun
Da gebieret die ſchwarzumflügelte Nacht vom befruchtenden
Winde das Urei,

Woraus in der Zeit umrollendem Lauf erſproß der begehrliche Eros,
Der am Rücken mit zwei Goldfittigen glänzt ꝛc.

Zu S. 65. Ein italieniſches Sprüchwort lautet:

Amor, e tossa, e rogna,
Celar non ti bisogna.

Zu S. 68. Ueber die Flügel des Eros iſt noch nachzutragen, daß derſelbe keineswegs immer geflügelt, ſondern auch hin und wieder ohne Flügel erſcheint, z. B. bei Lippert (I. 754), bei Taſſie (N. 2509). Vergl. Gerhards antike Bildwerke (Text, erſte Lieferung S. 72). Ferner iſt zu bemerken, daß die Flügel des Eros bei den Dichtern insgemein golden, zuweilen auch Taubenflügel genannt werden, daß ihm aber auch Euripides (Hippol. 1270.) und Claudian (XXXI. 140) und häufig die Vaſen bunte Flügel geben. Bei Montfaucon kommt ein Eros vor, dem kleine Flügel am Kopfe ſitzen, wie der Meduſa. Geiſtvoll iſt die Auslegung, die Plato (Phädros 252) den Flügeln des Eros gibt: Sterblichen heißt Eros der Geflügelte, aber den unſterblichen Göttern heißt er Beflügler.

Eine ſehr phantaſtiſche Fabel vom Urſprung der erotiſchen Flügel hat uns Aelian in den Thiergeſchichten (XIV. 28.) aufbewahrt. Der Meergott Nereus hatte außer fünfzig ſchönen Töchtern, den berühmten Nereiden, auch einen Sohn, den Nerites, der alle Jünglinge in der Welt an Schönheit übertraf. Aphrodite ſelbſt verliebte ſich in ihn und wollte ihn mit ſich in den Olymp nehmen, zu welchem Behuf ſie ihm Flügel wachſen ließ. Aber der phlegmatiſche Jüngling

zog es vor, bei ſeinen Schweſtern zu Hauſe zu bleiben und aus Zorn verwandelte ihn die verſchmähte Göttin in eine Muſchel und gab ſeine Flügel dem kleinen Eros. In dieſer Mythe iſt vielleicht mehr ausgedrückt, als nur die Rache, welche feurige Liebe an träger Gemeinheit nimmt; es iſt vielleicht auch eine Erhebung der uraniſchen über die laſcive Venus gemeint, deren priapiſches Symbol bekanntlich die Schnecke iſt.

Aelian knüpft hier eine zweite Mythe an, wonach derſelbe Nerites ein Liebling Poſeidons, des Meergottes, geweſen, und von dem Sonnengott Helios aus Eiferſucht in eine Muſchel verwandelt worden ſeyn ſoll und von dem Anteros ſeinen Urſprung genommen habe.

Zu S. 73. Die Liebe iſt **blind**, wie das Glück; aber auch geblendet, wie die Mücke, die ſich in die Flamme ſtürzt, und der Sinne wie durch Zauberei beraubt, daß ſie nicht nur am einmal geliebten Gegenſtande keinen Fehler ſieht, ſondern ſich ſogar an Gegenſtände hängt, die Jedem andern häßlich und lächerlich erſcheinen. Am reizendſten aufgefaßt von Shakſpeare in der thörichten Liebe Titania's im Sommernachtstraum.

Zu S. 75. Die Alten kannten keinen weiblichen Eros, ſtellten aber in Myſterienbildern auf Vaſen den Eros oft doppelgeſchlechtig dar, oder wenigſtens, wenn auch männlichen Geſchlechts, doch mit weiblichem Kopfputz. Vergl. Gerhard und Panofka Neapels antike Bildwerke I. S. 118 und

286. Hierbei dachte man wohl an den älteſten Eros Protogonos oder Phanes. Ueber die als Büſten vorkommenden Hermeroten vergl. Böttiger kleine Schriften I. 161.

Zu S. 76. Auf einer Gemme bei Galeotti (Muſeum Odescalcum Tab. 12.) ſieht man einen Lorbeerbaum, auf dem ein Greif ſitzt, einen Schild vor ſich haltend (apolliniſche Symbole). Daneben rechts arbeitet ein Eros emſig an einem kleinen Amboß, links ſteht ein anderer Eros rüſtig da. Ein einen Helm ſchmiedender Eros kommt öfter auf Gemmen vor. Auf einer Gemme bei Stoſch (N. 693) hat ſich ein Eros in einer Falle gefangen, während ein andrer ihm ruhig zuſieht. Auf einer Camee des Herzogs von Grafton (Böttiger kl. Schriften II. 324.) fährt Eros als Wagenlenker den von zwei Pſychen gezogenen Wagen des Bacchus, während Anteros in das Rad greift und den Wagen gewaltſam zurückhalten will.

Unter allen Wettrennen der Eroten iſt das auf einem Basrelief in der Sammlung des römiſchen Capitol das wildbewegteſte und am geiſtreichſten ausgeführt. Pferde und Eroten ſtürzen übereinander in unaufhaltſamſter Eile. Viel mehr Figuren enthalten die Vaticaniſchen Basreliefs (V. 38—41 des Muſ. Pio=Clement.), wo eigentlich die Pferde die Hauptrolle ſpielen, daher man die Eroten nur als Genien des Circus erklärt hat.

Zu S. 86. Bei Horaz (Oden IV. 13. 6.) ruht Amor auf den Wangen einer ſchönen Sängerin.

Zu S. 94. Ein wie Triton die Muſchel blaſender Eros kommt auf einem Sarkophag im neapolitaniſchen Muſeum vor. Zwei auf einem Kahn fahrende Eroten, von vier Delphinen gezogen (eine maritime Quadriga) bei Bracci. — Ein mit halbem Leibe aus einer Schnecke vorragender auf dem Meere ſchiffender Eros, der den mit Winden angefüllten Sack des Aeolus an zwei Stricken zurückhält (Licetti hierogl. S. 402), bedeutet wohl nicht, wie der Erklärer glaubt, einen Beherrſcher der Elemente in kosmiſchem Sinne, ſondern einfach die mit Abſicht zaudernde Liebe. — Drei auf einer Muſchel ſchiffende Eroten auf einer Gemme in Borioni collect. 40. Venus auf einer Muſchel, getragen von zwei Tritonen, auf deren Schweifen je ein Eros ſteht, der eine mit einem Spiegel, der andere mit einer Schale. Monum. Mathaeiorum III. 2. Die Büſte einer Venus in einer Muſchel, getragen von einem kleinen Eros und geſtützt von zwei Meerkentauren. Daſelbſt III. 12.

Da Venus ſelbſt aus dem Meere ſtieg und alle Fruchtbarkeit auf Erden durch das feuchte Element bedingt iſt, ſo war auch der Fiſch ein überall bekanntes erotiſches Symbol. Daher dachten ſich die Alten auch unter den beiden Fiſchen im Thierkreis wieder nur Venus und Amor. Als nämlich Typhon die ganze Götterwelt in Schrecken verſetzte, verwandelten ſich Venus und Amor in Fiſche (Manilii astron. IV. 580). Anakreon beſingt in der 51ſten Ode die göttliche Aphrodite, wie ſie auf dem Meere fährt, umringt von Eroten, die auf Delphinen reiten, und von Fiſchen, die ſich zärtlich um ihre Glieder ſchmiegen. — Gar ſchön iſt ein Basrelief in Vanuti et Amaduzzi Monument. Matthaeiorum III. tab. 11. darſtellend den koloſſalen Kopf des Okeanos über das Meer erhoben und umringt von Delphinen, auf

denen Eroten reiten. Auch Pſyche fährt mit Delphinen, z. B. Borioni collect. 43.

Zu S. 96. Ein Eros, der auf einem Schwan reitend mit dem Dreizack nach einem Delphin ſticht, kommt vor auf einer Gemme im Mus. Cortonense Nr. 29. Einer, der auf einem Delphin reitend nach einem Krebſe ſticht, bei Stoſch Nr. 739.

Zu S. 112. Ein Basrelief bei Inghirami (IV. P. 2.) zeigt uns ebenfalls den Triumph des Eros und der Pſyche. Er iſt als Jüngling aufgefaßt. Vor ihm ſchwebt ein kleiner kindlicher Eros und überreicht den Liebenden eine Taube. Zu ihren Füßen neckt ein anderer ein Häschen, dem er eine Traube vorenthält. Auf Pſyche's Seite ſteht ein Schwan, auf der des Eros ein Pfau. Von beiden Seiten kommen Genien mit Geſchenken, darunter auf Pſychens Seite zwei ihr ähnliche Weſen mit Schmetterlingsflügeln.

Zwei andere Bildchen bei Inghirami (VI. N.) wiederholen den Kuß. Auf dem einen iſt Eros ein Kind und Pſyche hat vier Augen auf jedem Flügel; auf dem andern (einem auch anderwärts vorkommenden Vaſenbilde) iſt Eros ein Jüngling mit ſehr langen Flügeln und wirft ſich in die Arme der ſitzenden Liebesgöttin. Eine der lieblichſten Darſtellungen des Kuſſes kommt vor in Buonarotti vetri antichi XXVIII. 3. Eros und Pſyche umarmen und küſſen ſich; neben ihm hängt ſein Köcher an einem Roſenſtock; neben ihr ſieht man einen Spiegel. Wieder anders iſt dieſe Idee aufgefaßt in einem Basrelief (Vanuti et Amaduzzi monu-

menta Matthaeiorum III. 15). Hier bilden die drei Grazien die Mitte und auf jeder Seite derſelben küßt ein Eros eine Pſyche. Man kann das innerſte Geheimniß der Grazie nicht reizender offenbaren.

Zu S. 113. Auf einer alten Gemme (Licetti hierogl. S. 3.) kommt ein Knabe mit Schmetterlingsflügeln in einem Wagen vor, den zwei Lorbeerzweige in den Händen tragende Eroten ziehen. An eine männliche Pſyche iſt nicht zu denken. Auch die wunderliche Erklärung des Licetus gibt keinen guten Sinn. Er hält den Knaben mit Pſycheflügeln für den Amor rationalis, und die beiden ihn ziehenden für den Amor voluptuosus und heroicus, deren niedere Natur von ſeiner höhern geleitet wird. Wäre dieſe Erklärung richtig, ſo müßten die vorgeſpannten Eroten wohl eher demüthig oder unwillig, als freudig und mit Siegeslorbeern geſchmückt erſcheinen. Vielleicht iſt der pſychiſche Knabe ein Heſperos; wenigſtens kommt dieſer Genius des Abendſterns öfter mit Schmetterlingsflügeln vor. Vergl. Panofka's Terracotten S. 71. Dann würde die Gemme des Licetus den Triumph des Abends, der für die Liebe glücklichſten Zeit bedeuten.

Zu S. 114. Im Pflügen des Eros mit der Pſyche ſieht Böttinger (kl. Schriften II. 319.) ein Symbol der Zeugung, weil Plutarch (praecept. conjug. 42.) von der Athenern ſagt, ſie hätten drei Ackerfeſte gefeiert, das heiligſte aber in der Brautnacht.

Zu S. 117. Einen Eros, der den Bogen wegwirft und dagegen die Lyra ergreift, malte der berühmte griechiſche Maler Pauſias (nach Pauſanias IV. 25). Ein ſehr edles Motiv.

Der älteſte Eros Phanes oder Protogonos wurde vornehmlich von Plato und ſpäter von den Neuplatonikern als das ordnende Weltprincip aufgefaßt, Licht bringend in die Nacht des Chaos, Leben bringend in die Materie, Ordnung in die himmliſchen Sphären und in die Reiche der irdiſchen Natur, Liebe, Sitte und Weisheit unter die Menſchen. So denkt ihn Plato (im Symposion 188) als den Eros, welcher der uraniſchen Venus identiſch iſt, ſetzt demſelben aber einen zweiten Eros entgegen, welcher der pandemiſchen Venus entſpricht, und von dem alle Unordnung und Unſitte in die Welt kommt. Unter den Neuplatonikern hat Plotinus (Ennead. III. im 5ten Buch, Cap. 2.) jene Lehre Plato's commentirt. Man kann nun den ſo oft bei den Alten mit der Lyra vorkommenden Eros gewiß auf keine beſſere Weiſe deuten, als wenn man in ihm den guten Eros des Plato erkennt.

Was Plato's böſen Eros anbelangt, ſo könnte man darunter einfach den Anteros verſtehen; aber Anteros gehört überall, wo er vorkommt, dem engern Kreiſe zärtlicher Streitigkeiten, Nebenbuhlereien und Läſterungen an, und ſcheinen die Dichter und Künſtler ihn nicht in Plato's großartigem philoſophiſchem Sinne aufgefaßt zu haben. Plato ſelbſt nähert ſich hier auffallend der altperſiſchen Idee von einem guten und böſen Weltprincip, von Ormuzd und Ahriman, und ſagt von ſeinem böſen Eros Dinge aus, die eher dem Ahriman zugeſchrieben werden müſſen, als ſie irgend einem der griechiſchen Eroten angedichtet werden können, die alles Böſe, was ſie thun, durch ihre Liebenswürdigkeit wieder vergüten. Plato's böſer

Eros iſt der Vater aller Krankheiten, alles Mißwachſes, alles Unglücks, aller Laſter unter dem Monde, und ſtört, wo er kann, die Geſtirne, verdirbt das Thier= und Pflanzenreich ꝛc. In dieſem Sinn ſcheint er mehr perſiſch, als griechiſch, und gehört nur dem Plato an; während der gute Eros Protogonos, als Princip der Weltharmonie, allgemein in Hellas bekannt und anerkannt war.

Neben dieſem platoniſchen Dualismus findet ſich bei den Alexandrinern auch eine vielfach umgewandelte Dreieinigkeitslehre, in welcher der orphiſche Eros Phanes oder Protogonos die Hauptrolle ſpielt. Vergl. die treffliche Erörterung Zoëga's in deſſen Abhandlungen S. 211. Mich tiefer in dieſe Philoſophien einzulaſſen, würde dem äſthetiſchen Zweck, den ich hier verfolge, nicht angemeſſen ſeyn. Ein neues und ſehr poetiſches Motiv wäre zu gewinnen, wenn die Metis, die dort zuweilen dem Phanes (wie die Maja dem indiſchen Brahma und ſpäter noch Sophia dem gnoſtiſchen Gott, als Weisheit neben der ſchöpferiſchen Kraft) beigegeben wird, irgendwie auf die in ſo vielen Bildern mit dem Eros verbundene Pſyche bezogen werden könnte, was aber nicht der Fall iſt.

Zu S. 122. Auf einem Basrelief im römiſchen Capitol kommt ein Triumphzug der Eroten vor. Sie führen je auf einem beſondern Triumphwagen die Attribute des Hermes, Bacchus, Apollo ꝛc. Sehr ſchön ausgeführt. Zu den naivſten Triumphen der Eroten gehört der über die keuſche Luna. Auf einer Urne im Vatican ſieht man zwei Eroten den Wagen und die Pferde der Mondgöttin halten, während ſie abgeſtiegen iſt und dem ſchönen Schläfer zueilt. Aehn=

liche Darſtellungen findet man in Gerhards antiken Bildwerken. I. 37. und 40.

Zu S. 126. Eros wurde im Tempel zu Leuctra in Lakonien verehrt (Pauſanias III. 26.); auch von den Pariern am Helleſpont (IX. 27.), deßgleichen von den Kauniern (Heſychius). Die Myſterien des Eros ſcheinen, wie die bacchiſchen und mit denſelben verbunden, beſonders auf die Unſterblichkeitslehre Bezug genommen zu haben. Daher Eros und Pſyche ſo oft auf Sarkophagen und Grabdenkmälern mit bacchiſchen Symbolen verbunden ſind.

Die Perlenſchnur, die Eros zuweilen auf Vaſen um die Stirn trägt, kommt noch öfter bei Hermaphroditen vor und mag ihn als den Eros der Myſterien bezeichnen.

Zu S. 129. Die ſchönſte Darſtellung des von vier Eroten leicht gebundenen und geführten Löwen findet man unter den Moſaiken des capitoliniſchen Muſeums (IV. 19). Hinter dieſer Gruppe ſteht Herakles mit dem Spinnrocken. Vergl. Gorii dactyl. Zanetti 35. — Auf einer Gemme bei Stoſch (Winckelmann N. 661) zieht Eros einem Löwen, deſſen Haupt von einem Strahlennimbus umgeben iſt, einen Dorn aus dem Fuße. Auf einer Camee im neapolitaniſchen Muſeum reitet Venus auf dem Löwen und wird von Eros geführt.

Zu S. 130. Eroten, die auf Kentauren reiten, kommen zuweilen in bacchiſchen Zügen und auf Grabmälern

vor, z. B. auf den, von Leſſing in ſeiner Abhandlung: wie haben die Alten den Tod gebildet? mitgetheilten. Ein Eros reitet auf einem männlichen Kentaur, welcher die Lyra, und ein andrer (der auch für eine Pſyche gehalten worden iſt) auf einem weiblichen Kentaur, welcher die doppelte Flöte bläst. Welche Bedeutung den Kentauren im Todtencultus eigentlich zukommt, iſt noch nicht gehörig ermittelt. Leſſing geht davon aus, daß die Kentauren Nachbarn der Unterwelt ſeyen. Creuzer (Symbolik 2te Auflage Theil II. S. 251.) faßt den Gegenſatz der Kentauren gegen den Herakles und gegen Löwen und Stiere als bekannte Sonnenſymbole auf. Erwägt man, daß das herbſtliche Zeichen des Schützen ſowohl bei den Griechen, als auch auf einem ägyptiſchen Wandbilde bei Denon ein Kentaur iſt, ſo ſcheint er die Nähe des Winters, und auch in dieſer Beziehung des Todes, der Unterwelt zu bezeichnen. Uebrigens ſtehn die Kentauren zu Tod und Gräbern immer nur in einem mittelbaren Verhältniß, ſofern ſie ein integrirender Theil des bacchiſchen Gefolges ſind. Die bacchiſchen Scenen aber auf Sarkophagen und Grabdenkmälern erklären ſich aus dem Opfertode des Dionyſos, des jährlich ſterbenden Naturgottes. Auch auf einem Basrelief im Vatican (Mus. Pio-Clement. IV. 25.) kommen zwei Kentauren vor zur Rechten und Linken zweier in der Mitte ſtehenden Eroten, die einen großen Schmetterling über der Flamme ihrer zwei zuſammengelegten Fackeln halten.

Zu S. 131. Oefters kommt Eros auf Gemmen mit einem Hunde vor, dem Sinnbild der Treue, zumal der ehelichen, wenn man nicht an die Beziehung auf die Jagd denken will. Eros führt einen Hund, liebkost einen Hund.

Digitized by Google

Unter Correggio's Wandgemälden im Nonnenkloſter St. Paolo in Parma kommt auch ein kleiner Eros vor, welcher der Diana einen Hirſchkopf, vielleicht den des Aktäon überreicht. Von der Hagen Briefe in die Heimath Theil II. S. 37.

Haug gibt in einem artigen Sinngedicht dem Amor zwei Schlüſſel, einen, um den Mund zu verſchließen, den andern, um das Herz aufzuſchließen.

Zu S. 132. Wohl die ſchönſten Grnppen kelternder Eroten ſind die auf einem Vaticaniſchen Sarkophage. (Mus. Pio-Clem. VII. tab. 12. und 13.)

Zu S. 134. Die bacchiſchen Eroten haben mehr oder weniger Uebereinſtimmung mit den Faunen, Satyrn, Panen, und nur Silen leidet ſeines Alters wegen keine ſolche Beziehung. Fauneſk könnte man den Eros mit der Doppelflöte nennen, wie er z. B. im Wiener Gemmencabinet (bei Ekhel. N. 29.) einer nachdenklich daſitzenden Pſyche luſtig und verführeriſch vorbläst. Satyreſk könnte man die Eroten nennen, die mit ſpitzen Ohren vorkommen, z. B. bei Zoëga Bass II. 88. Paneſk darf Eros genannt werden, wenn er die ſiebenfache Pansflöte bläst. Auf Gemmen in Florenz ſehen wir einen Wettſtreit zweier Eroten, von denen einer auf der Lyra ſpielt, der andere die Pansflöte bläst. Sie bedeuten entweder den Gegenſatz zwiſchen dem apolloniſchen und bacchiſchen Kreiſe, der zugleich der Gegenſatz zwiſchen himmliſcher und irdiſcher Liebe oder zwiſchen der Venus Urania und Pandemos iſt; oder ſie entſprechen einander in einer kosmiſchen Bedeutung, inſofern ſowohl die ſiebenſaitige Lyra als die ſieben=

rohrige Pansflöte die Harmonie der Sphären bezeichnet. Mus. Florentinum I. tab. 81. N. 1. II. 16. 2. — Wie es ferner unter den Satyrn zwei Hauptclaſſen gibt, die man mit dem Namen Oinos und Komos bezeichnet, je nachdem die einen vorzugsweiſe trinken, die andern tanzen und ſcherzen, ſo iſt dieſer Unterſchied vielleicht auch bei den traubenbekränzten und trinkenden Eroten einerſeits und bei den tanzenden und thyrſusſchwingenden andrerſeits wiederzuerkennen. Und könnte demnach der ſinnige und epheubekränzte Eros auch noch eine entfernte Beziehung auf den Silen zulaſſen.

Dieſe Nuancirungen haben aber erſt die ſpätern Künſtler auf Basreliefs, Vaſen, Gemmen ꝛc. ausgebildet. Platon unterſcheidet (in ſeinem Sympoſion 181.) nur ſehr einfach einen der Urania entſprechenden ſittlichen und einen der Aphrodite Pandemos entſprechenden unſittlichen Eros.

Pſyche kommt mit dem bacchiſchen Kreiſe nur in entfernte und zarte Berührung. Ein Eros mit dem Thyrſus neben Pſychen findet ſich bei Buonarotti, 382. Eine ſelbſt den Thyrſus ſchwingende Pſyche bei Lippert I. 832.

Zu S. 136. Ein gar lieblicher Amor, der ein unter ihm ächzendes und ſich ſchwer emporarbeitendes Schwein niederdrückt, kommt vor auf einer Gemme bei Worlidge. — Die ſchönen vaticaniſchen Eber, mit denen Eros fährt, werden vom Erklärer im Mus. Pio-Clementino (IV. zu tab. 12.) im Sinn des Virgiliſchen: Amor omnibus idem gedeutet (Georg. III. 244.)

Zu S. 141. In einem der geiſtreichſten ſpaniſchen Luſtſpiele Don Gil von Tirſo de Molina (überſetzt von Dohrn) kommt folgendes niedliche Liedchen vor:

Nach der Mühle Amors geht
Wohlgemuth ein ſchönes Kind,
Ihre Wünſche zu vermahlen;
Gebe Gott, daß es gelingt!
Auf das Rad der Eiferſucht
Wirft der Gott den Waizen hier:
Eiferſucht zermalmt die Körner,
Schält daraus das feinſte Gries.
Die Gedanken ſind der Mühlbach,
Kommen, gehen, her und hin.
Kam das Mädchen an das Ufer,
Und ſie hört ein kleines Lied:
„Bläschen werfen dieſe Waſſer,
Geht vorbei mein artig Lieb,
Singen, ſpringen, ſchimmern, flimmern
Ueber blanken Stein und Kies.
Vöglein fliegen aus den Neſtern
Nach den Myrtenbäumchen rings,
Picken, pflücken, ſchnattern, flattern
In Orangen und Jasmin.
Doch das Hornvieh böſen Argwohns
Seicht und leer das Bächlein trinkt;
Ueberall wo das ſich einſtellt,
Iſt die Hoffnung nur gering.“
Da ſie nun aus Waſſermangel
Still die Mühle ſtehen ſieht,
Fragt die Kleine, welche eben
Auf dem Weg zu lieben iſt:
„Müllerchen, was mahlſt du nicht?“
„„Weil mir das Hornvieh das Waſſer entzieht.““
Sah ſie Amorn weiß von Mehlſtaub,
Wie er mahlt den freien Sinn

Aller Herzen, die er peinigt,
Und ſo ſang die Maid zu ihm:
„Amor, du Müller und Weißmacher!“
„„Bin ich's, ſo lauf, ſonſt vermehl' ich Dich!““

Zu S. 152. Ein ſehr glückliches Motiv liegt in dem ſogenannten Cupido Statuarius, der an der Büſte eines alten etwas ſokratiſchen Mannes meißelt. Mus. Flor. I. tab. 78. N. 6.

Der antike Erotenhandel iſt mehrfach abgebildet, (zuletzt in Herculanum und Pompeji Hamburg 1841. Malereien II. N. 19). Dieſes alte Bild iſt nicht ſo ausgeführt, wie das moderne von Thorwaldſen, und es iſt darin eine ganz andere Grundidee ausgedrückt. Wie nämlich Thorwaldſen die Liebe in ihrer Beziehung zu den verſchiedenen Altersſtufen darſtellte, ſo wollte der antike Bildner die Wählerei der Liebe bezeichnen. Die Ausleger dieſes Bildes haben es, wie mich bedünkt, viel zu gelehrt zu erklären verſucht. Vergleiche Gerhard und Panofka I. S. 425. Mag auch die Verkäuferin der Eroten Penia (die Armuth und Mutter des Eros) ſeyn, ſo gehn die Akademiker doch wahrſcheinlich zu weit, wenn ſie in den beiden weiblichen Geſtalten, denen jene die geflügelten Kinder aus dem offenen Käfig anbietet, die Venus und Pitho und in den erſtern ſelbſt die erotiſche Dreieinigkeit Eros, Pothos und Himeros ſehen wollen. Wozu einem einfachen und durch ſich ſelbſt hinlänglich verſtändlichen Bildchen einen ſo geſuchten mythologiſchen Sinn unterlegen? Auch Gerhards und Panofka's Auslegung ſcheint noch zu künſtlich, da ſie in der weiblichen Hauptfigur die Venus, in der hinter ihr ſtehenden und in der Verkäuferin aber Grazien ſehen, die der Venus beiſtehen und ſie mit

den Eroten gleichſam „ausrüſten" wollen. Die junge Frau betrachtet die ihr dargebotenen Eroten viel zu ernſt und mit einem Ausdruck von Theilnahme und zugleich von Zweifel, daß man ſich dabei wohl kaum etwas anderes denken kann, als: ſie wählt. Ein ſehr natürliches und einfaches Motiv. Die Wahl unter mehrern Liebhabern iſt den Schönen immer angenehm, aber ſchwer. Der Bildner dachte hier wohl nicht an irgend eine Göttin, er wollte nur ein ſehr allgemeines, die Herzensangelegenheiten des ſchönen Geſchlechts betreffendes Thema ſinnig andeuten. Ein Eros ſteht ſchon neben der Wählerinn, aber ſie achtet ſeiner nicht: ein zweiter wird ihr eben dargereicht, aber auch ihn ſcheint ſie weniger zu beachten, als den letzten, der ſich noch verſchämt tief unten im Korbe verſteckt.

Zu S. 153. In einer griechiſchen Dichtung, deren Citat ich im Augenblick nicht finde, verwechſeln der Tod und Eros ihre Waffen. Dann heißt es ſehr ſchön, wie der Jüngling ſterben muß und der Greis ſich verliebt, wie der Tod das Brautbett ſchmückt und Eros das Grab.

In der Todtenfeier des Adonis von Bion heißt es (nach der Voſſiſchen Ueberſetzung):

> Schaue den zarten Adonis, geſtreckt auf Purpurgewanden.
> Ringsher weinen um ihn und ſeufzen empor die Eroten,
> All um Adonis geſchoren das Haar: der ſtampfet die Pfeile,
> Der ſein krummes Geſchoß, der bricht den gefiederten Köcher,
> Dieſer löst dem Adonis die Schuh', ein anderer bringet
> Waſſer im goldnen Geſchirr, und ein anderer wäſcht ihm den Schenkel,
> Jener zum Haupt ihm kühlt mit der Fittige Wehn den Adonis.

In der Klage um den Dichter Tibull läßt Ovid den Amor ebenfalls trauern, aber mit Uebertreibung. Der Kleine zerſchlägt ſich die Bruſt und weint, daß er faſt in Thränen erſtickt.

Zu S. 182. Des Kampfes der Bienen mit den Phalänen gedenkt Aelian in den Thiergeſchichten I. 58. Derſelbe ſagt daſelbſt, daß nicht nur üble Gerüche, ſondern auch künſtliche Wohlgerüche den Bienen zuwider ſeyen.

Zu S. 184. Konrad von Megenberg ſagt im Buch der Natur (gedruckt 1475), der Honig ſey am beſten, wenn man ihn im Vollmond ausnehme, was mit den Beziehungen der Biene zur Mondgöttin und Weltmutter übereinſtimmt. Derſelbe citirt aus Michael von Schottenland, in fruchtbaren und blumenreichen Jahren ſammelten die Bienen ſo emſig und reichlich Honig ein, daß ſie darüber vergäßen, Junge zu erzeugen, wodurch denn der Stock, trotz alles Honigreichthums, zu Grunde ginge. Uebrigens irrt er, indem er aus Ariſtoteles anführt, die alten Bienen bereiteten viel ſüßern Honig, als die jungen. Ariſtoteles ſagt in ſeiner Thiergeſchichte (IX. 21.) im Gegentheil, der Honig aus jungen Stöcken ſey der beſſere.

Zu S. 188. In Griechenland begegnet man einſamen Hürden, worin im Halbkreis Bienenkörbe aufgeſtellt ſind, nur von Hunden bewacht. Brandis Mittheilungen I. 146.

Zu S. 191. Am Gambia bereiten die Neger den Bienen ihre Stöcke aus hohlen Palmbäumen. Die Bienen ſollen eine Abneigung gegen die Citronenbäume haben, aber vorzugsweiſe gern rothe Blumen aufſuchen. Winterbottom's Sierra Leona. Deutſche Ausgabe S. 101. — Herr von Uffenbach ſah in der Mitte des vorigen Jahrhunderts in einem Garten bei Amſterdam eine Statue der Flora, in deren Innerm ſich ein Bienenſtock befand. Eine ächt holländiſche, doch anmuthige Allegorie. U. Reiſen. II. S. 415.

Zu S. 193. An einer farneſiſchen Statue der epheſiſchen Diana ſind ſeitwärts zwei Bienen abgebildet Menetrejus tab. 59.

Zu S. 195. Unter Bellori's Münzen, die ſich auf die Bienen beziehen, iſt auf tab. VII. ein Siegelring abgebildet mit einer Biene, deren Kopf die Sonne ſelbſt iſt.

Zu S. 206. Bellori hat unter den von ihm geſammelten Bienenſymbolen tab. VII. aus der Barberiniſchen Daktyliothek eine Gemme abbilden laſſen, welche den Eros auf einem Kruge über Waſſer fahrend darſtellt. Ein oft bei den Alten wiederkehrendes Bild. Hier aber iſt auf dem Kruge noch eine Biene dargeſtellt, als Verkündigerin der Wiedergeburt, zu welcher die in dem Kruge bewahrte Aſche beſtimmt iſt.

Zu S. 214. Auch der oben erwähnte Konrad von Megenberg beſchreibt den Bienenſtaat ſehr anziehend. Bei

ihm heißt die Bienenkönigin der Kaiſer oder der Weiſer (wobei man an wiſſen oder weiſe denken kann). Wenn er ausfliegt, fliegen die Bienen im dichten Gedräng um ihn her, doch ohne ihn mit ihren Flügeln auch nur leiſe zu berühren. Wenn die jungen Prinzen geboren ſind, laſſen die Bienen nur einen leben und tödten die andern, um Thronſtreitigkeiten zu verhüten ꝛc.

Nicht minder ausführlich ſind die Bienen von Philes (de animalium proprietate) in griechiſchen Jamben geprieſen worden, doch hat dieſer Hofpoet ſelten einen originalen Gedanken.

Zu S. 215. Auch dem Gelon wurde die Königswürde durch Bienen angezeigt. Juſtinus XXII. 4.

Die epheſiſchen und andere Münzen von Colonialſtädten, auf denen Bienen vorkommen, ſind geſammelt und abgebildet von Bellori. Neben der Biene zeigen die Münzen von Epheſus noch einen Hirſch, zuweilen auch eine Palme; die von Delphi einen Ziegenkopf; die von Meſſana einen Haſen; die von Dyrrhachium eine ſäugende Kuh; die von Neapel einen Stier mit bärtigem Mannskopf; die von Metapont eine Aehre. Auf einer arkadiſchen Münze kommt neben der Biene vor ein Adler, auf einer tauromenitaniſchen ein Dreifuß, auf einer ſyrakuſaniſchen eine Quadriga, auf einer römiſchen des L. Papius eine Juno Caprotina mit dem Ziegenfell als Helm.

Zu S. 219. Um eine zwiſchen drei Aehren in ein Getreidfeld geworfene Hoſtie bauten die Bienen eine zierliche

Monſtranz. Elſäſſer Sagenbuch von Stöber S. 86. Einer Frau, die eine Hoſtie in ihre Bienenkörbe that, damit ſie beſſer gedeihen möchten, und die dann ſtaunend ein Sanctuarium erblickte, welches die Bienen aus Wachs um die Hoſtie gebaut hatten, erwähnt Cäſarius von Heiſterbach (hist. memor. IX. de eucharistia cap. 8.) — Eine ſehr eigenthümliche und ſchöne pſychiſche Bedeutung in der chriſtlichen Poeſie iſt der Biene durch das Herrnhuter Geſangbuch gegeben worden. Da heißt es:

Du grüner Zweig, du edler Reis,
Du honigreiche Blüthe,
Du aufgethanes Paradeis,
Gewähr mir eine Bitte:
Laß meine Seel' ein Bienelein
Auf deiner Roſenwunde ſeyn.

Ach, ach, wie ſüß iſt dieſer Thau,
Wie lieblich meiner Seele,
Wie gut iſt's ſeyn auf ſolcher Au
Und ſolcher Blumenhöhle.
Laß mich doch ſtets ein Bienelein
Auf deiner Roſenwunde ſeyn ꝛc.

Ausgabe von 1741. S. 84. Auf S. 99. heißt es noch einmal:

O Herr Jeſu, gib mir Gaben,
Wie die klugen Bienen haben,
Weil ich mich zu dir gefunden
Auf die Roſen deiner Wunden,
Daß ich deins Bluts Honigſeim
Trag in meinm Mund und Herzen heim.

Zu S. 252. Bei Ariſtophanes trägt Iris einen arkadiſchen Sonnenhut, deſſen bunter Rand der Regenbogen iſt, als Parodie einer ähnlichen Erſcheinung der Iris in einem verlornen Drama des Sophokles, wie der Scholiaſt zu dieſer Stelle des Ariſtophanes (Vögel, 1203) berichtet.

Zu S. 253. Wie wenig Mercur und Iris als Führer der Seelen einander ausſchließen, erhellt aus einem von Millin (galerie mythol. N. 462.) mitgetheilten antiken Bilde, welches die Entführung des Hercules in den Olymp darſtellt. Hercules ſitzt neben der Iris auf ihrem Wagen, welchem Merkur voranſchreitet. Etwas ganz ähnliches ſehen wir auf einem Vaſenbilde bei Dubois (im zweiten Theile p. 38). Hier iſt die Ermordung des kleinen Aſtyanax dargeſtellt. Er liegt todt in den Armen ſeiner Mutter Andromache. Von oben her aber naht ſich, um ſeine Seele abzuholen, Hermes zu Fuß und gleich hinter ihm Iris auf einem Wagen von vier weißen Pferden gezogen. Gewiß eine ſehr liebliche Apotheoſe des Knaben, den uns Homer mit ſo unübertrefflichem Reiz in Hektors Abſchied geſchildert hat. Iris trägt hier lange Vogelflügel, aber als Andeutung des Regenbogens einen Nimbus von zwei Kreiſen um das Haupt. — Ohne Mercur, aber mit deſſen Attribut, dem Caduceus (Schlangenſtab) erſcheint Iris unter andern bei Inghirami (VI. L.); bei Tiſchbein (Vaſen IV. tab. 11).

Zu S. 265. Für die poetiſche Idee Rückerts findet ſich ſchon ein Vorgang im claſſiſchen Alterthum. In Mil-

lingen'ſ monuments (Vaſen p. 10.) kommt eine Umarmung des Peleus und der Thetis vor, und über dieſer zärtlichen Gruppe wölbt ſich ein Regenbogen.

Zu S. 270. Konrad von Megenberg glaubt, die Reihenfolge der Farben im Regenbogen ſey durch die Schwere bedingt, der leichtere Waſſerdunſt bilde oben die hellere oder die rothe, der ſchwerere unten die dunklere oder die blaue Farbe. Vincenz von Beauvais nimmt in ſeinem Spiegel der Natur (IV. c. 74.) vier Hauptfarben an nach den Elementen, aus denen ſie gleichſam durch den Sonnenſtrahl ausgezogen werden: Radius Solis de coelo igneum, de aqua purpureum, de aëre hyacinthinum, de terra colorem gramineum trahit. Vincenz enthält in den folgenden Capiteln noch einen Schatz von antiken und mittelalterlichen, ſinnigen und unſinnigen Erklärungen der Natur des Regenbogens, die ich aber hier nur erwähnen, nicht wiedergeben will, weil aus ihnen für Symbolik und Mythologie kein Gewinn zu ziehen iſt.

Berichtigungen.

Seite	7	Zeile	10	von unten	lies:	Manu ſtatt Mann.
„	13	„	5	„ „	l.	zwiſchen ſt. mit.
„	14	„	11	von oben	l.	oſtaſiatiſchen.
„	14	„	18	„ „	l.	habe.
„	16	„	1	von unten	l.	derſelbe.
„	21	„	13	„ „	l.	den der.
„	32	„	14	von oben	l.	habe Abraham.
„	141	„	7	„ „	l.	Guckkaſten.
„	153	„	9	von unten	l.	Flögel.
„	155	„	3	„ „	l.	an ſtatt von.
„	160	„	9	von oben	l.	koniſche.
„	207	„	16	„ „	l.	Herodot.
„	240	„	1	„ „	l.	Louhi.

Digitized by Google